Aus Hellas.

Fünf antike Erzählungen

von

Peter Mariager.

Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke
(Balthasar Elischer).
1882.

Aus Hellas.

Aus Hellas.

Fünf antike Erzählungen

von

Peter Mariager.

Vom Verfasser des dänischen Originals unter Mitwirkung von Eugen Liebich veranstaltete, einzig berechtigte deutsche Ausgabe.

Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke
(Balthasar Elischer).
1882.

Vorwort
der
deutschen Ausgabe.

Es ist mir bekannt, daß gegen Übersetzungen fremder Romane und Novellen in Deutschland ein gewisses Vorurteil herrscht, und daß selbst die besseren dieser verdeutschten Geistesprodukte bisweilen nur geringer Teilnahme begegnen.

Wenn vorliegendes Werk „Aus Hellas", eines der neuesten Erzeugnisse der dänischen Literatur, nichtsdestoweniger sich an die deutsche Leserwelt wendet, so geschieht dies zunächst aus zwei Gründen. Erstens hat das Buch einen eigenartigen Inhalt, der jedem gebildeten Publikum ohne Unterschied der Nationalität in gleichem Maße zugänglich ist, und zweitens liegt dasselbe, wie ich unten darthun werde, — in einer Gestaltung auf, daß es eigentlich mehr als eine Schwesterausgabe des Originals denn eine bloße Übersetzung zu bezeichnen ist.

Die deutsche Nation betrachtet das Studium der Antike als die unentbehrliche Grundlage feinerer Geistesbildung und idealen Strebens. In den Hellenen sieht dieselbe ein Volk, das in Hinsicht harmonischer Entwickelung sich vor allen anderen Völkern zu den höchsten Höhen der Menschheit erhoben, und in seinen nachgelassenen Schriften und Kunstwerken, die sich so treu an die Natur halten, erkennt sie bleibende Muster für alle Zeiten, eine Richtschnur des Geschmackes, einen Born der Verjüngung für den menschlichen Geist, so oft als dieser im Lauf der Jahrhunderte sollte auf Abwege geraten oder ermatten.

Wenn nun aber Humaniora in Deutschland so hoch geschätzt werden, so wird vorliegendes Werk sich vielleicht wohl eine gewisse Hoffnung machen dürfen, eine etwas gastlichere Aufnahme zu finden als so viele andere Romane und Novellen fremder Zunge.

Die Bilder, welche in „Aus Hellas" entrollt werden, beabsichtigen den Leser in die altgriechische Welt der Schönheit einzuführen, so wie dieselbe in Wirklichkeit war. Sie entlehnen ihren Stoff jenen fernen Tagen, wo eine Götterlehre, deren Mythen zu allen Zeiten dem Dichter seine liebsten Bilder liehen, sichtbar wie hörbar diese so merkwürdige Kultur durchdrang und dieselbe mit seinem poetischen Glanz durchfärbte.

Die Kinder des Altertums, die wir belauschen wollen, sind indessen weder die Helden noch die Heroen, — diese überlassen wir dem eigentlichen Epos; was wir erkunden wollen, dies ist die bunte Menge, welche zwischen den Säulenbauten des Marktes, in den Bogengängen und auf den Übungsplätzen einherwogte, dies sind, mit einem Wort, die schlichten Bürger. Diesen wollen wir Schritt für Schritt nachgehen, um das Familienleben zu ergründen, welches in den Mauern des antiken Hauses sich abspielte, und zu erfahren, wie die Männer und Frauen jener Tage geartet waren, wie sie gingen und standen, dachten und fühlten. Freilich wußte nun das Altertum nichts von der ritterlichen Galanterie des Mittelalters; der Leser möge immerhin jedoch nicht glauben, daß diesen Schilderungen es an jener großen ästhetischen Triebkraft, der Liebe zwischen Mann und Weib, gebricht. Hat doch Homer bereits gesungen:

Selige! Nichts ist wahrlich so wünschenswert oder erfreuend,
Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig ihr Haus verwalten, — dem Feind ein kränkender Anblick;
Aber Wonne dem Freund, und mehr noch genießen sie selber.

Und sagte nicht Pausanias: „Für den Menschen giebt es nur eines, das dem Leben an Wert gleichkommt: Glück in der Liebe.“

Wir wollen in diesen Blättern denn der alten Zeit um ein gewisses näher zu rücken suchen, als dies gewöhnlich sonst der Fall. Eines und das andere wird dem Leser dabei vielleicht fremd und seltsam vorkommen; das darin geschilderte Leben ist ein so altes, daß vieles davon neu erscheinen wird. Die überaus große Entfernung zwischen damals und jetzt wird unsern Blick schärfen für das, was in der menschlichen Natur bleibend, und was darin wandelbar ist. Wir werden darin, wie in einem magischen Spiegel, sehen, was dem Menschen zukommt, und was dem Zeitalter angehört. Und ohne Anstrengung, fast wie im Spiel, soll unser Verständnis des Altertumes dabei größer werden, ohne daß unsere Liebe zu demselben sich verringert.

Die Übertragung des Buches aus der dänischen Sprache in die deutsche vollzog sich, Bogen für Bogen, unter meinen Auspicien. Ich konnte deshalb beständig darüber wachen, daß selbst die flüchtigsten Stimmungen, selbst die schwächsten Andeutungen getreue Wiedergabe erfuhren. Alles, was das Original enthält, findet sich auch im deutschen Texte wieder.

In Hinsicht der feineren stilistischen Ausarbeitung muß ich Herrn Eugen Liebich, der mit nordischer Sprache und Literatur vertraut ist, wie wenig Deutsche, für seine intelligente Mithilfe meinen herz-

lichsten Dank sagen. Er stand während der ganzen Übertragungsarbeit mir treulich zur Seite, und sein ist die Ehre vieler glücklicher Wendungen, vieler treffender und adäquater Ausdrücke.

Ehe ich schließe, habe ich auch dem Verleger, Herrn Balthasar Elischer, aufs beste für die große Sorgfalt und Einsicht zu danken, womit er in jeder Beziehung bestrebt war und ist, die Sache des Werkes seinerseits zu fördern.

Mit diesen einleitenden Worten sei das Buch der deutschen Leserwelt empfohlen. Möchte „Aus Hellas", das hier zu Lande eine so ungemein günstige Aufnahme fand, auch draußen in der weiten Welt sich Freunde erwerben!

Kopenhagen, im Sommer 1882.

Peter Mariager.

Vorbemerkungen.

Fast ausnahmslos spielen diejenigen Erzeugnisse der neueren epischen und dramatischen Literatur, worin die Handlung in das klassische Altertum verlegt ist, in dem Zeitraume, wo jener große Kampf entbrannt war, in welchem Heidentum und Christenglaube mit einander um den Sieg rangen. Solches gilt von Werken wie „Hypatia“, „Fabiola“, „Pompejis letzte Tage“, „Der Epikuräer“, „Kaiser und Galiläer“, „Der letzte Athenienser“ und vielen anderen Arbeiten. Der Grund dieser Übereinstimmung ist unschwer einzusehen, — denn eine Periode, welche so beträchtliche Gegensätze in sich birgt, ist eben eine zu ästhetischer Behandlung ziemlich einladende.

Die vorliegenden Erzählungen entlehnen ihren Stoff einem andern, nicht minder beachtenswerten Zeitalter. Sie bringen Bilder aus Hellas' Blütezeit, den fernen Jahrhunderten, deren wunderbare Kultur einzig auf dem Reinmenschlichen beruhte, so wie dies unter einem milden und lichtvollen Himmelsstriche sich entwickelt hatte.

Die Beschaffung derartigen Stoffes hat immerhin ihre Schwierigkeiten, zu deren Überwindung es gewisser Ausdauer bedarf. Befrägt man, — um Schilderungen des damaligen Menschen, oder eigentümliche Züge des gesellschaftlichen Lebens jener Tage zu finden, die griechischen Schriftsteller, dann wird diese Literatur, die an Darstellungen historischer Begebenheiten so reich ist, plötzlich merkwürdig wortkarg, ja schweigt nahezu gänzlich.

Wie ganz anders ist dagegen nicht derjenige gestellt,

welcher von den Franzosen des sechzehnten oder siebzehnten Jahrhunderts ein Bild entwerfen will. Zu seiner Verfügung stehen ganze große Sammlungen von Memoiren. In diesen Schriften sehen wir den Verfasser sich mit seinen Lesern vertraulich unterhalten, ihnen die Herren und Damen des Hofes abkonterfeien sowie sie leibten und lebten, und von dem Leben dieser Zeit die intimsten Anekdoten erzählen.

Die griechische Literatur weist eigentlich gar nichts auf, was dem entspräche. Das bürgerliche Drama und die Alltagsgeschichte sind Darstellungsformen neueren Ursprungs, und nichts lag dem Schriftsteller des Altertums so fern, als der Gedanke, daß das privateLeben etwas enthalten könnte, das der Aufzeichnung wert wäre. Herodot und Thukydides teilen nur wenig oder gar nichts von dem uns mit, was die Novellisten der Neuzeit suchen, ja selbst bei den Rednern sind nur verstreute Einzelheiten — bei Lysias merkwürdigerweise in beträchtlicherer Zahl als bei Demosthenes — zu finden. Unter den Dichtern führt Aristophanes zwar eine ganze Gallerie von Zeitgenossen vor, doch sind seine Gestalten immerhin nur andeutungsweise und in losen Umrissen entworfen; es waren das, wie man heutigen Tages wohl sich ausdrücken würde, „Originale von der Straße", Persönlichkeiten, die während der Aufführung seiner Komödien unter den Zuschauern saßen, und die er bloß zu nennen brauchte, um die Menge zum Lachen zu bringen. Etwas mehr ist schon bei Lukianos und Apulejus, wie in den besseren von den „milesischen" Erzählungen, namentlich bei Heliodor und Achilleus Tatios zu holen, wogegen die große alexandrinische Rumpelkammer des Athenaios ziemlich viel mehr gelehrte Schnurrpfeifereien und Kuriosa als eigentlich bezeichnende Züge enthält. — In den entlegensten Winkeln der griechischen Literatur, wo man von allen Übersetzungen verlassen wird, und wo man, — wie jeder weiß, der sich mit der Auslegung und Deutung der Klassiker befaßt hat, — nur gar sehr kleine Tagesreisen zurücklegen kann, bieten sich dagegen dann und wann, wie unverhofft, rein zufällig, einige brauchbare Vorwürfe. So entwirft uns Dio Chrysostomos (VII) gewisse, höchst interessante Schilderungen griechischen Lebens in Stadt und Land. Doch was von dieser Art zu finden, sind immerhin stets so vereinzelte Bruchstücke, daß aus mehreren Bänden lediglich einige wenige Notizen sich gewinnen lassen.

Als ich mich entschied, die Ausbeute dessen, was ich gelesen, ästhetisch auszugestalten, war ich mir ganz und voll bewußt, daß eine Darstellung des antiken Lebens in

Form des Romanes oder der Novelle eine der schwierigsten ästhetischen Aufgaben sei, die es überhaupt giebt. Wenn ich trotzdem mich damit befaßte, so will ich selbstverständlich diese Arbeit nur eben als einen Versuch betrachtet haben.

Indem ich den engen Rahmen kleiner Erzählungen wählte, stellte ich mir bei deren Ausarbeitung das Ziel: antike Alltagsfiguren auf einem historischen Hintergrunde zu zeichnen. Ich suchte, — Schritt für Schritt dabei auf die Klassiker gestützt, — einige Bilder des altertümlichen Lebens darzustellen; ich wollte aber ebensowenig das Altertum auf Kosten der Neuzeit hervorheben, wie umgekehrt. Was die Behandlungsweise meines Stoffes im einzelnen betrifft, so war ich durchgängig darauf bedacht, die Darstellung objektiv zu halten, den Gebrauch von modernen Fremdwörtern zu vermeiden, und den Dialog nicht mehr zu antiquieren, als solches zulässig und angezeigt war, wenn er leicht lesbar sein sollte. Das steife klassische Ceremoniell, die Fußwaschungen u. dergl., habe ich fast durchweg übergangen, und es mußten die archäologischen und historischen Einzelheiten sich in den Erzählungen überall dem eigentlichen Inhalt unterordnen, so, daß sie lediglich dazu dienen, der Schilderung antike Färbung zu verleihen. Endlich glaubte ich die griechischen Buchstaben vom ganzen Buche, selbst aus den Noten und dem Vorwort, verweisen zu sollen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen möchte ich — teils um darzulegen, woher ich den einen oder anderen Einzelzug, den die Erzählungen aufweisen, entnommen, und teils um einige wenige nähere Erklärungen zu bringen, — mir noch gestatten, etwas bei den einzelnen Abschnitten des Buches zu verweilen.

In Betreff der pelasgischen Zeit ist unser Wissen nur gering, es ist indessen historisch, daß an der Quelle Kallirrhoë damals Weiberraub geschah. Hierauf gründet sich die erste der Erzählungen, „Zeus Hypsistos“, deren Auflösung, Periphas' Tod, durch ein antikes Motiv: eine „Schicksalsstimme“ herbeigeführt ist. Der Glaube an Phēmai oder Kledōnes ist älter als die Mehrzahl der Orakel und läßt sich bis auf die homerische Zeit zurückverfolgen. Als Odysseus sich mit dem Gedanken trägt, die Freier zu töten, bittet er Zeus um ein Zeichen und ein göttliches Losungswort, eine Schicksalsstimme. Es läßt sich da ein Donnerschlag vernehmen, und drin im Hause hört man eine Sklavin über die Freier Böses wünschen. — Der alte salaminische Halbgott Kychreus (S. 6) wird bei Pausanias (I, 36) erwähnt. Über die merkwürdigen Reinigungsgebräuche

nach einem Morde (S. 76) s. Apollonios' Argonautika (IV, 702).— Die Worte: „Zeus war, Zeus ist, und Zeus wird sein" u. s. w. (S. 75) sind dem uralten Lobgesange entlehnt, welcher von den dodonäischen Priesterinnen, den Peleiaden (Tauben), gesungen wurde.

Im „Sykophant" würden die S. 91 u. 92 angeführten Aufzeichnungen ohne allen Wert sein, wenn sie nicht Strafen enthielten, welche wirklich, nach attischem Gesetz, für die aufgeführten Übertretungen festgesetzt waren.

Unter Hetärien begriff man heimliche Freundesbündnisse oder Brüderschaften, in denen sechs, sieben oder mehrere Teilnehmer sich zusammengethan hatten, um der anwachsenden Volksherrschaft, welche einen immer unleidlicheren Druck ausübte, entgegenzuarbeiten oder dieselbe ganz zu sprengen. Es gab mehrere Arten von Hetärien: doch war die strenge Geheimhaltung der Existenz und der Zwecke des Bundes, welche den Mitgliedern oblag, etwas ihnen allen Gemeinsames. Die Teilnehmer waren Verschworene, welche durch einen feierlichen Eid, den sie beim Leben ihrer Teuersten abgelegt, sich dazu verpflichtet hatten, einander gegenseitig beizustehen. Zu den unschädlichsten Hetärien gehörten diejenigen, welche keine politischen Zwecke verfolgten, sondern lediglich aus Ämter- und Stellenjägern bestanden, deren Aufgabe es war, einander bei der Wahl zu gewissen Ämtern und vor dem Richter zu unterstützen. Die in diesem Buche geschilderte Hetärie ist von der letzteren Art; es würde zur Darstellung einer politischen Hetärie ein weit beträchtlicherer Apparat erforderlich gewesen sein, als ein solcher im Rahmen einer kleineren Erzählung Platz gehabt haben würde. Von den Personen der Hetärie haben mehrere wirklich existiert. Der Schauspieler Sthenelos wird bei Aristophanes erwähnt, und der Redner und Trauerspieldichter Akestor ebenfalls. Beide sind im wesentlichen nach den näheren Angaben des Scholiasten gezeichnet. Auch Phanos wird bei Aristophanes als Kleons Schreiber genannt. Unter den Frauen der Erzählung ist die fremde Zauberin Ninos, welche sich für die Priesterin des phrygischen Sabazios ausgab, eine weitere historische Persönlichkeit. Sie bereiste Hellas zur Zeit des peloponnesischen Krieges und hielt durch ihre Wahrsagungen und ihre Zubereitungen von Liebestränken reiche Ernten; sie fand indessen ein tragisches Ende, indem sie als Giftmischerin vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt wurde. (A. Schäfer, Demosthenes I, 199.) Die Grundzüge des Verhältnisses zwischen Kleobule und Hipyllos sind dem Anfang der von Heliodor (I, 2)

erzählten Geschichte Knemons entlehnt und die Beschreibungen des Falles, den Sthenelos von den Brettern der Bühne that, ist fast wörtlich aus Lukianos (der „Traum" 26) wiedergegeben. Die Schilderung der Seeschlacht bei Rhion ist ein Auszug aus dem Thukydides (II, 86—92).

Die Erzählung „die Allzuglücklichen" gründet sich auf ein antikes Motiv: Bitte um einen göttlichen Wink und Annahme eines Wahrzeichens. Die Seeräuberei, welche in der Erzählung eine wichtige Rolle spielt, hatte im ägäischen Meere sich ziemlich frühzeitig entwickelt; sie erreichte in späteren Zeiten des Altertums einen so bedenklichen Umfang, daß große und prächtige Seeräuberflotten sogar selbst Rom heimsuchten und drohten, die Kornzufuhr aus dem Pontos ihm abzuschneiden. Man könnte es vielleicht ein wenig romantisch finden, daß der Seeräuber verkleidet das im Hafen liegende Schiff untersucht, ehe er es auf hoher See plündert. Es werden indessen, was dies betrifft, uns noch ganz andere Dinge berichtet. Die phönikischen Seeräuber hatten sogar heimliche Agenten, welche auskundschafteten, wo ein Schiff mit reicher Ladung lag, und dem Steuermann „zehnfaches Frachtgeld" versprachen, wenn er an einer entlegenen Stelle, hinter einem Vorgebirge oder dergleichen, wo das Schiff dann zu übermannen wäre, vor Anker legen wollte. Vergl. Philostrat.: vita Apoll. Tyan. III, 24). — Der Schluß der Erzählung (die Leiter, welche außer Bord gehängt wird, so daß sie auf dem Wasser steht u. s. w.) ist dem Plutarch (Pompejus, 24) entnommen.

In „Lykon mit der großen Hand" ist der Maler Aristeides und das von seinen Gemälden Gesagte historisch. Das nämliche gilt von den Zügen, welche von dem Gewaltherrscher Alexandros in Pherä angeführt werden. — Bei der Schilderung eines Erdbebens wird dasjenige beschrieben, was in der Geologie eine Erdbebenwelle genannt wird. Ein Seitenstück findet sich bei Thukydides (III, 89), wo (nach einer Bemerkung in Betreff der Häufigkeit von Erdbeben im 6. Jahre des peloponnesischen Krieges) es heißt: „Während dieser Erderschütterungen zeigte sich zu Orobiä in Euboia eine ganz ungewöhnliche Erscheinung. Das Meer trat vom Ufer zurück; darauf kam es plötzlich mit aufgestauten Fluten wieder und verschlang einen Teil der Küste, so daß dasjenige, was vordem Land war, nun ein Teil des Meeres wurde. Es kamen viele Menschen dabei ums Leben."

In den fünf Erzählungen ist der Schauplatz Athen, das

ägäische Meer und Thessalien, — doch wo derselbe auch sein möge, war es vor allen Dingen mein stetes Bestreben, den einzelnen Gestalten Leben und Bewegung zu geben und sie zu Produkten der betreffenden Zeit und des hellenischen Bodens zu machen. Ich war zugleich auch bestrebt, in das altertümliche Leben tiefer einzugreifen, als dies gewöhnlich in Romanen geschieht. Mehrere Eigentümlichkeiten, wie die Reinigung nach einem Totschlag, welche in der ersten Erzählung besprochen wird, das Bätyl-Orakel in der Hetärie und die Anwendung des schweren Seekriegswerkzeuges, des sogenannten Delphin, in den „Allzuglücklichen" sind vordem wohl nie in antiken Schilderungen dieser Art besprochen worden. Der Glaube an wunderbare, von Dämonen beseelte Steine hatte im Altertume eine weite Verbreitung, indem solche Steine, unter dem Namen Abadir, auch in Phönikien bekannt waren. Die Darstellung des Bätyl-Orakels stützt sich auf Plinius (n. h. 17, 9, 51), Photios (p. 1047) und Pausanias (X, 24). Es ist klar, daß die Antwort des Steindämons durch Bauchrednerkunst gegeben wurde. Trotzdem man für „Bauchredner" mehrere Benennungen hatte, wie Engastrimythen, Sternomanteis u. a., war die Bauchrednerkunst selbst im täglichen Leben wohl nur wenig bekannt, da dieselbe, wie es scheint, geheimgehalten und zu Orakelantworten u. dergl. benutzt wurde. So suchte der von Aristophanes erwähnte Wahrsager und Bauchredner Eurykles dem Volke einzubilden, daß ein Dämon aus ihm spräche, indem er aus sich Worte hervorbrachte, ohne die Lippen zu bewegen. — Über das Seekriegswerkzeug „ho delphīn" s. d. Scholia graeca in Aristoph. (equit. 762) und Thukydides (VII, 41).

In dem antiquierten Dialoge war ich überall bestrebt, der Replik individuelle Färbung zu geben, und man wird finden, daß Akestor eine andere Sprache redet als Sthenelos, Philopator eine andere als Polykles u. s. w. Von Redensarten wie „scher' dich zu den Geiern", „die hohle Fußsohle sehen lassen", „Feuer in die Brust werfen", ist leicht zu erkennen, daß sie den Klassikern entlehnt sind. Nähere Erörterungen darüber würden an dieser Stelle zu weit führen. Einzelne charakteristische Ausdrücke wie palpalē legein u. a. m. ließen sich nicht wiedergeben.

Indem ich den Leser in eine so ferne und entlegene Welt einführte, war es mir angelegentlich darum zu thun, sein Vertrauen zu gewinnen; in dieser Absicht suchte ich durch Citate darzulegen, woher ich das entnommen, was ich schrieb.

Hier und da fügte ich die griechischen Benennungen hinzu, um jeden Zweifel daran, ob der eine oder andere Gegenstand auch im Altertum vorkam, zu entfernen. Im Übrigen war ich überall bestrebt, der alten Regel des artis est celare artem getreu zu bleiben.

Der Verfasser.

Zeus Hypsistos.

Erzählung aus der pelasgischen Zeit.

I.

Es war eine der merkwürdigsten Gegenden von Attike. Eine große Mannigfaltigkeit war darin auf einem im Verhältnis kleinen Raum zusammengedrängt. Neben wild zerklüfteten Gesteinsmassen lagen wenig schroffe Hochflächen, und als Mittelpunkt der Landschaft erhob sich ein mächtiger Felsen mit flachem Gipfel und steilen Seiten, gleich einem riesenhaften Steinaltar, aufgetürmt von der Erde selbst, um die ehrfurchtsvolle Huldigung der Menschen entgegenzunehmen. Zwei Flüsse, ein größerer und ein kleinerer, schlängelten sich, der eine auf dieser Seite, der andere jenseits dahinströmend, inmitten der Gegend einher. Höhen und Thäler, Klüfte und Bergkämme lagen in unmittelbarer Nähe beisammen, alles war dem Blick, wie dem Fuß leicht zugänglich, und Überraschungen gab es vermöge einer Fülle anregender Aussichten allerorten.

Dieser Fleck Erde, — er hatte eine große Bestimmung. Hier sollten Tempel dereinst und Säulenhallen, Hermen und Bildsäulen, als die marmornen Verkörperungen

eines Schönheitstraumes, geträumt in der Jugend des Menschengeschlechtes, erstehen; von hier aus sollte zu seiner Zeit das Licht des Geistes und des Denkens über die bewohnte Erde seine Strahlen entsenden.

Doch in der fernen Urzeit, von welcher hier erzählt werden soll, war Athen noch nicht vorhanden, nicht einmal dem Namen nach. Nichtsdestoweniger war immerhin ein Teil des späterhin so berühmten Bodens bereits dazumal besiedelt. Auf der sogenannten Pnyx, dem Areios Pagos und einem Teil des Museion befanden sich eine Menge Wohnstätten, und es sind selbst heutigen Tages noch auf diesen Höhen die Spuren vorhanden von acht- bis neunhundert Bauten, welche ihrerzeit wohl an die drei- bis viertausend Menschen mußten beherbergt haben.

Diese Ortschaft, welche Einwanderer aus der Insel Salamis angelegt hatten, hieß K r a n a a i, die Felsenstadt, ihre Einwohner K r a n a o i, Bewohner von Felsenhöhen.

Nichts konnte wohl einfacher sein als diese Wohnstätten. Wie noch zur Zeit zu sehen, bestanden sie lediglich aus einem in den felsigen Grund eingehauenen Raume, der nach vorn hin wie oben mit Lehm und Steinen zugedeckt war; die Steine ruhten, wie es scheint, wohl stets auf hölzernen Balken, eine Bauart, die wegen der in diesen Gegenden so häufigen Erdbeben wohl angezeigt war, weil dadurch ein plötzliches Einsinken des Daches bei Erderschütterungen verhindert

wurde. Hier und da unterscheidet man sogar noch die in den Felsgrund eingehauenen kleinen Löcher, in welche die Balken eingesteckt waren. Eine ziemliche Zahl der Bauten war unverkennbar in Reihen gelegen, welche stufenweise sich übereinander erhoben, vor sich her insgesamt freie Gesteinsflächen aufweisend, worauf die Bewohner sich versammeln konnten. Es standen diese Abstufungen durch schmale, in die Felsmasse eingehauene Treppenstufen miteinander in Verbindung. An dieser und jener Stelle gab es Altarplätze, größere Vorratshäuser und Gräber, die letzteren aus einer oder mehreren unterirdischen Steinkammern bestehend. Von solchen Grabstätten sind noch jetzt, über weite Strecken der alten Felsenstadt verstreut, eine große Menge vorhanden.

Außerdem sind noch Reste von Mauerwerk zu sehen, welches in Vertiefungen des Bodens, dazu bestimmt, das Regenwasser aufzusammeln, angebracht war. Von diesen uralten Brunnen zählt man in jener Gegend über zwanzig. Denn wie reich die attische Landschaft auch in vielfacher Hinsicht ausgestattet war, an Wasser war sie immerhin arm, und nicht umsonst wurde nachmals es im Gesetze Solons vorgeschrieben, daß niemand von seinem Nachbar mehr als ein gewisses, bestimmtes Maß Wasser leihen durfte. Doch so trefflich waren die Brunnen der Kranaer angelegt, daß mehrere derselben noch jetzt, — nachdem nun mehr als dreißig Jahrhunderte verstrichen sind, — Wasser sammeln und aufbewahren.

Unterhalb der Felsenstadt selbst sind sogar einzelne Straßenanlagen, so namentlich in dem tiefen Hohlwege, der nach dem Ilissos hinabführte, zu erkennen. Man bemerkt daselbst deutliche Radspuren, zwischen denen der steinige Grund, um den Zugtieren ein besseres Auftreten zu ermöglichen, schwach behauen war, und es verlaufen dem Weg entlang zu beiden Seiten desselben schön ausgemeißelte Abflußrinnen, die zur Hinwegleitung des von beiden Abhängen herniederströmenden Regenwassers angelegt worden waren.

II.

Gar viele Geschlechter waren in der Felsenstadt bereits einander gefolgt, als auf dem schmalen Höhenzuge, der zwischen dem Nymphenhügel und der Kluft Barathron gelegen war, sich ein anderer Stamm niederließ. Es kam derselbe wie seine Vorgänger von Salamis her; er nannte sich das Volk der Kychreer, nach einem Geschlechte, das von Kychreus, einem Halbgott der Insel, herstammte.

Währenddem auf der Pnyx nur ein Stufenaltar für Zeus Hypsistos, den höchsten Zeus, sich befand, um welchen die Bewohner des Flachlandes sich mit den Kranaern vermöge eines gemeinsamen Gottesdienstes scharten, wurde von den neuen Ankömmlingen der Meernymphe Melite, der Geliebten des Herakles, welche

mit den auf Salamis einheimischen Aakiden blutsverwandt war, ein Heiligtum errichtet.

Die beiden Nachbaransiedlungen verehrten sonach beiderseitig ihre eigne Gottheit. Im übrigen lebten sie in Frieden und Freundschaft miteinander, ja einige von den Kychreern nahmen sogar unter den Töchtern der Kranaer sich Weiber.

Dahingegen standen die neuen Ansiedler sich nicht eben gut mit den Bewohnern des Flachlandes. Denn da diese vereinzelt lebten und nicht gar vielzählig ihnen zu sein schienen, so hatten die Kychreer diejenigen, die sie davon trafen, gezwungen, für sie Sklavendienste zu thun. Vor allen Dingen hatten sie dieselben dazu herangezogen, den Klippengrund zu ebnen, damit derselbe bebaut werden konnte. Es hatte mehreren von den Pelasgern die harte Arbeit, die man von ihnen verlangte, gar arg zugesetzt. Ja Tydeus, ein großer und stattlicher Jüngling, der Bruder eines ihrer Häuptlinge, erlitt sogar einen schrecklichen Tod, indem man ihn steinigte, weil er gegen die fremden Männer sich aufgelehnt und sich geweigert hatte, für sie zu arbeiten.

Diese Blutschuld suchten die Ansiedler freilich wohl zu verbergen, da sie fürchteten, die Pelasger möchten, wenn die Sache ihnen zu Ohren käme, sich zusammenscharen und sie mit Krieg überziehen. Es lag für die Kychreer zur Besorgnis ein um so beträchtlicherer Grund vor, als sie bereits mehr als einmal von ihrer Klippe

aus hinter den Ginsterbüschen der Ebene pelasgische Späher, offenbar auf Gelegenheit lauernd, wo sie ihren geknechteten Brüdern sich nähern könnten, entdeckt hatten. Zu diesem Späherdienst hatte man jedoch immer nur junge, schnellfüßige Burschen verwendet, die zu verfolgen es eine verlorene Mühe gewesen wäre. Es hatten die Ansiedler sich darum einst in den Hinterhalt gelegt; auf diese Weise war es ihnen gelungen, sich einiger der Späher zu bemächtigen. Sie fragten sie genau und eindringlich aus; da sie jedoch nichts aus ihnen herausbekamen, so ließen sie dieselben wie die anderen Gefangenen für sich Sklavendienste thun.

Am Morgen nach dem Tage, wo sie die Späher gefangen genommen hatten, gewahrten die Kychreer, daß weit draußen auf der Ebene ein offenes Feuer angezündet wurde, auf welches man ohne Zweifel Farnkräuter und andere frische Stauden warf; denn es stieg davon ein dichter schwarzbrauner Rauch empor, der in eine beträchtliche Höhe sich erhob und weit und breit zu sehen war. In vorgerückterer Tagesstunde ließ in weiterer Entfernung noch ein anderes Feuer sich erblicken, und ehe die Mittagsstunde herangenaht war, zählte man von der Klippe aus zehn Rauchsäulen, zu jeder Seite deren fünf, von denen die hintersten sich vor dem Blicke in die weite Ferne verloren. Es hatten diese finsteren Wolken, die wie in stummer Anklage sich

gen Himmel erhoben, einander anrufend und einander Antwort gebend, etwas gar seltsam Drohendes.

Das ganze Volk der Kychreer, Junge und Alte, Freie und Unfreie, drängten sich vor den Wohnstätten zusammen und starrten die unbekannte Erscheinung an. Sie ahnten, daß das ein Zeichen sei für die Pelasger, sich zusammenzuscharen; als sie aber den unlängst gefangenen Sklaven davon sprachen, da meinten diese, sie hätten zwar niemals sonst einen solchen Rauch gesehen, die Kychreer könnten im übrigen aber sich darauf verlassen, daß die Pelasger nichts gegen sie vornehmen würden, ehe nicht ein glücklicher Tag herankäme. Und als die Ansiedler nun sie fragten, wann dieser käme, so antworteten sie:

„Wenn der Mond am Himmel groß ist."

Damit mußten die Kychreer sich zufrieden geben. Doch sah ein jeder Mann in der Stille seine Waffen nach; denn keiner glaubte sich sicher.

III.

Einer der vornehmsten unter dem Volke der Kychreer war Lykos, des Xanthios Sohn. Er war wegen seiner Stärke allgemein gefürchtet, und gefürchtet, das war dazumal das nämliche wie angesehen. Lykos hatte sich auf das Kriegshandwerk verlegt; er verstand es, Waffen zu schmieden und dieselben zu handhaben, und lehrte die

Jünglinge, sie zu führen. Von Ansehen war er ein wohlgewachsener Mann, mit schwarzem, krausem Haar, rotbraunem Barte und scharfen, jedoch nicht unschönen Zügen. Er war zumeist in eine dicht anliegende Tracht von Wolfsfell gekleidet, die seine kraftvollen Arme und Beine entblößt ließ, und um den Leib trug er einen Riemen, in welchem ein fingerlanges Bronzemesser steckte. Unter den Pelasgern war von ihm gar viel die Rede; denn da er ein streitbarer Mann war, lag er mit ihnen häufig in Zwist und hatte zu wiederholten Malen mit einigen seiner Genossen ihre Gauen geplündert und Ziegen, Gerste, Feigen, Honig, und was sonst seine Lust erregte, daraus hinweggeschleppt.

Lyrkos war nicht mehr ganz jung. Wohl an die vierzig Male hatte er das grüne Laub hervorsprießen und die Schwalben wiederkehren sehen. Nichtsdestoweniger hatte er von Liebe nie etwas wissen wollen und selbe immer nur als weichlichen Tand betrachtet. Wenn er nicht schmiedete, so war sein Sinn sicher von Jagd und Waffenführung eingenommen.

Doch, ein wie wilder Krieger Lyrkos auch war, es hatte Aphrodite immerhin sein Herz gerührt, und damit dargethan, daß sie in ebenso vollem Maße wie Artemis den Namen Hekaërge, die Weitreichende, verdiente. Denn als einst Lyrkos die Nachbaransiedlung besuchte, hatte er daselbst Byssa, das schönste Mädchen in der Felsenstadt, aus dem Brunnen vor dem Hause Wasser

schöpfen sehen und alsbald die leidenschaftlichste Liebe zu ihr gefaßt. Er hatte da sie fest am Arme ergriffen und an ihr sich satt gesehen, und als das Mädchen ihn errötend fragte, warum er so arg zufaßte, war seine Antwort gewesen: „Um nimmermehr von dir zu lassen!“ In solcher Weise freite der wilde Lyrkos.

Byssas Vater, Ariston, des Zeus Hypsistos Priester, war ein alter, sanftmütiger Mann, der sich nicht getraute, den ungestümen Krieger abzuweisen; doch gab er seine Einwilligung nur unter der Bedingung, daß Byssa den Glauben ihrer Väter behalten und nicht der Melite im Heiligtum der Kychreer opfern sollte. Nichtsdestoweniger hatte er und seine Ehefrau Thränen in den Augen, als Lyrkos ihr einziges Kind mit sich nahm, und indem sodann Ariston beim Abschiede seine Hand auf Byssas Haupt legte, sagte er:

„Werde diesem Fremdling eine gute Frau. Doch weiche du nicht von Zeus Hypsistos, so wird Zeus Hypsistos auch von dir nicht weichen.“

Der Winter war entschwunden seit der Zeit, und Lyrkos schien Byssa immer mehr und mehr lieb zu gewinnen. Nur eine Sache gab es, worin Mann und Frau verschieden dachten. Wenn Lyrkos sah, wie die andern Weiber zu Melites Heiligtume hinwallten, da wünschte er oft, daß Byssa ihnen sich anschließen sollte. Doch Byssa war unbeugsam. „Gedenke des Versprechens, das du meinem Vater gabst,“ sagte sie. „Was mich

betrifft, so vergesse ich nimmer seine Mahnung: „Weiche nicht von Zeus Hypsistos, dann wird Zeus Hypsistos auch nicht von dir weichen.“ Und dabei blieb es denn. Kam aber einmal ein phönikisches Schiff zur Küste heran, — denn die Phöniker waren dazumal die einzigen, die sich getrauten, über das Meer zu segeln, — so ertauschte Lyrkos sich stets die feinsten Zeuge, Schmucksachen und Schleier. Es war, als wenn er Byssa nicht schön genug hätte bekommen können; sie sollte reizender angethan sein als die andern Weiber der Kychreer.

Übrigens hatte Byssa bereits früher einen Freier gehabt. Es war das einer der Häuptlinge der Pelasger, ein Mann von achtunddreißig Jahren, mit Namen Periphas. Er war Besitzer einer großen Ziegenherde, brachte Zeus gar häufige Opfer, schlichtete viele Streitigkeiten und stand im Rufe eines heiligen und gerechten Mannes. Mit der Heiligkeit und Gerechtigkeit hatte es jedoch nicht eben die beste Bewandtnis: denn Periphas vermochte nur schlecht seine Lüste zu zügeln und besaß einen so jähen und gewaltthätigen Sinn, daß er einst einen Wahrsager totschlug, weil dieser ihm im Beisein des Volkes einen schmählichen Tod prophezeit hatte.

Es hatte Periphas seiner Zeit bei einem Opfer, welches in der Felsenstadt vollzogen wurde, die schöne Byssa unter den Weibern der Kranaer erblickt; er begehrte da auf der Stelle sie von ihrem Vater zur Ehe,

und versprach dafür reichliche Brautgaben. Der Priester Ariston aber gab ihm darauf zur Antwort, daß das Mädchen noch zu jung wäre.

Nach dieser Zeit war Periphas ziemlich oft nahe der Klippe der Kranaer anzutreffen gewesen. So oft an dem Stufenaltar feierliche Opferhandlungen sich zu vollziehen hatten, fand er sich ausnahmslos an der Spitze der Pelasger dazu ein. Von der Stunde jedoch wo Lykos Byssa heimgeführt hatte, da hatte keiner der Kranaer ihn mehr gesehen; doch erzählte man sich, daß er auf einem der Plünderungszüge des Lykos diesem zugerufen hätte:

„Hüte dich; wenn die Vergeltung kommt, dann will ich mich nicht damit begnügen, nur Ziegen wegzuschleppen.“

So standen die Dinge zu Anfang unserer Erzählung. Es schien fast, als ob die Gefangennahme der Späher sollte zum Kriege Anlaß geben; es war einem der Burschen gelungen zu entschlüpfen, und die Kychreer fürchteten, daß während seines Aufenthaltes bei ihnen der Tod des Tydeus ihm könnte bekannt geworden sein. Der so schmählich gesteinigte Tydeus war nämlich ein Bruder des Periphas, und dieser hatte sonach eine doppelte Rache zu nehmen, eine Blut- und eine Liebesrache.

Doch wie gefährlich es unter diesen Umständen auch war, den Felsen der Kychreer zu verlassen, Lykos hatte einen viel zu rastlosen Sinn, um sich ruhig zu

Hause zu halten. Gerade an dem Tage, wo die Rauchsäulen dem Stamme so großen Schrecken einjagten, war er des Morgens in der Frühe mit sechs, acht Mann im Gefolge über die Ebene nach dem waldreichen Berge Parnes auf die Jagd gezogen.

IV.

Es war ein sengend heißer Tag gewesen. Die Sonne hatte noch ein Sechstel ihrer Bahn etwa zurückzulegen und die Luft erzitterte über den erhitzten Klippen.

Die Kychreer hatte es aus ihren kleinen, schwülen Wohnräumen hinaus ins Freie getrieben; alles saß vor den Häusern, um den erfrischenden Hauch des Nordwindes einzuatmen. Auf jedem Felsenabsatz sah man zwischen und nebeneinander Männer, Weiber und Kinder in Thätigkeit, die ersteren zumeist nur ein Tierfell um die Hüften tragend, die Knaben gänzlich nackend und die Weiber in hoch aufgebundenen Gewändern ohne Ärmel, bisweilen nur mit einem kurzen Überwurf um die Lenden, in der Mehrzahl weiß gekleidet oder sonst auch wohl mit roten, gelben und blauen Zeugen angethan: denn damals legte der Mensch nur auf reine und lautre Farben Wert. Überall ließ muntere Rede sich vernehmen, und es gewährte der Anblick dieser Hunderte halbnackter Gestalten gegen den verwitterten Felsgrund ein unbeschreiblich reges Bild. Die Furcht vor den

Pelasgern schien sich bereits verloren zu haben, ehe noch die Feuer so recht verlöscht waren. Auf jeden Fall hinderte sie das Volk der Ansiedler nicht im Genuß der gegenwärtigen Stunde.

Auf einer der niedrigsten Abstufungen, die nach dem Areios Pagos hinüberragten, lag Lykos' Haus, und neben demselben der Schuppen, woselbst er seine Waffen schmiedete. An der Thür des Schuppens war ein großer, gelber Hund, ein kyōn molossos, eine Art Bullenbeißer, angekettet, und an windgeschützter Stelle des Hauses war eine alte Sklavin beim Feuer beschäftigt, über welchem eine berußte Thonschüssel aufgehängt war.

Wenige Schritte davon, nach dem Rande der Klippe zu, war zwischen vier hohen Stangen ein Binsenteppich ausgespannt. In dessen Schatten stand Byssa, damit beschäftigt, an einem Stück losen Wollenzeuges zu weben. Die „Kette“ war nämlich senkrecht angebracht, so daß das Weben stehend vorgenommen werden mußte; denn der wagerechte Webstuhl, der in Ägypten schon damals seit Jahrhunderten in Gebrauch war, war in Hellas zu dieser Zeit noch nicht bekannt.

So wie Byssa nun hier am Rande der Klippe stand, mit dem blauen Himmel oben und im Hintergrunde, gab es gute Gelegenheit, sie zu betrachten.

Sie hatte ihr dunkles Haar in einen Knoten aufgebunden, durch welchen eine Bronzenadel gesteckt war,

und um den Hals trug sie eine Reihe blauer Glasperlen. Im übrigen bestand ihre Tracht nur aus einem roten Überwurf, der von den Hüften bis zum Knie herniederreichte. Mit ihrer niedrigen Stirn, ihren ruhigen, schwarzen Augen, ihrer lebhaften Gesichtsfarbe, ihren mächtigen Schultern und ihrem vollen Busen bot sie so ganz den Anblick dar jener üppigen Schönheit, wie sie nur im Süden heimisch ist, jener Schönheit, welche bereits in der ersten Jugend die künftige Mutter ankündigt. Sie war, kurz gesagt, ein echter Abkömmling jener großen hellenischen Weibergestalten, wie sie von einer nebelhaften Urzeit her durch den Zauberschleier der Sage dem Blick sich künden, schön genug, um selbst die Götter zu bethören, und stark genug, um deren Umarmung auszuhalten, um durch sie Mütter zu werden von Halbgöttern und Helden.

Es war eine Lust zu sehen, wie flink sie ihre Hände spielen ließ und wie rasch die Weberarbeit vorwärts schritt. In jeder Bewegung dieses kräftigen, blühenden, von der Sonne leicht gebräunten Frauenleibes lag, wenn nicht Anmut, so doch ein eigner Zauber, auf welchem keines Mannes Auge ungestraft geruht haben würde.

Es waren aber alle Männer von ihrer Nähe wie vertrieben. Ein jeder wußte, daß Lyrkos' Eifersucht gar leicht zu entflammen war, und einen wie stark verlockenden Reiz auch Byssa ausübte, so war die Furcht vor dem wilden Krieger immerhin noch stärker.

Im übrigen war Byssa offenbar nicht mit den Gedanken bei ihrer Arbeit. Jeden Augenblick schaute sie an dem Gestell vorbei ins Weite.

Das attische Flachland breitete sich vor ihr im Sonnenscheine weithin aus. Darauf gab es keine strotzenden Getreidefelder, keine üppigen Weingärten, es deckte den steinigen Boden eine so dünne Schicht Erde, daß das spärliche Gras darauf nur etwa einigen Ziegen Nahrung gewähren konnte. Hier und da erblickte man ein paar knorrige Ölbäume mit graugrünlichem, silberglänzenden Laube; doch überall wo nur eben ein wenig Feuchtigkeit vorhanden war, da war die Erde wie mit einem bunten Teppiche von Krokussen, Hyazinthen, und Narzissen überdeckt.

Beständig noch die Ebene öde und leer findend, ließ Byssa die Hände niedersinken. Sie stieß einen Seufzer aus und wandte sich nach der Sklavin um.

„Wie er doch lange säumt!“ rief sie aus.

„Lykos ist stark und wohl bewaffnet,“ erwiderte die Sklavin, währenddem sie mehr Holz noch auf das Feuer legte. „Die Pelasger fürchten ihn ärger als den Tod. Er wird schon unversehrt wieder heimkehren.“

Byssa arbeitete lautlos weiter; sie war aber nicht ruhig. Noch häufiger als zuvor sah sie an dem Webebaum vorbei und in das Weite.

„Ei!“ rief die Sklavin plötzlich, „nun sind sie da! Sieh nur Bremon!“*)

Der Bullenbeißer hatte sich auf die Hinterbeine erhoben und neigte sich vornüber, so daß die Kette stramm wurde; er witterte gar kräftig gegen den Wind und wedelte mit aller Macht, ein ungeduldiges Knurren dazu hören lassend.

V.

Byssa trat unter dem Sonnendeck weiter vor und hielt die Hand schützend vor die Augen. Zur Rechten schloß die Aussicht an dem Berge Lykabettos ab, dessen zwei spitze Gipfel vor dem Blicke nahezu in einen einzigen verliefen; zur Linken hielt das Auge des Beschauers an dem dunklen Parnes inne, dessen seltsam gestalteter Nebenzweig Harma, der Wagen, von der Klippe der Kychreer aus ziemlich deutlich zu erkennen war.

Geraume Zeit lang erschaute Byssa nichts. Da gewahrte sie zufällig, weit näher als sie erwartet, zwischen einigen Bäumen einen weißen Punkt.

„Da ist er! Da ist er!“ rief sie jubelnd aus und klatschte in die Hände. „Tratta, freue dich! ich sehe einen hellen Fleck dort draußen, — sein weißes Roß!“

*) Knurrmaul.

In einem Bergland wie Attike ist selbst das Flachland uneben, und ab und zu entzog eine kleine Anhöhe ihr den Anblick der Kommenden. Endlich zeigte der helle Punkt sich wieder, — diesmal bedeutend näher; es verstrichen einige Augenblicke, in denen er zu wachsen schien. Byssa strengte ihre ganze Sehkraft an, und ihr Busen schwoll in ängstlicher Spannung. Auf einmal wurde sie ganz bleich, und indem sie sich an Trattas Brust warf, stammelte sie mit schwacher Stimme:

„Entsetzlich! Das Pferd ist allein — ohne Reiter!“

Fast in demselben Augenblicke riß sie sich los und trat ganz hinaus an den Rand der Klippe. Da erkannte sie in weiter Entfernung hinter dem Rosse einen langsam vorwärts schreitenden Zug. Einige Männer, die da aussahen wie dunkle Punkte, schienen einen andern zu tragen, und nach diesen kamen wieder ein paar Männer.

Bei diesem Anblick stieß Byssa einen Schrei aus und griff sich mit beiden Händen in das Haar. Doch Tratta hielt sie zurück.

„Ruhig, Kind!“ sagte sie mit der würdigen Überlegenheit des Alters. „Erfahre doch erst, was da geschehen ist. Du kannst noch zeitig genug dich verunzieren!“

Doch Byssa achtete nicht auf sie. Das Roß war ganz nahe herangekommen und strebte in raschem Laufe seinem Stalle zu, der am Fuße der Klippe lag.

Ehe Tratta noch dies verhindern konnte, war Byssa

nach dem nächsten Niedergang hingeeilt. Wie von Sinnen raste sie die nur roh ausgehauenen Stufen hernieder, auf denen das geringste Straucheln Verstümmelung oder Tod bringen konnte. Tratta folgte langsam nach, nicht ohne ein bedenkliches Schütteln des Kopfes.

Kaum hatte das Roß sich fangen lassen, als Byssa mit Thränen in den Augen und mit einer eignen Feierlichkeit sich nach der Sklavin hinwandte und auf die noch zuckende Seite des vom Lauf erschöpften Tieres deutete.

Es war daran nicht die geringste Wunde zu sehen; ein fingerbreiter Streifen Blutes aber war über das weiße Fell des Pferdes niedergelaufen und hatte an der betreffenden Stelle das Haar zusammengeklebt.

„Tratta," sagte Byssa im Tone der Verzweiflung; „ich wußte es! ich wußte es!" Und mit schwächerer Stimme fügte sie hinzu: „Das ist sein Blut!"

Doch Tratta erwiderte fast heftig:

„Sein Blut oder das eines andern; was weißt du? Hilf mir nun bloß das Pferd in den Schuppen bringen!"

Byssa gehorchte, ohne zu wissen, was sie that. Als sie wieder über die Ebene schaute, da traf sie ein Anblick, der sie von Kopf bis zu Fuße erzittern machte.

Lyrkos näherte sich unversehrt an der Spitze der Männer.

Byssa stieß einen Freudenschrei aus, der von Klippe

zu Klippe widerhallte, und mit ausgebreiteten Armen und flatterndem Haar flog sie ihrem Gatten entgegen.

Lyrkos runzelte die Brauen.

„Was gibt's? was willst du hier?“ fragte er, überrascht, sie unten an der Klippe zu finden.

Doch Byssa achtete weder seiner Worte, noch seines Blickes. Sie schlang die Arme um seinen Hals, schmiegte sich an ihn und bedeckte sein zottiges Wams mit Thränen und Küssen.

„Lyrkos, du lebst!“ wiederholte sie vor Erregung außer sich, und all die Angst und Spannung, in welcher sie geschwebt hatte, schaffte sich Luft in einem lindernden Schluchzen.

„Byssa, so sprich doch! was gibt's denn?“ fragte Lyrkos, erstaunt über die Aufregung, in welcher er sein Weib vorfand.

Byssa nahm ihn bei der Hand, führte ihn in den Stall und legte den Finger auf den roten Streifen an der Seite des Pferdes.

„Thörin!“ sagte Lyrkos lachend. „Dies Blut ist kein Menschenblut.“ Und damit zeigte er auf einen mächtigen erlegten Eber, den zwei Männer nur mit Mühe auf einer Lanze über ihren Schultern zu tragen vermochten. „Nach beendeter Jagd,“ fügte er hinzu, „wollten wir das große, schwere Tier auf das Pferd laden; dasselbe scheute aber, riß sich los und lief nach Hause zu.“

Die Männer waren indessen herangekommen. Trotz ihrer Furcht vor Lyrkos konnten sie sich dessen nicht erwehren, mehr oder weniger verstohlen auf die schöne Byssa hinzuschauen, die nun in ihrer Freude und Erregung doppelt anmutig war. Ja einige begnügten sich nicht damit, lediglich ihr Antlitz zu besehen, es verliefen sich ihre Blicke auch auf ihre nackten Füße und Knöchel hernieder, die freilich wohlgestaltet genug waren, um Aufmerksamkeit zu erregen, obwohl eigentlich die Weiber damals ganz allgemein mit hoch aufgebundenen Kleidern gingen.

Lyrkos fing diese verstohlenen Blicke wohl auf. Er runzelte die Stirn und umfaßte seinen Speer etwas fester.

„Was gehst du mit dem roten Fetzen da?" sagte er hart zu Byssa und wies auf ihren kurzen Überwurf. „Habe ich dir nicht lange Weiberkleider gegeben?"

„Die Sonne brennt so, — und ich war allein am Webebaum," stammelte das arme junge Weib und wurde glühendrot. Damit setzte sie den Fuß auf die unterste Stufe der Treppe und wollte, verwirrt und schamvoll, den Felsen hinaufeilen. Doch Lyrkos ergriff sie beim Arme, und indem er sozusagen sie hinter sich herumwarf, so daß er sie mit seinem Leibe deckte, rief er barsch seinen Begleitern zu:

„Geht voran!"

Darauf stieg er selbst nach ihnen hinauf und gab

genau darauf acht, daß keiner sich umsah. Byssa und die Sklavin aber ließ er hinterdrein folgen, so gut wie sie konnten.

VI.

Oben auf der Klippe gab es unter den Kychreern über das herrliche Wildbret große Freude. Als das Tier aber abgezogen und das Fleisch in Stücke geschnitten war, so wollten alle miteinander, nicht nur die Jäger selbst, sondern auch ihre Verwandten und Freunde, ihren Teil an der Beute haben. Vom bloßen Wortwechsel kam es zu thätlichem Zwist, und Lykos hatte sein ganzes Ansehn einzusetzen, um den Erregten zu wehren.

Die Sonne war indessen hinter dem Korydalosgebirge herniedergegangen. Die Ölbäume auf der Ebene warfen keinen Schatten mehr; das ganze Flachland lag in Dunkel eingehüllt. Alles war Stille und Friede, und dann und wann nur ließ von den Sträuchern her ein leises Zwitschern sich vernehmen.

Die Kychreer ruhten, gemächlich plaudernd, auf des Tages Arbeit aus. Einige derselben fragten Lykos und seine Begleiter, ob auf der Jagd ihnen nichts begegnet wäre. Lykos antwortete, daß sie in der Ferne kleine Rotten von Pelasgern hätten vorbeiziehen sehen. Er schien jedoch darauf kein Gewicht zu legen, und mehrere von den Kychreern erhoben sich, um sich zur

Ruhe zu begeben, — da rief in einem Ausbruch von Erstaunen eine klare Kinderstimme aus:

„Sieh, sieh! Die Höhen rühren sich!“

Aller Augen folgten dem Finger des Kindes.

Über einige kleine Anhöhen, deren Rand gegen den Abendhimmel sichtbar abstach, ging eine gar absonderliche Kräuselbewegung hinweg. Es sah das aus, als ob ein flüssiger Körper vorwärts rollte; die eine dunkle Reihe tauchte auf nach der andern, ganz wie im Meere Woge auf Woge folgt.

Es war an dieser Erscheinung etwas, das den Kychreern das Blut in den Adern erstarren machte. Auf der Ebene selbst war nichts zu sehen; daselbst verlor sich alles in der abendlichen Dunkelheit.

Alle lauschten in atemloser Erwartung. Da ließ durch die wachsende Finsternis sich ein dumpfes Gedröhn, — ein Laut wie von einer großen, erregten Menschenmasse herrührend, ein Gesumme wie von vielen Stimmen, entferntem Rufen, Singen und Waffengetöse hervorgebracht, sich vernehmen. Langsam, allmählich schien das Gelärm anzuschwellen und näher zu rücken. Es ließen Feuerflammen sich blicken, die jedoch alsbald nach ihrem Sichtbarwerden wieder hinter dunklen Gestalten, die sie deckten, verschwanden. Das Ganze war wie ein lebendiger Strom, der da anwuchs und sich weiter streckte, bis er denn schließlich die ganze Klippe umgab.

Da flammten mit einem Male Fackeln auf und ein

kleiner Haufe von zehn, zwölf Mann näherte sich bis auf die Entfernung eines Bogenschusses. Zwei derselben setzten ellenlange Muschelhörner vor den Mund, und nun erschallten von Berg zu Berg wilde, schmetternde Töne. Ein Mann, der in ein weißleinenes Gewand gekleidet war, trat vor und hob einen Lorbeerstab empor. Es trat eine tiefe Stille ein, und nun hörte man ihn mit lauter Stimme sagen:

„Kychreer! Ihr habt uns höchlichst geschädigt. Auf Erde, die nicht euer war, habt ihr euch Häuser gebaut; Männer von unserem Volke habt ihr für euch Sklavendienste thun lassen, und als der Jüngling Tydeus sich weigerte, habt ihr ihn schmählich ermordet.

„Für die Abtretung von Land und als Zeichen der Unterwerfung sollt ihr uns, den Ureinwohnern dieses Landes, eine jährliche Abgabe entrichten von siebenhundert Spießen und ebenso vielen Schilden und Schwertern."

Hier brachen die Kychreer in lautes Schreien aus. Sie begriffen, daß es die Absicht der Pelasger war, sie zu entwaffnen, und ihre Erbitterung machte in empörten Schimpfworten sich Luft.

„Hört nur die Hunde!" riefen sie. „Ehe der Kampf noch begonnen, da reden sie wie Sieger. Die großthuigen Narren, glauben die, sie könnten die Klippe etwa mit ihren Schneckengehäusen umblasen?"

Doch der Ausrufer ließ sich nicht beirren.

„Kychreer!" fuhr er fort. „Die Pelasger, welche ihr

zu Sklaven machtet, sie sollen auf freien Fuß gesetzt werden, und als Sühne eurer Blutschuld verlangen wir, daß ihr uns Lyrkos, als denjenigen, welcher zum Kriege aufreizte und friedliche Landbewohner plünderte, ausliefert. Diese Forderungen werden wir mit den Waffen in der Hand zur Geltung bringen. Wir kommen nun mit keinem Ansuchen mehr, sondern mit einem Befehl."

Abermals erhob sich ein entsetzlicher Lärm; doch Lyrkos gebot Stille, und indem er auf einen Felsblock emporsprang, von welchem aus er weit und breit zu erblicken und zu vernehmen war, rief er:

„Pelasger! Die Erde, die wir bebauten, war öde und unbewohnt und gehört uns ebenso wie euch. Wenn ihr die Auslieferung der Sklaven, wie die meinige verlangt, dann ist meine Antwort: kommt und holt uns! Doch merkt euch das wohl: ihr und nicht wir sind es, die da Krieg beginnen; wir wehren uns nur gegen diejenigen, die uns angreifen. Diese Antwort ist verdient und zugleich auch unseres Volkes würdig."

Bei diesen Worten brach ein gar mächtiger Jubel unter den Kychreern los.

Lyrkos sah sich voll Zuversicht um; denn ebenso sorglos wie er für seinen eignen Teil war, so vorsichtig war er, sobald es das Wohl des Volkes galt. Beim ersten kriegerischen Zeichen hatte er die Klippe in Verteidigungszustand gesetzt.

Oberhalb aller breiteren Zugänge hatte man Haufen

großer Steine aufgestapelt, die über den etwa herandrängenden Feind herniedergerollt werden konnten, und da, wo ein einzelner Mann emporklimmen konnte, war eine Wache aufgestellt worden. Nach hinten zu war der Hügel der Kychreer ganz unzugänglich. An dieser Seite dehnte sich die über vierhundert Ellen lange Kluft Barathron aus, die zu beiden Seiten von fast senkrechten Felswänden gebildet war, welche eine Höhe haben von neunzig bis hundert Ellen. Diese unheimlich düstre, wilde Kluft wurde späterhin zur Richtstätte verwandt, und hier war es, wo diejenigen Verbrecher ihre Tage beschlossen, von denen das Gesetz gebot, daß sie in den Abgrund hinabgestürzt werden sollten. Nach Norden zu, der Windseite, war die Klippe von Erde entblößt, und es befand sich daselbst, an deren Fuße, halb verborgen zwischen einigen gewaltigen Steinblöcken, der Eingang einer Höhle. Diese führte in schräger Richtung nach einigen unterirdischen Grabkammern hinauf; von letzteren lief dann ein steiler Luftgang nach einem der unteren Klippenabsätze empor. In diesen Gang hatte Lykos Stufen einhauen lassen, um darin einen heimlichen Niedergang nach der Ebene zu haben; er hatte auch, um das Ganze noch um ein weiteres geheim zu halten, dicht vor dem Ausgang der Höhle Buschwerk anpflanzen lassen.

Obschon die Kychreer im ganzen genommen guten Mutes waren, befanden sie sich immerhin in jener feier-

lichen Stimmung, wie sie der Stunde der Entscheidung bei solchen Anlässen stets vorausgeht. Es hatte Lyrkos im ersten freien Augenblick Byssa die Versicherung gegeben, den Pelasgern würde ein derartiger Empfang bereitet werden, daß nicht ein einziger seinen Fuß auf die freien Versammlungsplätze vor den Wohnhäusern setzen sollte. Byssa schloß Lyrkos wortlos in ihre Arme; sie hatte Thränen in den Augen und vermochte es nicht, zu reden. Sie hatte einen blinden Glauben an ihren Gatten, doch war sie nichtsdestoweniger heftig bewegt.

„Ehe die Sonne untergeht,“ so dachte sie, „werden viele Augen sich schließen. Und welches wird wohl das Schicksal Lyrkos' sein?“

VII.

Der größte Teil der Nacht verlief immerhin ruhig. Man sah die Pelasger in einem weiten Halbkreis um die Klippe herum mehrere Feuer anzünden und nahm den Geruch gebratenen Fleisches wahr. Es ward Gesang und Gelächter hörbar, und längs der Feuer schien ein wahrer Wald von Lanzen aus der Erde emporgewachsen zu sein.

Auf dem Felsen selbst herrschte tiefe Stille. In vorgerückter Nachtstunde ließ jedoch ein seltsames Knistern sich vernehmen, und es führte der Wind einen leichten Nebel und einen brandigen Geruch mit sich. Kurz

darauf stieg eine Rauchsäule empor und von Mund zu Mund flog der Ruf:

„Das Vorratshaus brennt!“

War ein tollkühner Pelasger, oder einer der neulich gefangen genommenen Sklaven es gewesen, der das Feuer angelegt hatte? Das war auf jeden Fall nicht eben leicht gewesen. Die Vorratskammer war nämlich ebenso wie die Wohnhäuser in den Felsen ausgehauen und enthielt von Brennbarem eigentlich nichts anderes als Getreide und die Balken, auf denen das Dach ruhte. Nichtsdestoweniger griff das Feuer rasch um sich, als es erst dadurch so recht Luft bekam, daß ein Teil des Daches einstürzte. Große, hellerleuchtete Rauchwolken wurden in die Höhe gewirbelt, und wie immer, wo Getreide brennt, stiegen mit dem Rauche zahllose Schwärme von Funken auf, die wie ein feiner Feuerregen in weitem Umkreise zur Erde fielen. Plötzlich schossen, als das einstürzende Balkenwerk in Brand geriet, hohe Feuerzungen aus dem Dache empor. Der Nymphenhügel, der Areios Pagos und die nachmalige Akropolis wurde von einem flammroten Scheine erhellt und das ganze Heer der Pelasger brach in Jubel aus.

Einige der Dreisteſten kamen näher, und ein alter, schiefbeiniger Prahlhans, der auf höchst lächerliche Art mit einem riesengroßen Helme und einer mörderlichen Keule ausgestattet war, drohte nach der Klippe hinauf, worauf er eine Bewegung machte, als ob er einem Überwundenen den Fuß auf den Nacken setzte.

Bei dieser Herausforderung ergriff ein junger Kychreer Bogen und Pfeil.

„Rhai-bo-ske-lēs! Schiefbein!“ rief er, so daß es weit über das Flachland hinhallte. „Wo hast du deinen Schild?“

Die Bogensehne schwirrte, und der alte Narr taumelte rücklings zu Boden, indem er sich an den Hals griff.

Die Kychreer klatschten in die Hände und stießen laute Freudenschreie aus.

Beim Anblick des Falles ihres alten Waffengenossen — es war das, wie es schien, ein Häuptling — durcheilte ein blutdürstiges Geheul die Reihen der Pelasger. Ein längeres Wort, das wegen der Entfernung jedoch unverständlich war, flog von Mund zu Mund, bis es dann auf einmal laut und deutlich als ein Befehl ertönte, das Wort:

„Sphendonētai! Schleudermänner!“

Heraus aus dem dunklen Haufen, die um das Feuer herumlagerten, traten Rotten von Männern, die einzig nur ein Schaffell um die Hüften trugen. Sie stellten sich der ganzen Vorderseite der Klippe entlang in zwei Reihen auf, wobei der Abstand zwischen der ersten und zweiten Reihe, und ungefähr ebenso derjenige, welcher zwischen Mann und Mann in jeder Reihe bestand, einige zwanzig Schritt betrug.

Bei einem Hirtenvolk wie dem der Pelasger war die Schleuder ein unentbehrliches Werkzeug. Es diente

dieselbe dazu, die Herde zusammenzuhalten; denn wenn eine Ziege oder ein Stück Groß-Vieh ein paarmal mit einem Stein aus der Schleuder getroffen war, merkte der Hirtenhund sich dasselbe und paßte gut auf dieses auf. Es half Geschicklichkeit im Gebrauche der Schleuder dem Hirten somit über die Notwendigkeit hinweg, den Tieren, welche sich zu weit von der Herde entfernten, einzeln nachzulaufen. In einem Hügelland aber wie Attike, wo man kaum ein paar hundert Schritt zurücklegen kann, ohne bergauf oder bergab zu gehen, ist es ziemlich angezeigt, seine Beine zu schonen.

Die Schleuder selbst war sehr einfach. Sie bestand lediglich aus zwei fingerdicken Wollschnüren, jede von der Länge einer halben Elle, die an je einem Ende von einem speerförmigen Stück Leder, mit einem kleinen Loch in der Mitte, worauf der Stein festliegen konnte, zusammengehalten waren. Die Kunst der Führung dieser Waffe bestand darin, daß man die eine Schnur gerade in dem Augenblicke losließ, wo der Stein im rechten Schwunge war, um das Ziel erreichen zu können.

Die Männer mit dem Schaffell um die Lenden sammelten einige Steine von der Erde auf und schleuderten sie nach der Klippe hinüber, bis sie die Entfernung kannten, — da nahmen sie die Steine ihrer Schleudertasche, welche sie in einem Riemen über der Schulter trugen. Die Steine, von denen jeder

Mann zwölf bis vierzehn mit sich führte, wogen im Durchschnitt bis acht Pfund. Später verwandte man auch Bleikugeln von der Größe eines Hühnereies, und man besitzt zur Zeit noch, als Fund aus der Ebene von Marathon, solche Kugeln, die mit hellenischen Inschrift-Stempeln gekennzeichnet sind.

Mit einem Male ließ auf dem Felsen der Kychreer ein entsetzliches, ohrenbetäubendes Prasseln von Steinen sich hören, die an die Wohnhäuser anschlugen und von dem harten Grunde zurücksprangen. Bald mischten Schmerzensschreie sich in das Gelärme und Getöse, und Lyrkos gewahrte mit Schrecken, daß seine Leute arge Todeswunden erhielten, indem von dem herniederfallenden Steinhagel ihnen entweder der Kopf zerschmettert oder die Schultern ausgesprengt wurden.

Der Kychreer, welcher den alten Prahler erschlagen, ergriff abermals seinen Bogen, doch Lyrkos schlug ihm den aus der Hand.

„Unseliger!" sagte er, „unsere Bögen reichen nicht halb so weit wie deren Schleudern. Willst du ihnen das zeigen?"

Nachdem er in Eile Wachen ausgestellt, wo einigermaßen Deckung war, befahl er den Männern, sich in die Wohnungsräume hineinzubegeben. Doch nicht einmal darin waren sie in Sicherheit. Denn sobald einer oder mehrere Steine ein Dach trafen, dessen Balken nicht eben frisch waren, stürzte dasselbe ganz

oder teilweise zusammen und verletzte Männer, Weiber und Kinder. Bald hallte die Klippe von Jammer- und Schmerzensrufen wider, und das betäubende Prasseln des Steinregens benahm allmählich den Kychreern den Mut, und zwar um so viel mehr, als sie außer stande waren, sich zu verteidigen.

Da beobachtete Lykos, welcher selbst sich auf Wacht gestellt hatte, daß vom Lager der Pelasger her sich ein kleiner Haufe näherte, offenbar um zu spähen. Es zog derselbe eine Weile an der Klippe entlang, etwa in der Entfernung eines Bogenschusses, die Steine, die von den Schleuderern ausgeworfen waren, ruhig über sich hinwegfliegen lassend. Plötzlich setzte einer der Männer, der an der Spitze schritt, ein großes Muschelhorn vor den Mund. Es erschallten drei lange gellende Töne, und nun entstand unter den Pelasgern eine gar starke Bewegung.

Fünf- bis sechshundert Mann scharten sich vor dem Lager zusammen und stellten sich eilig daselbst auf. Man hörte die Anführer ihren Eifer entflammen und Befehle an sie erteilen. Darauf eilten sie in vollem Laufe auf die Klippe los. Die Schilde über ihren Häuptern, hatten die Späher bereits unten einzudringen gesucht, um den Herankommenden die bequemsten Stellen zum Hinaufklimmen zu zeigen.

In dem Augenblick, wo die dunklen Gestalten in ihren Kappen und Wämsern aus Ziegenfell den Fuß des

Hügels erreichten, hörte der Steinregen mit einem Male auf. Die Kychreer kamen nun aus ihren Wohnungen hervor und suchten nach den an den Treppen aufgestapelten Steinhaufen hin zu gelangen. Obschon der Brand des Vorratshauses abzunehmen begann, verbreitete der rote Flammenschein immerhin genügende Helle, um den Pelasgern den Weg zu zeigen. Als Lyrkos sah, daß dieselben eine gewisse Strecke weit auf die Höhe hinaufgelangt waren, gab er Befehl, die Steine hinabzustürzen. Die Kychreer nahmen mit Eifer ihre Sache in Angriff; Stein rollte auf Stein den Abhang hinab, von dem einen Felsblock nach dem andern aufhüpfend. Wieder ertönten laute Schmerzensrufe, doch diesmal aus dem Munde der Pelasger: denn gar viele derselben verloren den Halt unter ihren Füßen, stürzten hernieder und zerschlugen sich im Falle.

Dessenungeachtet gelang es nicht wenigen, teils den Steinen auszuweichen, teils mit den Schilden sich zu decken, so daß sie unversehrt auf die freie Felsenfläche hinaufgelangten. Hier stürzten die Kychreer auf sie los, sie verteidigten sich aber hartnäckig, wie Leute, die einen steilen Abhang im Rücken haben. Der Kampf wogte lange Zeit unentschieden, — da eilten die Weiber der Kychreer ihren Männern zu Hilfe. Sie warfen Asche und Sand den Pelasgern in die Augen, und einige derselben bedienten sich sogar schwerer Handmühlen als Waffe. Ja Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren

folgten dem Beispiel der Mütter und bewaffneten sich mit allem, was ihnen in die Hände fiel.

Als Lykos gewahrte, daß der Kampf in regem Gange war, wandte er nach der Brandstätte sich um, und als er denn sah, daß das Feuer daselbst nahe am Verlöschen war, lächelte er und rief: „Ich will es wagen.“ Darauf sammelte er diejenige Mannschaft, die noch zu entbehren war, und führte dieselbe bei Fackelschein durch den bedeckten Gang nach der Ebene hernieder. Hier schlich er sich im Dunkel der Nacht mit seinen Leuten um das Lager der Pelasger herum. Während diese in großer Spannung nach der Klippe hinüberstarrten, um zu sehen, ob der Angriff gelänge, stießen die Kychreer mit einem Male laute Kampfrufe aus und fielen ihnen unerwartet in den Rücken.

Lykos trug wie immer sein Wams aus Wolfsfell und eine Kappe aus ebensolchem Fell, an welcher er zur Zierde die beiden Ohren des Tieres hatte sitzen lassen, — was dieser Kopfbedeckung ein eigentümlich wildes Aussehen gab. In der unsicheren Helle, wie sie die Wachtfeuer verbreiteten, erkannten mehrere der Pelasger ihn an der Kappe mit den Wolfsohren, und gar bald vernahm man den Ruf:

„Lykos ist über uns! Rettet euch vor Lykos!“ Und damit begann denn eine dermaßen eilige Flucht über Hals und Kopf, daß mehrere der Überrumpelten

nicht einmal sich Zeit ließen, ihre Lanzen aus der Erde aufzuziehen.

Da sprang ein Häuptling mit Kupferhelm, Panzer, Beinschienen und Schild hinter einem Steinblock hervor. Er warf sich wie rasend den Flüchtenden entgegen und verwundete ein paar davon mit seinem Spieß.

„Periphas!“ rief Lyrkos und schleuderte die Lanze nach ihm. Doch der Pelasger deckte sich mit dem Schilde, und in demselben Augenblicke, als dessen Rand durch den Anprall der Waffe sich spaltete, duckte er hinter die klirrenden Platten sich nieder. Der eschenholzene Speer streifte über sein Haupt dahin und berührte sein Haar.

„So nahe dem Tode!“ dachte er, und ein erstarrender Schauder ging ihm durch Mark und Bein.

Lyrkos zog sein Schwert; doch ein Haufe flüchtender Pelasger kam zwischen ihn und Periphas, — er sah den blanken Helm desselben gleichsam im Kreise herum wirbeln und von dem Strome mit fortgerissen.

Mit dem Namen Lyrkos verpflanzte der Schrecken sich weiter von Feuer zu Feuer. Da ertönten mit einem Male laute Ausrufe des Entsetzens, aus den Reihen derer, welche auf die Klippe der Kychreer hinaufgelangt waren. Denn als der Flammenschein des brennenden Vorratshauses verging, wurden sie in dem nächtlichen Dunkel in die Tiefe gedrängt. Die Schreckensrufe beschleunigten die Flucht der Pelasger noch um ein bedeutendes; sie

verstanden nun, daß sie von ihren Waffenbrüdern keine Hilfe zu erwarten hatten.

Lyrkos hielt indeß mit der Verfolgung bald inne, aus Furcht, der Feind könnte entdecken, wie gering seine Stärke war.

Als seine Leute auf dem Heimwege um die Wette sich beeiferten, ihn als Siegeshelden zu preisen, da gab er zur Antwort:

„Es war deren Fehler, daß sie das Feuer statt Fackellicht sich dienen ließen, um die Klippe zu besteigen. Denn als die Flammen schließlich von selbst verlöschten, standen sie plötzlich in tiefem Dunkel, von vorn dabei von Feinden bedroht und einem jähen Abgrund nahe, der hinter ihnen sich aufthat... Ich für meinen Teil setzte dagegen mein Vertrauen auf die Dunkelheit, während ich die Pelasger überrumpelte, und die Dunkelheit ließ mich nicht im Stich, so wie die Flammen es bei jenen thaten."

VIII.

In der ersten Zeit nach dem mißglückten Angriff hielt Periphas sich aus Furcht vor den Kychreern in einer Höhle des Hymettosberges auf. Diese kannte nur der Hirte, welcher ihm Lebensmittel brachte. Von Hausrat gab es darin nur einige Ziegenfelle, die zum Lager dienten, eine Handmühle, eine Zahl von Thonschüsseln und einen Herd von Stein.

An einem schwülen, heißen Nachmittag, als die Sonne eben in die Höhle schien, lag Periphas fast entblößt hinter einem Steinblock am Eingang. Vor ihm stand ein Jüngling mit schwarzem, krausem Haar und eine Tierhaut um die Lenden geschlungen. Nomion — so hieß er — war der Sohn eines Nachbarhäuptlings. Er war von frühester Jugend auf des Tydeus Freund gewesen.

Sie sahen beide ernst, ja bekümmert aus; ihr Zwiegespräch betraf die Kychreer und die Ermordung des Tydeus.

„Ich glaube, du irrst dich," sagte Nomion. „Lyrkos steht außerhalb der Sache. Tydeus fiel in einem Auflauf; seine Weigerung, Sklavendienste zu thun, brachte die Kychreer gegen ihn auf und erregte ihre Wut. Ein jeder von ihnen warf seinen Stein und verwundete ihn, bis denn der Unglückliche seinen Geist aufgab. Es ging das nicht anders zu, wie wenn ein Bienenschwarm ein Maultier überfällt; von keiner einzelnen Biene läßt sich dabei sagen, daß sie tötlich verletzt; jede von ihnen gibt nur ihren kleinen Stich her, das Tier aber stirbt davon."

Periphas schüttelte das Haupt.

„Ich weiß es besser," erwiderte er. „Lyrkos haßt mich und mein Geschlecht. Habe ich nicht seiner Zeit um Byssa angehalten?"

„Nicht doch, nicht doch," fuhr Nomion fort, der als

Sohn eines Häuptlings Periphas gegenüber eine freiere Sprache führte, als die Mehrzahl der andern gewagt haben würde. „Wäre Lyrkos der Mörder, wie könnte er dann die Versammlungsplätze vor den Wohnungen auf der Klippe betreten und unter den andern Kychreern einhergehen? Wer will mit einem Mörder zusammen sein? Hält man nach altem Brauch nicht die gerichtliche Verhandlung in Mordangelegenheiten unter freiem Himmel ab, damit weder Kläger noch Richter mit dem Mörder unter einem Dache zu weilen genötigt sind?"

„Ja freilich das," murmelte Periphas mit finstrem Blick, „ein Mörder ist unrein."

„Nicht allein unrein, — sondern beladen mit einem doppelten Zornesfluch: dem des Ermordeten und dem der Götter. Sollte die Seele des Erschlagenen von Licht und Leben so ohne weiteres hinwegwandeln, ohne blutige Rache zu heischen? Und die Götter, denen der Mord ein Greuel ist — würden sie unterlassen gerechte Vergeltung zu üben?"

Periphas schwieg und wandte sein Antlitz ab.

„Verzeih!" rief Nomion aus, „ich vergaß, daß du selbst ..."

„— Den Wahrsager ..." sagte Periphas und ließ seine Stimme sinken; „nun ja, er fiel von meinem Speer. Doch es geschah ihm nur sein Recht. Verkündigte der Thor nicht laut vor allem Volk, was er einzig nur mir hätte anvertrauen sollen?"

„Es war immerhin ein Mord.“

„Nein, mein Freund, glaube mir, es war das etwas ganz anderes, als was die Blutschuld jener besagt. Du weißt, Nomion, daß kein Pelasger größere Herden besitzt als ich — nun wohl! Habe ich die Götter verletzt, so hat auch niemand anders ihnen zahlreichere und beträchtlichere Opfer gebracht. Außerdem ging ich alsbald nach Kranaai und ließ Ariston auf priesterliche Weise mich von dem Blute reinigen. Und was die Verwandtschaft des Verstorbenen anbetrifft, so habe ich längst sie durch überreiche Gaben ausgesöhnt.“

„Doch — die Gesinnung?...“ fragte Nomion und sah Periphas in die Augen.

„Die Gesinnung!“ wiederholte Periphas, indem er dem Blicke Nomions auswich. „Jüngling, du sprichst absonderliche Worte. Wenn weder Götter noch Menschen klagen, wer fragt dann nach der Gesinnung?“

Und Periphas schlug ein seltsames gezwungenes Gelächter an, das in dem Raume fast unheimlich anzuhören war.

„Es sei dem, wie ihm will,“ sagte Nomion. „Wenn die Kychreer Mörder unter sich dulden, ohne sie zu strafen, werden dann nicht eben auch sie, wird dann nicht das ganze Volk selbst unrein und verfällt dem Zorn der Götter?“

„Das dürfte wohl sein.“

„Und doch blieben die Kychreer Sieger, während

wir, Tydeus' Rächer, wie Spreu vor dem Winde zerstoben. Was ist davon wohl der Grund?"

„Kann sein, daß deren Götter stärker sind als die unsrigen."

„Die Meernymphe Melite stärker als Zeus Hypsistos! Du meinst das doch nicht."

„Vielleicht hätten wir warten sollen, bis ein glücklicher Tag gekommen wäre."

„Nicht doch," versetzte Nomion, „ich denke, daß Lyrkos siegte, weil er nichts Böses gethan hat. Er ist freilich zwar ein streitbarer Mann, und hat's einmal erst wo Händel gegeben, dann macht er sich keinerlei Bedenken, sondern schleppt ohne weiteres Ziegen, Gerste, Feigen und Honig mit sich fort. Doch niemals hat er noch einen Menschen erschlagen, es sei denn in offenem Kampfe. Wäre er zugegen gewesen, so wäre Tydeus niemals gesteinigt worden."

„Du urteilst merkwürdig gut über Lyrkos," sagte Periphas. „Warum aber stets von diesem Kychreer Worte machen? Es gibt doch auch andere Häuptlinge im Lande... Doch, sei's! Wir werden sehen, ob die Götter zum zweiten Male ihn beschützen werden."

„Periphas, was ersinnst du?"

„Kennst du den schönen Vogel, der den Namen Kitta führt? Der hat vor allen andern Vögeln sein Weibchen so lieb, daß er nicht ohne dasselbe sein kann. Man fängt denn nun das Weibchen auf dem

Neste in einer einfachen Schlinge, und hat man das erst, so fliegt das Männchen ganz von selbst herzu und ist dann leicht zu greifen."

„Im Namen der Götter! Verstehe ich dich recht? Willst Du Byssa rauben?"

„Scheint sie dir etwa nicht des Besitzes wert?..."

„Nun, beim Zeus," fügte Periphas hinzu, indem das Blut in seine Wangen aufschoß, „ich will denn doch lieber sie wegschleppen, als Ziegen, Gerste, Feigen und Honig."

„Hüte dich wohl, Periphas! Treibe nicht Lyrkos zur Raserei. Er ist dann sicher zu allem fähig."

„Nicht das, sobald er in meiner Macht ist.

IX.

Am Fuße des Hügels Agra, einem Teil des Hymettosberges, erweitert sich das Bett des Ilissos. Der Fluß teilt sich daselbst in zwei Arme, welche eine flache Insel umschließen. An der Stelle, wo die Arme sich wieder vereinigen, bildet das Ufer einen Felsabhang, worin zwei Höhlen sich befinden; hier sammelt sich, zwischen den Gesteinschichten hinsickernd, gutes Trinkwasser an, und zwar in solcher Menge, daß es einen Teich gefüllt hält. Dies ist die Quelle Kallirrhoë (der schöne Born). Dieselbe ist noch heutigen Tages vorhanden und dient nunmehr zum Wäscheplatz.

Zu der Zeit, der hier gedacht wird, war Kallirrhoë diejenige Stätte, von der nicht allein die Frauen und Töchter der Kranaer, sondern auch die der Kychreer Wasser holten, wenn die kleinen Brunnen auf den Klippen versiegten. Zwar lag die Klepsydra-Quelle den Ansiedelungen der Stämme bedeutend näher; doch wie dies im Namen liegt — das sich hervorstehlende Wasser —, floß dieselbe viel zu spärlich, als daß sie die beiden Niederlassungen mit Wasser in genügendem Maße hätte versorgen können. Es war darum notwendig, solches aus dem über zweitausend Schritt entfernten Ilissosgefilde, dem sogenannten Agrai, dem ländlich wilden Gebiete zu holen.

Doch diese Wanderung war nicht ohne Gefahr. Die auf dem Hymettos umherstreifenden Pelasger betrachteten die Quelle als die ihrige und sahen mit scheelem Blick es an, daß auch andere sich daraus versorgten. Nicht selten waren die Frauen von ihnen verunglimpft worden, ja ein paarmal war sogar Weiberraub vorgekommen. Es war darum Brauch geworden, daß Mädchen und Frauen scharenweise miteinander nach der Quelle hinwallten, und daß dabei allemal bewaffnete Männer ihnen das Geleit gaben. Es war nun indessen schon mehrere Jahre her, wo den Frauen zuletzt Unbill widerfahren war, und die Wachtmannschaft begann in dieser Angelegenheit allgemach etwas lässig zu werden. Anstatt der Waffen nahmen viele von den jungen Männern

Jagdgeräte mit und stellten, am Ziele angekommen, zur Kurzweil Netze auf, um Hasen zu fangen, deren es in jener Gegend eine ziemliche Menge gab.

Der Gang nach der Quelle war überhaupt zu einer wahren Lustwanderung geworden. Mit der den Südländern eignen Gabe, sich das Leben leicht und angenehm zu machen, hatte man die Zeit dazu ziemlich gut ausgewählt. Der Zug brach erst in später Nachmittagsstunde auf; man hatte dann die Sonne im Rücken, und ging es dann wieder nach Hause zu, so war sie hinter den Korydallosbergen bereits versteckt. Einer der älteren von den Männern nahm gewöhnlich eine Syrinx oder Panflöte mit; die jungen Leute scherzten mit den hübschen Mädchen und Frauen, man wechselte mit dem Tragen der Wasserkrüge ab, es wurde gelacht und gesungen, ja bisweilen tanzte man auf dem freien Platze an der Quelle in langen Reihen dahin.

Ein paar Tage nach dem Zwiegespräch zwischen Periphas und Nomion in der Höhle des Hymettosberges unternahm man wieder eine dieser Wanderungen. Nach dem neulich errungenen Siege war die Freude nun eine doppelte, und durch die ländliche Stille des Ilissosgefildes war der Zug in weiter Entfernung zu hören. Beim ersten Laut, der von den Flötentönen und den frohen Stimmen sich vernehmen ließ, sah man in dem Gebüsch auf dem Abhang dicht unterhalb der Quelle Kallirrhoë sich etwas regen. Zwei sonnenge-

bräunte Hände drängten die Zweige zur Seite, und es zeigte sich ein bräunliches Gesicht, wovon jedoch nur sehr wenig zu sehen war, da eine Kappe aus Ziegenfell tief über die Stirn herniedergezogen war. Periphas — denn dieser war es — sah von seinem Versteck aus die Schar der Weiber zwischen einer doppelten Reihe von Männern herannahen.

„Da sind sie!" sagte er zu Nomion, welcher hinter ihm versteckt lag. „Was sagst du von meinem Anschlage? Erst die Frau, dann den Mann! Morgen, vielleicht noch diese Nacht, ist Lyrkos in unserer Gewalt. Willst du mir beistehen?"

„Nein, beim Zeus, nein!" antwortete Nomion mit Bestimmtheit. „Ich will ganz im Gegenteil dich noch einmal warnen. Bedenke dich wohl, Periphas! Wirf nicht den letzten Anker auf falschen Grund! Doch schlecht nur ziemt es sich für den Jüngeren, den Älteren zu ermahnen, — Zeus öffne deine Augen, da es noch Zeit ist!"

„Scher' dich zu den Geiern, dummer Knabe!" rief Periphas ungeduldig aus. „Schwert und Lanze führst du wie ein Mann. Wo aber steckt der Mut?"

„Bei den Göttern, — nicht ist es Mut, woran mir's gebricht," erwiderte Nomion, indem er sich an der Hinterseite des Hügelabhanges hernieder gleiten ließ und zwischen den Anhöhen verschwand.

Mittlerweile war der Zug ganz nahe herangekommen.

Plötzlich entstand in der hintersten Reihe desselben eine gar rege Bewegung, und es ertönten die freudigen Rufe: „Ein Hase! ein Hase!" Ohne einen Augenblick zu verlieren, teilten die Jünglinge sich in zwei Haufen, die beiderseitig mit langen Stöcken bewaffnet das Tier nach einigen Netzen hinzutreiben suchten, welche am Durchgang des Thales ausgespannt waren. Die älteren Männer vergewisserten sich dessen, daß keine Pelasger in Sicht waren; dann folgten sie langsam nach, um zu sehen, wie die Jagd ausfiele.

Wäre Lyrkos zugegen gewesen, es wäre dies nicht geschehen; er war an jenem Tage aber zu Hause geblieben, um zu schmieden.

X.

Die Frauen, die infolge des Jagdeifers der Männer sich selbst überlassen waren, stiegen nach der Quelle nieder und setzten da ihre Wasserkrüge ab.

In der unfruchtbaren und öden Gegend, worin sonst nur etwa ein paar Hirten und einige Ziegen zu erblicken waren, wimmelte es nun von jungen Kychreerinnen in weißen und bunten Trachten. Die meisten blieben an der Quelle stehen, um zusammen zu plaudern; einige streckten sich müde und erschöpft auf das moosbewachsene Ufer nieder; andere wischten mit welken Blättern den Staub von den Beinen; nicht wenige

pflückten Blumen an schattiger Stelle, und eine und die andere watete in den Fluß hinaus, um in dem spärlichen, aber klaren und einladenden Wasser die Füße zu kühlen.

Periphas sah sie alle von seinem Verstecke aus; doch in der ganzen Schar suchte sein Auge nur eine.

Byssa saß in der Nähe der Quelle mitten unter einigen Genossinnen gleichen Alters. Sie hatte die Sandalen abgelegt, und in dem Augenblicke, wo Periphas ihrer ansichtig wurde, setzte sie eben den Fuß auf das Knie, um eine kleine Rißwunde zu untersuchen, die sie an den Steinen des Weges erhalten hatte. Eine junge Frau, deren Aussehen dahin deutete, daß sie bald Mutter werden sollte, näherte sich lächelnd, vollbeladen mit Blumen, und warf sie alle in Byssas Schoß, worauf sie ihr etwas ins Ohr flüsterte, so raunend leise, als ob es sogar für die nahen Steinblöcke hätte Geheimnis sein sollen. Byssa ward glühend rot und ergriff eine der neben ihr liegenden Sandalen, um tändelnd die Freundin zu strafen; doch indem sie den Arm erhob, glitt die Sandale ihr aus der Hand und flog weit in das Wasser hinaus.

Es erhob sich ein allgemeines Geschrei und Gelächter.

Byssa sprang auf, so daß alle Blumen in ihrem Schoße zur Erde rollten; sie raffte in Eile die Falten ihrer Kleider zusammen und watete in den Fluß hinaus. Die Strömung hatte aber die Sandale bereits auf etwas tieferes Wasser hinausgetrieben, so daß sie, um nicht

naß zu werden, das Gewand bis über die Knie aufheben mußte. Sie gewahrte alsbald, daß die Sache nicht so ganz leicht war. Jedesmal, wenn sie die Hand ausstreckte, sah sie sich in ihren Erwartungen getäuscht. Die kleinen Stromschnellen trieben mit ihrer Beute das mutwilligste Spiel; jeden Augenblick zogen sie die Sandale unter ihren leichten Schaum hernieder, und kam sie dann wieder zum Vorschein, so war das an einer ganz andern Stelle, als ihre Eigentümerin erwartet hatte.

Es wehte an dem Tage ein etwas kalter Wind, und Byssa hatte ebenso wie mehrere ihrer Mitschwestern ein Leibchen aus Ziegenfell angezogen. Da von dem langen Gange ihr indessen warm geworden war, hatte sie dasselbe nur lose umhängen lassen, und jedesmal, wo denn die schöne Kychreerin sich beugte, um die Sandale zu häschen, konnte Periphas' Blick sich eine arge Freiheit nehmen.

Von allem, was der Mensch zur Kleidung zu verwenden hat, gibt es nichts, was in höherem Grade als Pelzwerk die Glätte und die blendende Haut eines weiblichen Körpers hervorhebt. Wie diese zarten Schultern und dieser noch zartere Busen aus dem rauhen, schwarzbraunen Fell hervorschwollen, — bei solchem Anblick erweiterten sich Periphas' Augen, und als durch Byssas Bewegungen, die sie machte, ehe es ihr gelang, die Sandale zu erhaschen, mehr und mehr von dieser unverdeckten Nacktheit zum Vorschein kam, da loderte

bei dem halbwilden Pelasger die Leidenschaft in hellen Flammen auf.

Er warf einen raschen Blick nach der Seite hin, wo die Männer verschwunden waren, und als er denn keinen von diesen erblickte noch auch hörte, nahm er ein großes, grünes Blatt zwischen die Lippen, um den untersten Teil seines Gesichtes zu verbergen; darauf zog er die Kappe bis auf die Augen nieder, brach rasch aus dem Gebüsch hervor und sprang von dem Abhang aus in den Fluß.

Die Frauen stießen einen Schrei des Entsetzens aus und kamen alle in einem Nu auf die Beine.

Doch Periphas achtete ihrer nicht. Er faßte die vor Überraschung gelähmte Byssa in seine Arme und trug sie trotz ihres Widerstrebens bis ans Ufer. Wie alle Frauen von üppigem Wuchs war Byssa keine leichte Last, und wie stark der Pelasger auch war, so fühlte er doch, daß es ihm unmöglich sein würde, sie den steilen Abhang hinaufzutragen. Er setzte sie darum ab, doch ohne ihren Arm loszulassen. Kaum fühlte Byssa jedoch festen Grund unter ihren Füßen, als ihre Besinnung wiederkehrte.

„Zu Hilfe!" rief sie, „zu Hilfe! Sollen wir bangen vor diesem einen Manne? Sind wir nicht genug, um seiner habhaft zu werden?"

Und um ihren Worten die That auf dem Fuße

folgen zu lassen, packte sie unverzagt mit ihrer linken Hand, welche sie frei hatte, den Pelasger am Gürtel.

„Eilt! eilt!“ fügte sie hinzu. „Haltet ihn nur einen Augenblick, — die Männer kommen bald zurück.“

Byssas Kühnheit wirkte. Die Weiber eilten von allen Seiten herzu, doch ließen die zunächst befindlichen sich ungleich mehr Zeit als diejenigen, welche weiter entfernt waren.

Periphas sah ein, daß seine Lage ziemlich bedenklich war. Ohne Byssas Arm loszulassen, zog er sein Schwert.

„Hütet euch!“ rief er wild, „die erste, welche sich nähert, haue ich auf der Stelle nieder!“

Und als Byssa noch nicht ihre Hand von seinem Gürtel losließ, murmelte er zwischen den Zähnen: „Folge mir, oder beim Zeus!...“ er vollendete den Satz nicht, sein finsterer Blick aber ließ in Betreff seiner Absicht keinen Zweifel übrig.

Byssa schauderte es. Sie dachte an den Wahrsager, von dessen Tode sie hatte erzählen hören.

„Du bist der Stärkere!“ sagte sie, und damit ließ sie sich ohne Widerstand den Abhang hinaufführen.

Auf dessen oberstem Rande wandte Periphas sich um:

„Weiber!“ rief er, „die erste von euch, welche sich hier oben blicken läßt, gebe ich meinen Sklaven preis.“

Doch Periphas hatte nichts mehr zu fürchten. Der Anblick des blanken Schwertes hatte dem Mut der Weiber den Garaus gemacht.

Er führte nun Byssa zwischen einige kleine Hügel hin, da wo ein niedriger, zweirädriger Wagen, an welchen zwei Pferde gespannt waren, bereit stand und wartete, von einem Sklaven beaufsichtigt.

„Steig auf!“ herrschte er Byssa an, und um sie fügsamer zu machen, setzte er hinzu: „Es soll dir nichts Böses widerfahren. Ich will nur, daß du als Geisel mir dienest.“

„Ich gehorche,“ erwiderte Byssa, „doch unter der Bedingung, daß du nicht mehr Hand an mich legst.“

Und damit stellte sie sich ganz vorn in den Wagen, beide Hände auf dessen Brüstung stützend. Periphas ergriff die Zügel und fertigte den Sklaven mit einem Winke ab. Darauf stemmte er den Fuß fest gegen den inneren Tritt. So hinter dem Weibe seines Feindes stehend, gab er den Pferden den Zügel, schwang die Peitsche — und von dannen ging's, über Stock und Stein!

XI.

Die Männer hatten mittlerweile sich ziemlich weit von der Quelle entfernt. Es war gelungen, den Hasen ins Garn zu treiben; dessen Besitzer meinte nun ein ausschließliches Recht darauf zu haben, wogegen die, welche ihn aufgescheucht und getrieben hatten, an der Beute ebenfalls teil haben wollten. Als die älteren Männer herzukamen, waren die Meinungen unter ihnen ziemlich

geteilt, und während des lauten Wortwechsels achtete man denn nicht eben auf das Geschrei der Weiber, um so viel weniger, als diese überhaupt gar oft aus Scherz schrieen, wenn sie an der Quelle einander mit Wasser bespritzten.

Doch plötzlich kam ein ganz junges Mädchen, fast noch ein Kind, eilends einhergelaufen und winkte mit verstörten Mienen bereits in weiter Entfernung den Männern zu. Nun ahnten diese erst, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein müsse; sie eilten dem Mädchen entgegen, ohne jedoch den Hasen zu vergessen. Sie erzählte unter Thränen, was da vorgefallen war.

Da entstand großes Entsetzen unter den Männern.

„Byssa geraubt!“ rief der der älteste derselben aus. „Wehe uns, wehe uns!... womit uns rechtfertigen? Verwünscht sei der Hase, der an dem Unglück schuld ist!“

Es ging die Rückkehr von der Quelle ganz anders von statten, als das sonst der Fall zu sein pflegte.

In jenen Tagen war es keine gute Sache, der Überbringer einer schlechten Botschaft zu sein. Man kannte die auflodernde Wildheit Lyrkos'; man wußte, wie hoch er Byssa liebte, — und keiner fühlte den Mut, ihm zu sagen, was da geschehen war. Und dennoch war es notwendig, daß er es erfuhr.

Der Zug hatte bereits fast den Felsen der Kychreer erreicht, ehe man einen Beschluß gefaßt hatte. Da ge-

schah der allgemeinen Unschlüssigkeit auf eine unerwartete Weise ein Ende.

Es kam Lykos den Heimkehrenden entgegen.

Er war vor kurzem erst mit seinem Schmiedewerk fertig geworden. Nachdem er denn die Zeit über in Hitze und Rauch gestanden, that es ihm doppelt wohl, den kühlenden, frischen Seewind einzuatmen. Er hatte noch nie sich froher und behaglicher gefühlt.

„Wie schweigsam!" rief er den Kommenden entgegen. „Haben die Weiber die Sprache verloren? Dies wäre, beim Pan, entschieden das größte Wunder!"

Als er jedoch näher kam und die bestürzten Gesichter sah, da wurde er selbst mit ernst.

Sein Blick suchte mit Blitzesschnelle Byssa.

Die Männer schlichen sich einer nach dem andern hinter die Weiber hin.

„Wo ist Byssa?" sagte Lykos.

Niemand antwortete.

Nun richtete er die nämliche Frage an ein ganz junges Mädchen, zufällig dasselbe, welches an der Quelle den Männern entgegengeeilt war und ihnen die Unglücksbotschaft gebracht hatte.

So unerwartet gefragt, schreckte das junge Mädchen bestürzt zusammen. Sie erbleichte und suchte vergebens zu antworten; die Kehle war ihr wie zugeschnürt.

Lykos ergriff sie fest am Arme.

„Sprich, Unglückliche, sprich!“ sagte er. „Was hast du zu sagen?“

Das Mädchen suchte sich zu fassen und erzählte stammelnd, daß ein Pelasger aus dem Gebüsch hervorgebrochen wäre und Byssa entführt hätte.

Und damit fiel sie Lyrkos zu Füßen, hielt die Hand über das Messer, welches er im Gürtel stecken hatte, und rief:

„Töte mich nicht! Ich habe nichts gethan...“

„Wo waren die Männer?“ fragte Lyrkos barsch.

Das junge Mädchen schwieg.

„Wo waren die Männer?!“ wiederholte Lyrkos in einem Tone, der entschieden Antwort heischte.

Das Mädchen umklammerte seine Knie.

„Auf der Jagd,“ flüsterte sie kaum hörbar.

Es verstrichen einige Augenblicke, ehe Lyrkos den Mund aufthat.

Die Männer mochten wünschen, daß die Erde sie verschlungen hätte; es war aber Lyrkos in seinen Gedanken ihnen und ihrer Nachlässigkeit bereits weit entrückt.

„Wer war der Pelasger?“ fragte er mit einer Ruhe, welche für die, die ihn kannten, etwas Entsetzliches hatte.

Keiner antwortete.

Da trat die junge Frau, welche an der Quelle Byssa die Blumen in den Schoß geworfen hatte, vor. Sie zog das knieende Mädchen hinweg, und ohne die Augen zu Lyrkos zu erheben, sagte sie mit schwachem Erröten:

„Der Räuber war niemandem bekannt. Er hatte ein grünes Blatt im Munde, welches sein Gesicht verbarg. Doch Byssa mußte ihm gehorchen, sonst wäre sie vor unseren Augen getötet worden. Er zog sein Schwert... Kurz darauf hörten wir einen Wagen von dannen rollen."

„Also ein Häuptling!" sagte Lyrkos, und ohne ein weiteres Wort zu verlieren, kehrte er auf demselben Wege um, den er gekommen.

Lyrkos war ein viel zu guter Jäger, als daß er darüber hätte im Zweifel sein sollen, was er zu thun hatte. Er ging geraden Wegs nach Hause und machte Bremon los. Darauf führte er den Hund ins Haus und ließ ihn an Byssas Kleider schnobern, indem er wiederholt sagte: „Wo ist sie? wo ist Byssa?"

Der Hund stieß ein leises Gewinsel aus, legte die Schnauze an die Erde, schnüffelte zu wiederholten Malen und wedelte dabei in einem fort, wie um zu zeigen, daß er verstände, um was es sich handelte. Lyrkos gürtete das Schwert um, ergriff Speer und Schild, warf ein Oberkleid über den Arm und führte Bremon ins Freie.

Der Hund zitterte vor Ungeduld, und ohne die Spur zu verlieren, zog er Lyrkos, welcher dessen Kette gefaßt hielt, nach der Quelle hin. Hier folgte er eine Strecke weit dem Ufer; doch plötzlich begann er wie ratlos auf und nieder zu laufen, während er dabei überall hin Witterung zog.

Lyrkos ließ den Hund gewähren. Da dieser jedoch

in einem fort wieder nach dem Ufer zurückkam und über das Wasser hinüberschnüffelte, so wurde er inne, daß Byssa in den Fluß hinausgewatet sein mußte. Er führte darum Bremon das Ufer entlang, in der Hoffnung, daß er diejenige Stelle werde finden können, wo sie ans Land gegangen war.

Plötzlich hielt der Hund ein, schnüffelte stark und begann wieder zu wedeln. Es war das an der Stelle, wo Periphas Byssa abgesetzt hatte, nachdem er sie bis ans Ufer hingetragen. Bremon führte nun Lyrkos den Abhang hinauf und zwischen die kleinen Anhöhen hin. Hier aber begann er abermals auf und nieder zu laufen, — ohne Zweifel da, wo Byssa auf den Wagen gestiegen war.

Unterdes war die Dunkelheit hereingebrochen.

Lyrkos wollte erst Fackeln holen; er erkannte aber bald die Unmöglichkeit, bei Fackelschein der Spur des Wagens nachzugehen. Es blieb da für ihn nichts übrig, als zu warten, bis es Tag wurde.

Das waren für Lyrkos entsetzlich qualvolle Stunden.

Byssa in der Gewalt eines fremden Mannes! Beim Gedanken daran wollte ihn eine Wut überkommen, die ihn nahezu hätte töten mögen. Doch wohin sollte er sich wenden? Wer war der Räuber? — Etwa Periphas? Nein, sogleich nach einer Niederlage würde er nicht eben den Mut dazu gehabt haben, dergleichen auszuführen,

so dachte er. Außerdem schien die Entführung auch in der entgegengesetzten Richtung des Weges nach Periphas' Behausung geschehen zu sein.

Lykos wußte nicht und konnte nicht wissen, daß der Pelasger sich in einer Höhle des Hymettosberges verborgen hielt.

XII.

Während Lykos sich von Bremon leiten ließ, setzte Periphas indessen seine wilde Fahrt weiter fort. Am Fuße eines abseits gelegenen Höhenrückens des Hymettos überließ er den Wagen einem Sklaven und stieg mit Byssa den Berg hinan. Sie hatte unterwegs nicht ein einziges Wort gesprochen.

Am Eingang der Höhle betrachtete Periphas sie mit verstohlenem Blicke. Ihr Aussehen war finster und drohend; nicht allein der Ausdruck ihres Antlitzes, sondern auch ihr Gang und ihre Bewegungen ließen ersehen, daß sie von verbissenem Grolle erfüllt war. Sie erinnerte in dem Augenblick an einen gereizten Schwan, der mit halb aufgethanen Schwingen, an denen jede Feder vor Erbitterung starrsteht, von dannen schießt. Periphas erkannte, daß er sich bemühen müßte, sie zu beruhigen.

Er führte sie in einen eigenen Raum der Höhle, in welchem eine Thonlampe brannte, und wo auf einem

Steinblock Schalen mit Gerstenbrot, Obst, Honig und Milch hingestellt waren.

„Schöne Byssa,“ sagte er, „grolle nicht. Gegen einen Feind wie Lykos muß man sich versichern ...“

„Indem man Weiber raubt?“ unterbrach ihn Byssa verächtlich. „Ist solches Brauch unter den Pelasgern? Lykos hat niemals Frauen oder Mädchen heimgeschleppt.“

„Mag sein,“ antwortete Periphas ruhig. „Die Pelasger überzogen aber die Kychreer mit Krieg und unterlagen. Als einer der Häuptlinge, welche zu den Waffen griffen, habe ich alles zu fürchten. Ich suchte darum eine Geisel, und wie könnte ich wohl eine bessere finden als die Frau, die Lykos von allen am meisten liebt?“

„Deine Zunge ist glatt, Periphas! Doch ich glaube dir nicht!“

„Was fürchtest du, Byssa? Geiseln sind heilig; du bist hier wie unter dem Dache eines Vaters.“

„Und Lykos! Wird er etwa mich ohne Verdacht wieder entgegennehmen? Wird er der Meinung sein, daß ich unter dem Dache eines Vaters mich befand?“

„Du wirst ihm das sagen, und er wird dir Glauben schenken. Das Innere der Höhle ist dein; niemand soll daselbst dich beunruhigen. Nur einige Tage sollst du hier bleiben, bis zwischen den Pelasgern und den Kychreern alles geordnet ist.

Byssa sah finster vor sich hin.

„Hüte dich, Periphas!“ sagte sie. „Dies wird zu sicherem Unglück sich gestalten.“

„Für dich oder mich?“ fragte Periphas.

„Ich weiß das nicht,“ antwortete Byssa. „Eins aber weiß ich: dies wird Blut erheischen.“

Periphas zuckte die Achseln.

„Siehe,“ versetzte er und wies auf ein prächtiges Lager aus Bärenfell, „ruh' ohne Bangen hier aus; du wirst müde sein. Die Götter mögen dir glückliche Träume geben, — morgen wird alles dir lichter erscheinen.“

Damit verließ er sie und kehrte nach dem vorderen Teil der Höhle zurück. Hier trat er ein paar Schritte außerhalb des Einganges hin und klatschte in die Hände.

Da raschelte es in den großen Haufen verwitternder Steinbrocken, die oberhalb der Höhle geschichtet lagen. Eine dunkle Gestalt in einer Kleidung aus Tierfell und mit einem gewaltigen Stabe in der Hand zeichnete gegen den blauen Abendhimmel sich ab. Es war dies der Hirte, welcher die Höhle mit Lebensmitteln versorgte.

„Hast du gethan, was ich dir hieß?“ fragte Periphas. „Hast du nach beiden Seiten hin Wachen aufgestellt und Mannschaft herbeigeholt?“

„Sobald du ins Muschelhorn stößt, Periphas, werden zwanzig Mann herbeieilen.“

„Kennen die den Kychreer Lykos?“

„Nicht alle, aber einige von ihnen.“

„Nun wohl! Sobald er kommt, werden die Leute sich

verstecken, bis er sich mitten zwischen beiden Abteilungen befindet. Es ist dann leicht, ihn zu umzingeln. Denjenigen, welcher mir Lykos einbringt, ob tot oder lebendig, den will ich reich machen. Sage das der Mannschaft."

Periphas ging nun in die Höhle hinein und legte sich auf das Lager, welches hinter dem Felsblock am Eingange hergerichtet stand. Es war ein stiller und sternheller Abend. Trotz des Friedens und der Ruhe draußen erfüllte ihn jedoch eine seltsame Unruhe. Bald wollte er so etwas wie die Ahnung eines bevorstehenden Unglücks empfinden, bald freute er sich, Byssa in seiner Macht zu haben. Dank dem grünen Blatte, welches er im Munde gehabt, ehe er sie entführte, hatte gewiß wohl keine von den Kychreerfrauen ihn erkannt. Es wollte ihm aber scheinen, daß Lykos, wenn er nicht wüßte, wohin er sich wenden sollte, nun entschieden keine Mannschaft aufbieten würde; er würde dann, seine Nachforschungen betreibend, allein kommen und in den Hinterhalt fallen. Periphas rieb sich die Hände bei dieser Vorstellung, und er verlor sich in lauter Plänen darüber, wie er am besten wohl den gefangenen Lykos würde demütigen können.

Erst in weit vorgerückter Nachtstunde fiel der Pelasgerhäuptling in Schlummer. Er hatte da einen gar unheimlichen Traum. Es war ihm, er ränge mit Byssa, — da fühlte er eine Hand auf seiner Schulter.

Der Wahrsager, den er getötet hatte, stand vor ihm, bleich und starr. Es war ein dunkler Blutfleck auf seiner weißen Tracht. Abwehrend streckte Periphas die Hand aus, da berührte dieselbe seinen Leib. Er empfand mit Grauen eine erstarrende Leichenkälte, schlug die Augen auf und war erwacht.

Indem er sich aufrichtete, legte er zufällig die Hand auf den Felsblock am Eingange. Dieser war beschlagen von dem nächtlichen Tau, und er empfand aufs neue ein erstarrendes Gefühl.

„Es war also nur der Stein," murmelte er mit unbeschreiblicher Erleichterung.

Das helle Tagesgrauen lag in mildem Schimmer über der Gegend. Die Berge waren in Wolken und Dunst gehüllt, und die Schwalben zwitscherten. Periphas atmete die frische Morgenluft, und fühlte sich gestärkt und wohl. Sein erster Gedanke war, daß er bei sich in der Höhle in der Entfernung weniger Schritte das schönste Weib hatte, welches in der Ansiedelung der Kychreer zu finden war, dies Weib, um das er einstmals gefreit, das man jedoch einem andern gegeben hatte.

Ohne Zweifel war sie, so wie er selbst, vor Müdigkeit schließlich in Schlummer gefallen. Er mußte zu ihr hinein, er mußte sie sehen!

Mit einem leichten Beben, woran die Erregung mehr Teil hatte, als die Morgenkühle, band er ein Ziegenfell um die Lenden, umgürtete sich mit einem Riemen, steckte

sein Messer hinein, und schlich sich auf seinen bloßen Füßen lautlos in das Innere der Höhle.

XIII.

Mit jedem Schritte, den Periphas vordrang, nahm das Dunkel zu, und in dem inneren Raume war das Lampenlicht nur ein ziemlich schwacher Ersatz des grauenden Tages. Doch erkannte er augenblicklich die lichte Gestalt, die auf dem dunklen Fell dahingestreckt lag.

Byssa schlief auf der Seite ruhend, mit dem Gesicht halb aufwärts gekehrt. Anstatt, wie dies damals Sitte war, auf dem Lager ganz entkleidet zu liegen, die Kleider lose über sich ausgebreitet, hatte sie, ohne Zweifel aus Furcht vor einem nächtlichen Besuch, das weiße Gewand anbehalten und das Leibchen aus Ziegenfell über ihre Brust gedeckt.

Mit klopfendem Herzen und zurückgehaltenem Atem stahl Periphas sich an ihr Lager hin.

Byssas Haupt ruhte auf ihrem runden Arme, und das lange Haar floß wie in zwei Strömen um sie nieder, wovon der eine hinter ihre Schulter hin, der andere über ihren Hals hernieder verlief, woselbst er in der weichen Vertiefung des Busens sich verlor, von welchem nur der oberste Teil über dem zottigen Saume des Leibchens zu erblicken war. Der ergrimmte Ausdruck des Antlitzes hatte einer milden Ruhe Platz gemacht,

welcher ganz mit der zwanglosen Anmut ihrer liegenden Stellung übereinstimmte. Die Wangen waren ein wenig blässer als gewöhnlich, doch die halbgeöffneten Lippen erglühten in der ganzen Frische der Jugend. Während ihres Schlummers hatte sie auf eigne weiblich-keusche Weise die Beine unter sich aufgezogen, und aus dem Gewühl weißer Falten, welche die Kleidung bildete, tauchte ein nackter Fuß hervor, so weich und drall wie der eines Kindes.

Periphas beugte sich leise und vorsichtig über die Schlafende hin und lauschte ihren ruhigen, regelmäßigen Atemzügen. Er fühlte sich wie ein Dieb, der da fürchtet, ertappt zu werden, und dachte mit Angst an die Möglichkeit, daß sie die Augen aufschlüge. Als jedoch sein Blick auf den weißen Fuß fiel, der unter dem Gewande hervorguckte, verglich er in Gedanken Byssa unwillkürlich mit den Weibern der Pelasger, die da immer in allerlei Wetter die Berge hinaufstiegen, um den Hirten Lebensmittel zu bringen, und die mit ihrer braunen Haut und ihren sehnigen Gliedmaßen eigentlich schon mehr Lasttieren ähnelten. Er konnte sich von dem schönen nackten Weiberfuß nicht losreißen. Derselbe wollte ihm ein wahres Wundergebilde scheinen, — und er meinte, selbst auf die Gefahr hin, Byssa zu wecken, müsse er ihn berühren. Langsam und vorsichtig streckte er seine große Hand aus und legte dieselbe so behutsam darum, als wäre das ein kleines Vöglein gewesen.

Doch Byssa schreckte zusammen und setzte sich aufrecht auf das Lager. Halb umnebelt vom Schlafe, strich sie mit beiden Händen sich das lange Haar aus den Augen; doch kaum erkannte sie den Pelasger, als sie mit einem lauten Aufschrei ihn von sich stieß.

„Elender!“ rief sie aus, indem sie aufsprang und, vor Aufregung außer sich, die Flucht ergriff.

Am Eingange der Höhle fühlte sie sich ergriffen und zurückgehalten. Sie wandte sich um.

Periphas war schrecklich anzusehen; seine braunen Augen funkelten wie die einer wilden Katze.

„Weib!“ stöhnte er atemlos mit vor Leidenschaft zitternder Stimme. „Du bist in meiner Macht, du sollst mir willfahren!“

Doch Byssa beugte sich ganz rückwärts über seinen Arm, um so weit wie möglich von ihm wegzukommen. In diesem Augenblick gedachte sie der Mahnung, die ihr der Vater beim Abschiede mit auf den Weg gegeben: „Weiche nicht von Zeus Hypsistos, so wird Zeus Hypsistos auch nicht von dir weichen.“

Und sie rief laut den Namen des Gottes.

Da lachte Periphas.

„Zeus ist weit weg,“ sagte er.

Byssa starrte aus der Höhle hinaus. Sie hoffte, Lyrkos vor sich zu sehen, angethan mit Spieß und Schild. Doch nichts Lebendiges war nahe wie fern zu entdecken, nur Berge sah sie und Wolken.

Da lachte Periphas wieder.

„Es kommt keiner," murmelte er. „Willst du Befreiung, dann hilf dir selbst!"

Diese Worte schlugen in Byssa nieder wie ein Blitz.

Ja! — das war eine „Schicksalsstimme", ein göttlicher Wink, eine Antwort auf ihre Anrufung, von Zeus ihm auf die Lippen gelegt, ohne daß er selbst es ahnte.

Es durchzuckte ein Begeisterungsschauer ihre Seele, und mit all der Kraft, wie sie bei einem Menschen wohl aufflammt, der da glaubt, im Namen einer Gottheit zu handeln, riß sie aus dem Gürtel des Pelasgers das Messer heraus, und jagte es blitzschnell, ganz bis zum Schafte in seine nackte Brust.

Periphas taumelte einen Schritt zurück. Er empfand keinen gar beträchtlichen Schmerz, er verlor fast gar kein Blut; er fühlte aber eine schroffe Wandlung mit sich vorgehen, eine Wandlung, die nichts anderes sein konnte als der Tod.

Er wurde fürchterlich bleich, wankte zur Seite und hielt beide Hände vor die Augen, wie um sich eines schreckensvollen, grauenerregenden Gesichtes zu erwehren.

„Der Wahrsager!" rief er. „Ich sehe ihn... mitten in dem Dunkel!... Er streckt nach mir die Hände aus."

Darauf murmelte er mit brechender Stimme:

„Das war also die Weissagung... jenes schmähliche Geschick... der Tod von eines Weibes Hand!"

Und damit stürzte er, ohne vor sich auszugreifen,

hinter dem Felsblock der Länge nach vorn hin zur Erde, daß der Staub um ihn aufwirbelte.

Die eben so mutige Byssa mußte über und über erzittern. Ihre Knie vermochten sie nicht zu tragen; sie sank auf ein Felsstück zur andern Seite des Eingangs danieder.

Wie durch einen Zauber hefteten sich ihre Augen auf die unheimliche Gestalt, die hinter dem Steinblock ausgestreckt lag. Sie sah die letzten Zuckungen durch die Schulter des Pelasgers ziehen; sie sah seine Hand sich mit einem krampfhaften Zittern zusammenballen; sie sah die wachsartige Leichenfarbe sich über seinen Körper legen.

Sie konnte die Augen nicht von ihm abwenden.

XIV.

Wie lange Byssa so dasaß, dessen wurde sie selbst nicht inne. Es regte sich in ihr weder ein Gefühl der Hoffnung noch der Furcht; sie hatte überhaupt kein deutliches Bewußtsein von dem, was da geschehen war.

Da strich ein Schatten vor dem Eingang der Höhle hin; es ließ ein Freudengeheul sich hören, und Byssa fühlte sich an die Klippenwand angestoßen.

Es war Bremon, der in seiner Freude, am Fuße des Berges ihre Spur gefunden zu haben, die Kette aus Lyrkos' Hand gerissen hatte und nun an ihr emporsprang und sie mit seinen Liebkosungen überwältigte.

Die Anhänglichkeit des Hundes that dem Herzen Byssas wohl; sie erwachte aus ihrem stumpfsinnigen Zustande und bedeckte das treue Tier mit Thränen und Küssen.

Abermals glitt ein Schatten am Eingange der Höhle vorbei.

Vor ihr stand Lykos, angethan mit Spieß und Schild. Er stierte wild an ihr vorüber, weit in die Höhle hinein, als ob seine Blicke jemand suchten. Darauf sah er ihr forschend in die Augen, als wollte er in ihrer innersten Seele lesen.

Da erhob sich Byssa; — nun zitterten ihre Knie nicht mehr. Zur Antwort auf den Zweifel, der in Lykos' Blick zu lesen war, wies sie auf den im Staube ausgestreckten Pelasger und sagte:

„Ich habe ihn getötet."

Ein Schauder durchlief Lykos, und er starrte, als ob er seinen Augen nicht trauen dürfte, in den Schatten hinüber, auf den leblosen Körper hin.

„Byssa!" rief er darauf und breitete die Arme aus, um sein Weib zu umarmen.

Doch Byssa wich weit zurück.

„Rühre mich nicht an!" schrie sie. Darauf fügte sie mit schwacher Stimme hinzu: „Soll ich nach Mekone gehen, um von dem Blute rein zu werden?"

Lykos schwieg einen Augenblick.

„Nein," antwortete er darauf. „Wende dich an deinen Vater. Es war ein gerechter Totschlag."

Als sie kurz darauf die Höhle verließen, blieb Lyrkos ein wenig zurück. Ohne daß Byssa es merkte, zog er die Mordwaffe aus der Wunde und steckte dieselbe zu sich.

Kaum sah Bremon sie beide miteinander ins Freie treten, als er in seiner Freude um sie herumsprang und herumhüpfte, aus aller Kraft dazu bellend.

Da wurde es rege auf dem Berge. Es raschelte abermals in den losen Steinbrocken oberhalb der Höhle, und Periphas' betrauter Hirt stieg rasch hernieder, von einer düsteren Ahnung getrieben. Gleichzeitig damit kamen von zwei Seiten her je zehn bewaffnete Männer aus den nächsten Klüften hervor. Sie schauten verwundert aus, rieben sich die Augen und rückten ihre Fellmäntel zurecht, als wären sie aus dem Schlafe aufgetrieben worden.

Der Hirt trat in die Höhle, kam aber auf der Stelle wieder heraus. Er sah blaß und verstört aus, und indem er eifrig auf die zwei von dannen Schreitenden hinwies, rief er den Männern zu:

„Ergreift sie! sie haben ihn getötet, wohl mit seinem eigenen Messer!"

Nun gingen den schläfrigen Pelasgern erst recht die Augen auf. Ein paar derselben erkannten den Kychreerhäuptling.

„Das ist Lykos!" riefen sie nach der Schar der anderen hinüber.

„Laßt sie uns umzingeln!" lautete die Antwort.

Die Mannschaft näherte sich von beiden Seiten und schloß bald einen drohenden Kreis um die Wegziehenden. Um jede Strecke, als diese weiter gingen, wurde der Kreis enger und enger. Bremon merkte Unrat; er zeigte die Zähne, knurrte und wich nicht mehr von seinem Herrn.

„Weib," sagte Lykos, „halte dich nahe hinter mir."

Und um in seinen Bewegungen weniger gehindert zu sein, legte er seine Überkleidung ab und warf ihr dieselbe zu. Darauf duckte er sich leicht unter den Schild hernieder und wartete, bis er sah, daß der Kreis der Pelasger bei den Schwierigkeiten des Vorrückens auf der unebenen Bergeshalde aufgegangen war.

„Folge mir!" rief er da Byssa zu und begann schneller zu laufen. Um ihr aber Zeit zu lassen, lief er immerhin noch nicht mit voller Kraft, und ehe er es recht wußte, war er umringt.

Mit dem Muthe, wie die Überlegenheit ihn rege werden läßt, suchte Lykos nun sich durchzuschlagen. Er streckte ein paar von den Pelasgern zur Erde, und Bremon fiel wütend ein paar andere an und machte sie kampfunfähig. Doch der arme Hund mußte bald sein Leben lassen, und Lykos hatte seine ganze Ge=

schicklichkeit in der Waffenführung nötig, um sich nur selbst zu decken.

Da ließen in nächster Nähe sich laute Rufe vernehmen.

„Haltet ein! Im Namen der Götter, haltet ein!"

Und plötzlich bahnte ein Jüngling in voller Rüstung sich einen Weg nach Lyrkos hin und deckte ihn mit seinem Leibe vor weiteren Streichen.

„Pelasger!" rief er, „ein so tapferer Krieger darf nicht auf die Weise erliegen ... einer gegen viele."

Lyrkos' Angreifer ließen die Waffen sinken und blickten sich überrascht um. Sie sahen sich von der Mannschaft des jungen Häuptlings gänzlich überflügelt.

Da riefen aus ihrer Schar mehrere Stimmen:

„Dieser Kychreer hat Periphas getötet!"

„Ich weiß es," antwortete der Jüngling; „ich hörte es, wie der Hirt euch zurief. Doch Periphas ist immerhin seinen Thaten erlegen. Er hatte die Frau dieses Mannes geraubt."

Lyrkos hatte seinen Speer in die Erde gesteckt und seines Schwertes sich bedient, als die Angreifer auf ihn eindrangen. Nun nahm er wieder den Spieß in die Hand und trat zu dem jungen Häuptling hin.

„Wer bist du, Jüngling?" fragte er verwundert; denn an Kleidern und Waffen sah er, daß die eben Herbeigekommenen Pelasger waren.

„Ich bin Nomion," antwortete der junge Mann

„ich bin ein Sohn des Hyllos, der den Beinamen hat ‚der Alte‘. Vor zehn Tagen übergab er mir den Oberbefehl über unsern Stamm. In wenigen Stunden versammele ich mich mit den anderen Häuptlingen, um Rat zu halten. Mein höchster Wunsch ist der, daß es gelingen möge, Frieden und Freundschaft zwischen den Pelasgern und Kychreern zu stiften.“

Lyrkos schüttelte das Haupt.

„Das wird nicht leicht sein,“ sagte er. „Es ist Blut zwischen uns.“

„Was Periphas’ Tötung anbetrifft, die Sache will ich wohl schlichten helfen,“ fiel Nomion wieder ein „Mehr Schwierigkeiten macht in dieser Hinsicht freilich die Ermordung des Tydeus. Wie kam derselbe ums Leben?“

„Er fiel in einem Volksauflauf, an einem Tage, wo ich auf dem Fischfang war.“

Nomion nickte zufrieden.

„Ich dachte es wohl, daß du dabei nicht zugegen warst.“

Darauf wandte er sich nach den Männern um und rief mit lauter Stimme:

„Dieser Kychreer und seine Frau sind frei. Sie können gehen, wohin sie wollen!“

XV.

Es war in ziemlich vorgerückter Stunde des Tages, als Lykos und seine Frau nach Kranaai gelangten. Als eine mit einer Blutschuld Belastete durfte Byssa nicht die Versammlungsplätze betreten, und nur mit Beschwer und auf Umwegen erreichte sie das Haus ihres Vaters, des Priesters Ariston.

Der vorderste Raum darin war leer, — da ging Byssa hinein und setzte sich stillschweigend auf den Herd. Lykos stieß das blutige Messer, das er aus der Höhle mitgenommen hatte, zu ihren Füßen in die Erde.

Darauf wandte er sich, um zu gehen, vorher aber heftete er seine Augen noch, mit einem halb scheuen, halb mitleidsvollen Blicke auf Byssa. Er hätte gern ihr die Hand gereicht, gern ein aufmunterndes Wort ihr gesagt. Doch er durfte und wagte es nicht. Ein flüchtender Mörder war so verabscheut wie ein mit der Pest Behafteter, ehe er die Reinigung empfangen.

Lykos ging dann stillschweigend hinweg. Byssa verbarg das Antlitz in ihren Händen, und die Thränen quollen zwischen ihren Fingern hervor.

Wie sie so dasaß, regungslos und still, hörte sie das Tagewerk des Hauses seinen gewohnten Gang gehen. Der Vater schliff sein Opfermesser, die Mutter machte mit der Handmühle sich zu thun, und die Sklavin spaltete Holz draußen vor dem Hause. Auf einmal be-

gann die Mutter einen frommen Gesang vor sich hin zu summen:

Zeus Ombrios, du sende
Uns Regen, fruchtbar, mild,
Der Dürre Qualen ende,
Lab', segne das Gefild!

Wie gut kannte Byssa diese Töne! Ihre ganze Seele lechzte sehnsüchtig ihren Eltern entgegen, — und nun sollte sie ein so großes Leid ihnen anthun!

Ihr graute vor dem Augenblick, wo der Vater hereintreten und sie auf dem Herd würde sitzen sehen, — unrein und gottverhaßt. Wie gern würde sie ihn nicht gewarnt haben, nun wo sie fürchtete, daß die Überraschung und das Gefühl der Schmach ihn, den alten Mann, töten könnte! Doch konnte ein Wort aus ihrem Munde bereits Unheil bringen.

Sie blieb darum schweigsam, mit beiden Händen das Antlitz bedeckend, sitzen. Da hörte sie etwas sich regen, und ein eigner trockener Husten sagte ihr, daß ihr Vater eingetreten sei.

Es durchlief sie ein krampfhaftes Zittern. Sie wagte nicht aufzublicken.

Es kam Ariston, um eine Opferschale an ihren Platz, in eine Vertiefung der Wand, zu setzen. Er hatte ein graues Gewand an, eine Kleidung, die er immer trug, wenn er im Hause zu schaffen hatte. Er hielt eben jetzt

die Schale vor das Licht in die Höhe, — da fiel sein Blick auf Byssa.

Als demütig Bittende sie auf dem Herde sitzen sehend, starrte er sie an, wie wenn sie ein schreckliches Traumgesicht oder ein aus dem Hades aufgestiegener Schatten gewesen wäre. Er vermochte nicht an das zu glauben, was er mit eignen Augen sah, da ward er des Messers ansichtig, welches zu ihren Füßen in der Erde steckte.

Sein Antlitz wurde nahezu so bleich wie sein weißer Bart, die Opferschale glitt aus seiner Hand, und einen Augenblick blieb er, wie versteinert, stehen. Darauf griff er sich mit beiden Händen an die Brust.

„Entsetzlich,“ stammelte er, „Byssa... meine fromme Byssa... und Blut vergossen!“

Strybele, Byssas Mutter, zeigte sich in der Thüröffnung. Sie stieß einen lauten Schrei aus und stürzte mit ausgebreiteten Armen nach ihrer Tochter hin.

Ariston trat rasch dazwischen.

„Komm,“ sagte er und führte mit unwiderstehlicher Würde seine Ehefrau aus der Kammer.

„Ariston,“ flüsterte die arme Mutter, „nur keine Verwünschungen, keine bösen Worte! Denke daran, daß sie deine Tochter ist.“

Als Ariston zurückkam, war er mit seiner priesterlichen Tracht bekleidet. Ein langes, weißes Gewand fiel über seine Füße hernieder, und um die Stirne trug er einen Opferkranz.

Er trat vor Byssa hin. In der tiefen Stille des Hauses hörte man, wie drinnen die Mutter schluchzte und betete.

Ariston erhob seine Stimme und sagte mit großer Feierlichkeit:

„Zeus war, Zeus ist und Zeus wird sein; o größter Gott Zeus! In deinem Namen, Katharsios, der du rein machst von aller Schuld, in deinem Namen, Meilichios, du Allerbarmer, spreche ich zu … diesem Weibe …“

Bei den letzten Worten erbebte seine Stimme.

„Dein Gebot, o Zeus, ist dieses. Wer da ankommt als ein demütig Bittender und Reinigung begehrt, ihm soll Reinigung werden. Es frage niemand nach seinem Namen, — Niemand frage nach dem Namen des Getöteten. Denn für den Unreinen ziemt es sich, zu schweigen. Doch keiner, weder Mann noch Weib, weigere sich dessen, ihm die Wohlthat der Reinigung angedeihen zu lassen.“

Darauf holte Ariston das Opfertier, ein eben vom Euter hinweggenommenes, kürzlich geworfenes Ferkel. Das Blut lief ihm aus einer Wunde am Halse heraus.

Beim Anblick des roten Stromes heftete er einen anklagenden Blick auf das Haupt seiner Tochter. Darauf erhob er die Augen gen Himmel, als ob er Zuflucht suchte vor einem unsäglichen Schmerze.

„Weib,“ flüsterte er, „sei bereit!“

Byssa reichte die Arme her.

Ariston hielt das Opfertier vor sie hin und ließ das Blut über ihre Hände herabfließen, indem er dabei mit vergehender Stimme wiederholt sagte:

„Blut sühne Blut.“

Darauf brachte er ein Becken mit Weihwasser, worin die Mutter, um die Wirkung zu verstärken, einen Brand vom Opferaltar vor dem Hause gesteckt hatte.

Und Zeus, als den Gott der Reinigung und den Beschützer der Bittenden, anrufend, wusch er Byssas Hände und Arme. Als dies vollbracht war, verbrannte er Opferkuchen und andere Sühnemittel, worauf er als Opfertrank mit Honig vermischtes Wasser ausgoß, — dabei fortwährend Zeus darum anflehend, er möge Rachegöttinnen zurückhalten und selbst sich mild und gnädig zeigen.

Er nahm nun Byssa bei der Hand und zog sie vom Herde auf.

„Meine Tochter,“ sagte er, „das Blut ist gesühnt und die Unreinheit mit heiligem Wasser abgewaschen. Du bist nicht mehr eine Ausgestoßene und den Göttern Verhaßte. Du kannst wieder die Versammlungsplätze und die den Göttern geheiligten Räume betreten; du kannst wieder unter deinen Angehörigen, unter Freien und Unfreien einhergehen. Doch ist dies nicht alles. Nun wo du die Vergebung der Götter errungen hast,

nun sollst du dich auch vor den Menschen verantworten..."

Strybele trat angsterfüllt ein. Sie ging zu Ariston hin und ergriff seinen Arm.

„Was wird ihr widerfahren?" fragte sie.

„Gerechtigkeit."

„Wird sie bestraft werden?"

„Ja, wenn sie sich vergangen hat."

Damit führte Ariston seine Tochter in den inneren Raum. Der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn und die Züge um seinen Mund erbebten. Er, der Byssa von dem Blute gereinigt hatte, wußte noch nicht, wessen Blut sie vergossen.

„Sprich!" sagte er, „und verbirg uns nichts."

Strybele drückte schweigsam die Hand ihrer Tochter.

Da erhob Byssa ihre ruhigen schwarzen Augen zu ihrem Vater empor und sagte:

„Ich habe nichts zu verbergen."

Darauf erzählte sie von dem Gange nach der Quelle, von der Entführung und dem Aufenthalt in der Höhle des Hymettos. Als sie aber darauf zu sprechen kam, daß sie Zeus angerufen, und des heiligen Schauers gedachte, der sie durchbebt und mit welchem sie, schnell wie der Blitz, den Wink des Gottes befolgt hätte, da strahlten Aristons Augen, und indem er mit über die Brust gekreuzten Armen sich tief verbeugte, sagte er:

„Zeus verläßt Niemand!... Doch gepriesen seist

du, meine Tochter, daß du die Stimme des Gottes vernahmst. Indem du dich selbst errettetest, erlegtest du den Feind der Kychreer. Das Volk, zu dem dein Gatte gehört, schuldet dir großen Dank und hat fürder dir hohe Ehre zu zollen.“

Strybele drückte Byssa an ihre Brust, und Mutter und Tochter weinten lange, einander in den Armen liegend.

XVI.

Zur Mittagszeit kam Lyrkos nach Kranaai zurück, um seine Gattin abzuholen. Er fand sie nun versöhnt mit Göttern und Menschen, froh und glücklich über die halb ehrfurchtsvolle Bewunderung der Eltern. Ariston war stolz darauf, daß seine Tochter von Zeus ein Zeichen erhalten, und Strybele strich liebkosend ihr das schwarze Haar glatt, ganz wie zu der Zeit, als sie noch ein Kind war.

Das Wiedersehen zwischen Lyrkos und Byssa war ein so bewegtes, als hätten sie nach langer Trennung sich wiedergefunden.

Bei der Heimkunft nach der Ansiedlung der Kranaer fanden sie die Versammlungsplätze von einer angstvollen Menge erfüllt. Einige Knaben, die unlängst vom Vogelfang nach Hause gekommen waren, hatten in der Ferne Rotten von Pelasgern den Weg nach dem Felsen hin nehmen sehen.

Lyrkos führte Byssa in das Haus. Darauf eilte er nach dem Abhang hin und sah über das Flachland aus.

Er hatte nicht lange zu warten, bis dunkle Scharen, wie er sah, zwischen den Hügeln auftauchten. Was er da erblickte, war mehr als die Mannschaft nur eines Häuptlings. Lyrkos stand bereits im Begriff, das Volk unter die Waffen zu rufen, als er einiger Pelasger ansichtig wurde, welche den übrigen vorausgingen und unter denen er auch Nomion entdeckte. Der junge Häuptling hielt in seiner linken Hand einen Ölzweig, und statt die Lanze auf der Schulter zu tragen, hielt er sie unterm Arme, so daß die Spitze nach unten zeigte.

Beim Anblick dieser friedenverkündenden Zeichen empfand Lyrkos eine große Erleichterung. Noch mehr ward dies Gefühl bei ihm rege, als er nun sah, wie Nomion und seine Begleiter ihre Mannschaft so weit, als ein Bogenschuß vom Felsen aus reichte, zurückbleiben ließen.

Kurz darauf stand der junge Pelasger, begleitet von drei, vier anderen Häuptlingen, vor Lyrkos. Als er den Anlaß seiner Sendung dargelegt, ließ Lyrkos fünfmal in das Muschelhorn blasen, zum Zeichen, daß die Geronten, die ältesten und angesehensten Männer des Volkes, sich versammeln sollten.

Nachdem sie alle sich eingefunden hatten und nun in einem großen Halbkreis auf dem Versammlungsplatz standen, trat Lyrkos vor, und Nomion stellte sich ihm zur Seite.

„Kychreer!“ rief er, „hört schweigend darauf, was dieser Fremdling zu sagen hat.“

Damit ließ er Nomion auf einen Felsblock treten, von welchem aus dieser von allen zu hören und zu sehen war.

Der junge Pelasgerhäuptling hatte Helm, Rüstung, Speer und Schild abgelegt. Ein gelbes Band umwob sein gelocktes schwarzes Haar, und ein weißer Mantel mit einer breiten gelben Verbrämung fiel in stattlichen Falten etwas unter das Knie an ihm nieder. Aller Augen ruhten mit Wohlgefallen auf der schönen Jünglingsgestalt.

„Kychreische Männer!“ rief er mit lauter und heller Stimme, „wir Pelasger kommen, um, wenn es euch so recht ist, — Frieden und Bundesfreundschaft mit euch zu schließen.“

Ein lebhaftes Beifallsgemurmel begrüßte diese Worte; denn obschon die Kychreer vor kurzem gesiegt hatten, so hatten sie gleichwohl die Schrecken des Krieges in viel zu frischer Erinnerung, als daß sie nicht den Frieden vorgezogen hätten.

„Wie ihr wißt,“ fuhr Nomion fort, „leben wir in Freundschaft mit den Kranaern. Wir wünschen nun, daß auch zwischen uns und euch ein gutes Verhältnis sich herstellen möge. Derjenige von unseren Häuptlingen, welcher euer erbittertster Widersacher war, er ist nicht mehr. Er war ein reicher und angesehener Mann und

seine Bestattung wird eine so prächtige werden, daß sie weit und breit kund werden wird. Es soll ein großer Scheiterhaufen ihm errichtet und hohe Urnen mit Öl und Honig werden an sein Leichenbett gestellt werden; es sollen Schafe und Ochsen geschlachtet und zugleich mit Pferden und Hunden auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden. Doch eins werden wir nicht thun; — wir tragen uns nicht mit dem Gedanken, seinen Tod zu rächen. Er erlag seinen Thaten, und daß er von der Hand eines Weibes fiel, war eine gerechte Strafe. Denn wenn er sie als Geisel an sich genommen, dann hätte sie ihm heilig sein müssen."

„Ja, ja, der Jüngling redet die Wahrheit!" murmelten die Geronten, und einige von ihnen klatschten ihm Beifall.

Nachdem Nomion noch sich des genaueren über den zu schließenden Vertrag ausgelassen, und ein paar der Ältesten im Volke der Kychreer das Wort gehabt hatten, kam man auf beiden Seiten darin überein, ein Friedensbündnis zu schließen, welches zwanzig Jahre lang gelten sollte.

Es machte Lyrkos, als dies zum Austrage kam, eine Bewegung der Ungeduld.

„Da kann ich meine Schmiede ja zumachen und meine Waffen zerbrechen," sagte er.

Nomion lächelte.

„Das meinst du doch nicht, Lyrkos," versetzte er;

„denn welcher Mann ist wohl so sehr von Sinnen, daß er den Krieg etwa dem Frieden vorzöge. Ist denn der Krieg nicht dem Sturme gleich oder dem Erdbeben? Er zerrüttet und verkehrt alles, was da besteht... Im Frieden begraben die Söhne ihre Väter, im Kriege aber die Väter ihre Söhne."

Zur Bekräftigung des geschlossenen Paktes brachte man dem Zeus, der Sonne und der Erde Lämmer zum Opfer dar, — dem Zeus und der Sonne, als hellstrahlenden, männlichen Gottheiten, opferte man weiße Widderlämmer, der Erde aber, als einer weiblichen Gottheit, die im Verborgenen wirkte, ein schwarzes Mutterlamm. Beim Vollzug des Opfers wurden nicht allein an die drei Götter, sondern auch an die Flüsse und an die „Unterirdischen", die den Meineid rächen, Gebete gerichtet.

Zuletzt goß man in ein großes Mischbecken kychreischen und pelasgischen Wein, und es wurde beim Trankopfer eine feierliche Verwünschung ausgesprochen.

„O Zeus, o Sonne, o Erde!... Wenn einer sich erkühnt, den Pakt zu verletzen, so werde sein und seiner Kinder Hirn auf die Erde gesprengt, so wie nun dieser Wein!"

Auf solche Art suchte man dazumal den Frieden sicherzustellen.

Das Opfer war eben zu Ende, da riefen einige Stimmen:

„Heil Lykos! Sein ist die Ehre, — er war es, der uns in den Waffen übte!“

„Heil Byssa!“ fiel ein anderer ein.

„Ehre sei Byssa, der Starken, der Mutigen!“

„Sie empfing Zeichen von Zeus!“

„Sie tötete ihn, der uns mit Krieg überzog.“

„Heil Byssa! wir wollen Byssa sehen!“

Lykos lächelte, runzelte aber die Brauen. Er war halb stolz und halb eifersüchtig.

Die Rufe wurden jedoch so stark und anhaltend, daß er sich fügen mußte. Er eilte in sein Wohnhaus.

Als er dann wieder heraustrat, Byssa an der Hand führend, hefteten sich aller Blicke auf die schöne Kranaerin. Sie trug ein schneeweißes faltenreiches Überkleid und um das Haupt hatte sie einen blauen sidonischen Schleier, der wie ein Kranz ihr schwarzes Haar umwob.

Hunderte von Stimmen empfingen sie mit dem Rufe:

„Heil dir, Byssa! deine eigene und deines Volkes Rächerin!“

Byssa blieb stillstehen, vor Bewegung erbleichend. Es gab Lykos durch Zeichen zu erkennen, daß er das Wort ergreifen wollte; das Volk rief aber: „Nein, nein, laß dein Weib reden!“

Da errötete Byssa und schlug die Augen nieder; sie verlor aber die Fassung nicht.

Es ward totenstill über den ganzen Platz hin. Und obschon Byssa nicht laut sprach, so tönte jedes Wort,

das ihre reine, klangvolle Stimme verkündete, noch nach den äußersten Reihen der versammelten Menge hinaus.

„Kychreer!" sagte sie. „Es dürften Weiber, so möchte ich meinen, unter Männern zu schweigen haben; denn nur einem Manne kommt es zu, Männern zu antworten. Da ihr jedoch mir die Freiheit gebt zu reden, so wißt, daß ich nur das Gebot eines höheren Machthabers vollbrachte. Erhebt darum mit mir eure Stimmen und sagt: ‚Gepriesen sei der größte Gott, Zeus Hypsistos!'

Da erhob sich ein betäubender hundertstimmiger Ruf. Selbst die Felsen wiederholten:

„Zeus Hypsistos!"

Seit dem Tage aber verlangte Lyrkos nimmermehr, daß Byssa den anderen Weibern nach dem Heiligtum der Melite folgen möchte, und wenn einer von den Wundern sprach, welche die Halbgöttin des Ortes gethan hätte, so lächelte er nur, wie einer, der bessere Kunde besaß, und sagte:

„Zeus ist doch der Stärkste."

Der Sykophant.

Zweites Jahr der 89sten Olympiade (423 v. Chr.)

Kallippides war allgemein verabscheut in Athen. Ein jeder wußte, daß er einer der gefährlichsten Angeber war, und daß er davon lebte, den Leuten Geld abzupressen, indem er sie mit einer verderblichen Anklage bedrohte.

So oft er eine Werkstatt betrat, den Laden eines Haarschneiders oder eine Lesche, — einen der Orte, wo die Bürger sich gewöhnlich zusammenfanden, um die Begebnisse des Tages zu besprechen oder um ein Geschäft abzumachen, — da schlich allemal der eine sich nach dem anderen hinweg, bis es schließlich um ihn herum ganz leer wurde. Kaufte er ein Haarband bei einer der schönen Salbenhändlerinnen, die auf dem Markte feil hielten, so legte sie gewißlich seine Kupfermünzen für sich hin, damit sie nicht, unter das andere Geld geratend, über die Einnahme des Tages etwa Unglück brächten, — und sprach er auf der Straße wohl eine einheimische Sklavin an, welche die Bürger der Stadt kannte, so machte sie stets sich baldigst davon,

und hatte er nur eben die Spitze seiner Finger auf ihren Arm gelegt, so rieb sie denselben mit der flachen Hand, als wäre sie von einem giftigen Gewürm berührt worden. Sah man ein einzelnes Mal ihn mit jemand in Gesellschaft, dann konnte man schon im voraus wissen, daß das ein furchtsamer Mann war, der ihm zu schmeicheln und ihn für sich zu gewinnen suchte, um vor ihm sicher zu sein. Im übrigen lebte er so einsam, daß ein bekannter Spaßvogel, der Parasit Meidias, von ihm sagte, „der einzige, der ihm nahe stünde, das wäre sein Schatten".

Und doch gab es einen Mann in Athen, der ihn wertschätzte. Dieser eine war Pyrrhander, der Feuermann.*) Ihm war er unentbehrlich, überall, wo es galt, den Hetärien oder den heimlichen Verbrüderungen nachzuspüren, und er pflegte darum, wenn er von Kallippides sprach, immer zu sagen: „Er ist der beste Spürhund in unserer Koppel."

In seinem Äußeren hatte der Sykophant nichts eigentlich Abschreckendes. Er war ganz im Gegenteil ein stattlicher Mann. Er war auch von edler Abkunft, und hatte im Jünglingsalter einst zu den „Schönen und Guten", der goldenen Jugend Athens gehört. In Gesellschaft mit den jungen Eupatriden

*) Der Feuermann, d. h. der Rothaarige, scheint ein Spitzname des Kleon gewesen zu sein, welcher zu der Zeit Tamias, Schatzmeister, war. (Aristoph. equites, v. 901.)

Proxenides und Theagenes hatte er binnen wenigen Jahren sein väterlich Erbteil in Liebhabereien für Pferde und Wagen vergeudet. Bei jedem Wettrennen, jeder Wettfahrt konnte man ihn als einen der Eifrigsten sehen. Niemand hätte sagen können, wie oft er, um das Ziel der Wettbahn herumschwenkend, aus dem Wagen geworfen worden und wie manches schnaubende und schäumende Viergespann über ihn hinweggefahren war. Das letzte Mal, wo dies geschah, war er sogar von einem Pferde so arg an den Kopf geschlagen worden, daß er für immer ein Abzeichen davontrug. Er lag damals so schwer danieder, daß der Arzt Pittalos schon nach den Klageweibern schickte.

Als Kallippides wieder sich erholte, war es vorbei mit seiner Leidenschaft für Pferde und Wagen. Sein Vermögen war durchgebracht, und wie so mancher vornehme Athenienser vor ihm verkaufte er seinen letzten Samphorashengst und schaffte sykophantische Sohlen an. Mit dieser Fußbekleidung, die jeden Tritt unhörbar machte, schlich er sich wie eine Schlange oder ein Skorpion auf dem Markte umher. Er lauschte der Verleumdung, kam hinter Flüsternde, fragte Sklaven und Sklavinnen aus und wurde gar bald so voll von bösen Geheimnissen, wie ein Sumpf von quakenden Fröschen. Diese Geheimnisse ließ er sich selbst zum Vorteil, anderen aber zum Verderben dienen.

In seinem nahezu verödeten Vaterhause in der

Töpferstraße, nicht weit von der Pnyx, dem Markte und dem Buleuterion (dem Rathause), hatte er ein gar seltsames, unheimliches Zimmer, desgleichen in Athen sonst nicht zu finden war, ein Gelaß, das er spottweise seinen Opisthodomos, seine Schatzkammer, nannte. Diese Benennung war keine gerade fromme und zeugte nicht eben von tiefer Ehrerbietung gegen die Götter, denn der eigentliche Opisthodomos, der Raum, in dem die Schätze des Staates aufbewahrt wurden, war ein heiliger Ort, der hinter dem Parthenon gelegen und der Obhut der Athene Polias, der Beschützerin der Stadt, unterstellt war. Kallippides bediente sich dieser Bezeichnung freilich nur dann, wenn er mit seinem alten treuen Manes sprach, einem nahezu siebzigjährigen Sklaven, der wie das Haus ihm von seinem Vater als Erbstück überkommen war.

Wer da erwartet hätte, in Kallippides' Schatzkammer Gold und Silber zu finden, der würde übrigens höchlichst sich getäuscht gesehen haben. Es war das ein so gut wie kahler Raum; alles was er von Hausgerät enthielt, war ein alter Armstuhl, eine Art Thronsessel mit festem Schemel, nebst einem kleinen Tische. Der eigentliche Reichtum des Zimmers bestand in den Aufzeichnungen, welche dessen weiße Mauern bedeckten. — Sie waren alle mit einer schönen, festen Handschrift niedergeschrieben. Es gab deren zu Dutzenden an den Wänden des Raumes, alle waren so kurz gefaßt wie

möglich und sämtlich genau mit Tag, Monat und Archontenjahr bezeichnet. So stand über der Thür nach dem Säulenhof zu lesen:

„Polykles, Stratons Sohn. Angeklagt, dem Kriegsdienste sich entzogen zu haben. Verurteilt zum Verlust der bürgerlichen Rechte, doch ohne Einziehung seines Eigentums."

„Mantitheos, Ktesiphons Sohn. Angeklagt des heimlichen Verständnisses mit den Spartanern. Entwichen. Bestraft durch Errichtung einer Schandsäule mit seinem Namen."

Diese und eine Menge andere Aufzeichnungen waren mit Kohle geschrieben. Doch gegenüber dem Eingange, an der augenfälligsten Stelle des Zimmers, befand sich eine nicht unbeträchtliche Sammlung, die mit Rötel geschrieben war und die härtesten und grauenerregendsten Strafen umfaßte. So lauteten die zwei ersten dieser Inschriften:

„Stephanos, Euktemons Sohn. Des Verrates angeklagt. Verurteilt, den Giftbecher zu leeren."

„Nausikrates, Glaukos' Sohn. Angeklagt, seine Stiefmutter zum Ehebruch verleitet zu haben. In den Abgrund gestürzt."

Auf seine Weise schien Kallippides indessen ein ehrlicher Mann zu sein. Denn wie wenig man dies auch hätte erwarten sollen, so waren hier und da in dem Zimmer immerhin gewisse Richtersprüche angeführt, deren Ausfall ihm zuwidergegangen war, wie ein solches beispielsweise die Aufzeichnung enthielt:

„Polemarchos, Kallias' Sohn. Des Betruges angeklagt. Von den vierzig Männern zum Verlust der bürgerlichen Rechte und zur Einziehung seines Eigentums verurteilt. Das Urteil aber von den Volksrichtern, weil auf den Aussagen falscher Zeugen fußend, für ungültig erklärt.

Freilich war diese Inschrift im dunkelsten Winkel des Zimmers angebracht, da wo so leicht keiner sie würde gesucht haben, und was dieselbe nicht erzählte das war, daß die Sache, welche sie betraf, für Kallippides um ein Haar hätte schlimm ablaufen können, — so schlimm, daß Pyrrhander, der „Feuermann", seinen ganzen Einfluß einzusetzen gehabt hatte, um ihn zu retten. Daß die Inschrift dies verschwieg, war freilich zunächst wohl als eine mehr oder weniger zulässige Kriegslist anzusehen.

Das war gewiß, daß die Schatzkammer selten ihren Zweck verfehlte. Hier hinein pflegte Kallippides seine Opfer zu führen, — die Unglücklichen, die mit einer gefährlichen Anklage bedroht waren. Kaum befanden sie sich hier, als er unter irgend einem Vorwand sie allein ließ. Wenn sie nun diese unheimlichen Aufzeichnungen lasen, zu Dutzenden lasen, — erst mit Überraschung, sodann mit Unruhe, endlich mit steigender Angst, — nicht eben viele dieser Armen hatten dann zu ihrer guten Sache noch besonderes Zutrauen. Wie sie allein in dem Zimmer dastanden, mit klopfendem Herzen und vor Furcht erbebend, vor Furcht davor, es

könnte alles, was binnen kurzer Zeit von ihnen übrig sein dürfte, nur etwa eine neue Aufschrift sein, welche auf diesen unheilverheißenden Mauern zu lesen wäre, da begannen die Schriftzeichen ihnen vor den Augen schließlich ganz in einander zu verlaufen; die roten Buchstaben schienen mit Blut ihnen geschrieben, und selbst feste und beherzte Männer waren alsdann, fast ohne Ausnahme, gewillt, sich mit Kallippides abzufinden, ohne wegen des Preises erst lange zu dingen, wenn er nur sich dazu verpflichtete, die Anklage fallen zu lassen. Auf diese Weise rechtfertigte die „Schatzkammer" ihren Namen sehr wohl: es lief nicht wenig Geld in dieselbe ein.

Merkwürdigerweise war an einer gewissen Stelle des Zimmers eine ganze Reihe Aufzeichnungen ausgelöscht, und nur ein dunkler Fleck auf der weißen Wand davon übrig. Dies war auf eine eigne Weise zugegangen.

Der alte Sklave Manes war von Anfang an diesen Aufzeichnungen nicht eben hold gewesen. — Den größten Teil seines Lebens hatte er Philokles, Kallippides' Vater, gedient. Dieser hatte bei seinen Lebzeiten zu den angesehensten Bürgern der Stadt gehört und seiner Zeit verschiedene der wichtigsten Staatsämter bekleidet; er war Führer eines dreirudrigen Kriegsschiffes, Aufseher über die Mauern der Stadt und Mitglied des Rates der Fünfhundert gewesen. Die Sendboten der zinspflichtigen Städte kamen niemals nach Athen, ohne ihn, als einen der vornehmsten Würdenträger der Stadt,

dabei aufzusuchen und köstliche Geschenke ihm zu bringen. Das Zimmer, worin er dieselben zu empfangen pflegte, war das schönste im Hause und in reicher Pracht mit Dreifüßen aus Erz, elfenbeinenen Ruhebetten, prunkvollen Vasen und milesischen Teppichen ausgestattet.

Dieser Raum war es, von dem der Sohn, Kallippides, einen so unwürdigen Gebrauch machte. Jedesmal, wo auf den dem guten Manes so heiligen Mauern eine neue Aufzeichnung hinzukam, fühlte dieser etwas wie einen Stich in seinem ehrlichen, alten Herzen. Eines Tages, als die Zahl der Aufschriften wieder um einige weitere vermehrt worden war, faßte er einen raschen Entschluß und begann, ohne erst um Erlaubnis zu fragen, die Wand zu waschen, als wäre es lediglich seine Absicht gewesen, rein zu machen. Doch kaum hatte er begonnen, als Kallippides hinter ihm her kam.

Ihre Augen begegneten sich. Der Herr betrachtete den Diener mit so scharfem Blick, daß wohl zum ersten Male seit vielen Jahren das Blut die bleichen und gerunzelten Wangen des Alten färbte.

„Ah so!“ sagte Kallippides trocken, und ohne ein weiteres Wort zu sagen, ergriff er die größte Peitsche, die er aus den Tagen seiner Pferdewut noch da hatte, und bearbeitete damit den Rücken des unglücklichen Manes, bis der Sklave jammernd seine Knie umfaßte und um Gnade flehte.

„Dummkopf!“ murmelte Kallippides und warf die

Peitsche in eine Ecke, „weißt du nicht, daß diese Aufzeichnungen mein Brot bedeuten?“

Von dem Tage an vergriff der Alte sich niemals mehr an den Inschriften.

Wie viel die Schatzkammer auch einbrachte, es war Kallippides doch nicht gelungen, sich ein Vermögen zu sammeln. Männer mit einem rastlosen Geiste und unverwüstlichen Körper, wie er, legen die eine Leidenschaft immer nur ab, um einer anderen sich hinzugeben. Er, der als Jüngling einzig und allein für Pferde und Wagen Sinn hatte, er konnte jetzt, in seinem vierzigsten Jahre, eine schöne Hetäre nicht das Gewand zum Tanze aufbinden sehen, ohne von der heftigsten Begierde entflammt zu werden. Nun war es nicht mehr Menippos, der Rossehändler, sondern Philostratos, der Kuppler, mit welchem er Geschäfte machte. Kurz vordem, wo wir ihn kennen lernten, hatte er, wie man sich erzählte, durch schriftliche Übereinkunft auf zwei Monate den Schlüssel zu des Kupplers Gartenpförtchen gemietet, um damit sich zu dessen jüngster Tochter, der funfzehnjährigen Charixene, einschleichen zu können. Dieser Liebeshandel, bei welchem der Vater seine Tochter verkaufte, hatte Kallippides, so sagte man, zwei blanke Goldstateren*) gekostet. Es war der Ertrag seiner Ränke, das Blut-

*) Ein Stater war gleich 20 Drachmen, über 15 Mark; damals eine ziemlich bedeutende Summe. So bekam ein Archont nur 2 Drachmen, 1 M. 51 Pf. an täglichem Solde.

geld, dasjenige, womit er den Schlüssel zu dem stillen Raum bezahlte, worin Dionysos und Aphrodite, die Gottheiten der Freude, ihn empfangen sollten.

Doch Aphrodite ließ ihrer nicht spotten.

Hinter Kallippides' Hause lag ein Garten, der sich in einem höchst vernachlässigten Zustande befand. Er war mit Unkraut überwuchert, so daß es kaum einen Weg oder Steg darin mehr gab, und selbst die Bildsäule des Hermes, die da vor dem Hause stand, war gesunken und neigte sich seitwärts. Besser war noch eine alte Steinbank erhalten, die unter einer hohen, laubreichen Platane sich befand. Hier pflegte Kallippides in der sengenden Hitze des Mittags Kühle und Schatten zu suchen.

Wie er eines Tages denn hier ausruhte und in halber Schläfrigkeit in einer vergilbten Schriftrolle blätterte, hörte er im Nachbarhause eine Thür sich aufthun und sah eine junge Sklavin heraustreten, die über eine schön geschnitzte Aiōra, eine Schaukel, die zwischen den Säulen des Hauses an der schattigsten Stelle aufgehängt war, eine gewirkte Decke breitete. Kurz darauf kam ein kleines, weißgekleidetes Mädchen von sieben bis acht Jahren herausgehüpft und wurde von der Sklavin auf die Decke hinaufgehoben. Doch kaum war die Schaukel in Gang gesetzt, als sie ins Schwanken kam, so daß das Kind ungeduldig wurde, sich auf dem Sitz zurücklegte und rief:

„Nein, Chloris, du nicht! Halt ein, halt ein! Meine Schwester kann das viel besser.“ Und darauf fing die Kleine aus allen Kräften zu rufen an: „Melitta, Melitta!“

Der Sykophant, zu dessen Amt es gehörte, von allem unterrichtet zu sein, erinnerte sich beim Rufen des Kindes, daß das junge Mädchen, welches diesen Namen trug, eine Tochter sein müßte des Feldherrn Myronides, welchem das Nachbarhaus kürzlich durch Erblassung zugefallen war, und daß man allgemein von ihr sagte, sie sei amechanōs kalē, unwiderstehlich schön. Er sah ihrem Kommen darum nicht ohne eine gewisse Spannung entgegen. Da hörte er im Innern des Nachbarhauses eine jugendliche Frauenstimme singen:

„Zwischen Blättern, zwischen Ranken
Blickt hervor die blanke Traube...“

Der Gesang näherte sich, und Kallippides' Herz schlug stärker.

Wie überrascht aber ward er nicht, als die Thür sich öffnete! Hier hatte das Gerücht entschieden die Wahrheit gesprochen. Denn schön war sie, schöner als irgend ein Weib, das er bisher gesehen — halb Kind und halb Jungfrau, — gleich einer der sinneberückenden Kanephoren*) des Polykleitos. Sie lachte so froh,

*) Korbträgerinnen. So hieß eine auserwählte Schar von Bürgerstöchtern, die am Feste der Panathenaien an den großartigen Aufzügen teilnahmen, welche die gesamte Bevölkerung

so sorglos über die Ungeduld ihrer kleinen Schwester, daß ihre dunklen Augen erglänzten und die weißen Zähne zwischen den kleinen roten Lippen hervorschimmerten, und als das Kind in der Schaukel sich umwandte, und die Arme nach ihr ausstreckte, da flog sie hin und umarmte und küßte die Kleine nach Herzenslust.

„Schaukle mich, Melitta, schaukle mich!“ rief das Kind. „Chloris kann nicht.“

Melitta knüpfte das Purpurband fester um ihre schwarzen Locken, nahm den Überwurf über ihrer rotverbrämten Kleidung ab und ließ die Sklavin denselben ins Haus bringen. Darauf beugte sie sich vor und setzte die Schaukel in Gang.

Das war also Melitta, die unwiderstehlich schöne Melitta!

Kallippides' Blick ruhte wie festgebannt auf dem jungen Mädchen mit den dunklen Augen, den lächelnden Lippen und dem schlanken jungfräulichen Wuchse. Wie sie in ihrer hellen Tracht so dastand im Schatten der Säulen des Hauses, war über sie eine Reinheit ausgegossen, die wie ein Schild sie gegen alle bösen Gedanken beschirmte. Von den schwarzen Locken an, die

---

Athens veranstaltete. Sie trugen auf dem Haupte Körbe mit Opfergeräten. Eine in Marmor ausgeführte Wiedergabe dieser schönen attischen Jungfrauen gehörte zu den berühmtesten Werken des Bildhauers Polykleitos.

unter dem Purpurbande sich hervorstahlen, bis herunter auf die golddurchwirkten Sandalen war bei ihr alles kindliche Anmut.

„Höher!“ rief das kleine Mädchen jubelnd und schlug die kleinen Füße zusammen, so daß die Sandalenriemen klatschten.

Melitta beugte sich tiefer, um die Schaukel in stärkere Schwingung zu versetzen. Da löste sich die goldene Agraffe, welche die Kleidung am Halse zusammenhielt, und die zarte, blendende Schulter kam einen Augenblick zum Vorschein.

Kallippides kannte sich selbst. Es wunderte ihn darum, daß er nicht vor Leidenschaft aufflammte. Mitten in seiner inneren Unruhe war ihm das ein entschiedenes Zeichen, daß er nicht mehr der nämliche war.

Indem Melitta eine kleine Weile darauf die Schaukel anhielt und dem Kinde herunterhalf, fiel ihr Blick in den Nachbargarten, woselbst Kallippides, halb verborgen durch einige Sträucher, unbeweglich wie eine Bildsäule im Schatten der Platane stand.

Kallippides war ein großer und ansehnlicher Mann. Sein dunkles Haupt- und Barthaar war von Sporgilos behandelt, dem tüchtigsten Haarkünstler Athens, und die blutrote Narbe der Wunde, die ihm der Huf des Pferdes am Scheitel geschlagen, war zum Teil mit dem Haare, das an dieser Stelle übrigens ziemlich spärlich war, kunstgerecht verdeckt. Seine

Züge waren finster und ernst; er hatte aber infolge des anstrengenden Treibens auf der Rennbahn eine gewisse Haltung beibehalten, die ihn um ganze zehn Jahre jünger machte, als er eigentlich war. Wie alle Athenienser von edler Abkunft trug er für sein Äußeres große Sorgfalt. Er ging zumeist in einen schneeweißen Chiton gekleidet oder eine ebensolche Tunika von der feinsten milesischen Wolle und trug ein blaues Überkleid aus persischer Kaunakē, einer Art kostbaren genoppten Wollenzeuges, welches aus Sardeis eingeführt wurde. Bis auf die leichten Sohlen, die eben zu seiner Beschäftigung als Sykophant gehörten, war er kurz und gut in jeder Art ein Habryntes, ein Stutzer; doch war er das immerhin auf eine solche Weise, daß er sich nicht zum Gelächter machte. In seinem ganzen Auftreten lag nichts von jenen haltungslosen Gebärden und Gesten, durch welche die atheniensischen Gecken die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen suchten. Er ließ auch niemals etwa unter seinem Mantel einen kurzen Stock hervorblicken und ging ebensowenig mit einem duftenden medischen Apfel in der Hand, sobald er sich außerhalb des Hauses sehen ließ.

Die Frauen haben ein gar rasches Auge. Melitta fing mit einem einzigen Blick ein Bild auf von seiner ganzen Gestalt. Ihr wollte es scheinen, dieser große, ernste, bärtige Mann gliche in seinem Äußern ziemlich ihrem Vater, dem einzigen freien Bürger, den sie während

ihres einförmigen Lebens in den Frauengemächern des Hauses zu betrachten bisher Gelegenheit gehabt. Sie ließ das Kind zuerst zur Thür hineingehen und wandte darauf das Haupt. Melitta hatte ihren Vater sehr lieb. Sie wollte sich überzeugen, ob sie richtig gesehen, daß der Mann im Nachbargarten ihm ähnlich sah.

Bei dieser Bewegung des jungen Mädchens durchlief ein Strom heller Freude das Herz des Kallippides, und noch beglückter wurde er jetzt, als er in dem Blicke, womit Melitta ihn betrachtete, ein Gefühl des Wohlwollens zu erkennen glaubte.

Was Wohlwollen betraf, so war der Sykophant sonst nicht eben verwöhnt.

Als Melitta verschwunden war, da ging er wie ein Träumender nach dem Hause hinauf. Beim Schattenmesser traf er den alten Manes, der, über den Zeigerstift gebeugt, im Begriff war, die Stunde des Tages abzulesen. Er sah ihn an mit regem Blick — der Alte schien aber nichts bemerkt zu haben.

Kallippides trat in die Schatzkammer und nahm im Armsessel Platz. Er wähnte immer noch Melitta vor sich zu sehen, Melitta mit dem Purpurband um die schwarzen Locken, mit den dunklen Augen, dem lächelnden Munde und der blendenden Schulter. Es hatte die frische Jugendlichkeit des Mädchens etwas, das ihn in seiner innersten Seele rührte. Ihm, dem Wollüstling, der sonst immer nur Genüssen nachging, ihm wollte es

nun als das höchste Glück erscheinen, Melittas Hand in der seinigen zu halten.

„Bei den Chariten!“ so rief er aus, „sie ist eine lebendige Menschenblume!“

Es stand ihm plötzlich klar vor der Seele, daß er in wenigen Augenblicken, in weit kürzerer Zeit, als die Wasseruhr solche brauchte, um auszulaufen, ein ganz anderer geworden. Es durchlief ihn ein Schauer, und als bangte er davor zurück, seine eignen Worte zu hören, murmelte er ganz leise:

„Kallippides gehört nicht mehr sich selbst!“

Als er wieder das Haupt erhob und an der Mauer aufblickte, ging es ihm zum erstenmal, so wie es dem alten Manes immer gegangen war. Es wollten die Aufzeichnungen ihm gar nicht gefallen; sie hatten etwas, das ihn störte. Er ging darum in das anstoßende Gemach hinein und warf sich daselbst auf ein Ruhebett. Hier verfiel er in tiefe Gedanken. So lag er lange; der Tag neigte währenddem sich mehr und mehr, und es löste endlich die kurze Dämmerung das tiefe Dunkel der Nacht ab. Als Kallippides wieder aus seinem Sinnen erwachte und zur Thüröffnung hinausblickte, da funkelten die Sterne über dem Säulenhof des Hauses.

Er rief Manes herbei und hieß ihn die Lampe anzünden.

Indem er sich vom Lager erhob, fiel sein Blick auf

seine Fußbekleidung, die er ganz wider Gewohnheit und Brauch noch anbehalten hatte, als er aus dem Garten hereingekommen war. Beim Anblick der dünnen Sohlen, dem Zeichen seiner Beschäftigung als Sykophant, durchlief ihn ein Beben.

„Wie kalt doch der Wind geht!“ murmelte er, wie um sich selbst zu täuschen.

Darauf rief er wieder, streckte den Fuß vor und sagte:

„Manes, nimm meine Sohlen ab und“ — fügte er rasch hinzu — „verbrenne sie samt den andern von derselben Sorte.“

Der Alte blieb stehen wie versteinert, sprachlos vor Erstaunen. Wäre sein Herr ein Krieger gewesen und hätte ihm befohlen, sein Schwert zu zerbrechen, er hätte nicht verwunderter ausschauen können.

„Hörst du nicht?“ sagte Kallippides hart.

Manes kniete nieder vor ihm; doch seine Hände zitterten so stark, daß er nicht im stande war, die Schnallen zu öffnen.

„Du wirst alt, Manes,“ sagte Kallippides milder, wie wenn er seine Härte bereute.

Er setzte darauf den Fuß auf die Kante der Ruhebank, um die Riemen selbst zu lösen; doch ehe er noch dieselben mit seiner Hand berührt hatte, sprang er auf und schleuderte mit zwei kräftigen Fußstößen die Sohlen in

den entlegensten Winkel des Gemaches hin, woselbst sie mit einem klatschenden Laute zur Erde fielen.

„Hast du gehört?“ sagte er zu Manes, „die stummen Sohlen sprachen. Das war ihr Lebewohl!“

Darauf zog Kallippides aus seinem Gürtel einen dreizackigen Schlüssel hervor und übergab ihn Manes mit den Worten:

„Bringe ihn morgen dem Philostratos, dem Kuppler.“

Manes fiel aus einer Verwunderung in die andere.

„Was soll ich ihm sagen?“ fragte er furchtsam.

„Daß ich desselben nicht mehr bedarf.“

Der Alte traute seinen Ohren kaum. Er faltete die Hände. Zu reden wagte er nicht.

„Was würdest du sagen, Manes,“ fragte Kallippides, „wenn du eines Tages mich mit einem Helm auf dem Kopfe an der Spitze einer Schar Reiter erblicktest?“

Bei diesen Worten erhellte sich des Alten Antlitz und er heftete fast mit der Zärtlichkeit eines Vaters seine Augen auf ihn, den er als Kind so oft auf seinen Knien geschaukelt hatte.

„Den Tag, wo ich dich als Befehlshaber der Reiterei sehe,“ so rief er aus, „den Tag, an dem die Hochzeitsfackeln...“

Weiter kam Manes nicht; denn bei den letzten Worten fuhr Kallippides auf und hielt ihm die Hand vor den Mund.

„Schweig, alter Narr!“ rief er streng. „Du sprichst

von Dingen, die dich nichts angehen. Willst du, daß ich die Zunge dir aus dem Munde reiße und sie den Hunden vorwerfe?!"

Der alte Sklave schwieg und schlich an allen Gliedern zitternd sich hinweg.

Wider sonstige Gewohnheit hielt Kallippides sich die folgenden Tage zu Hause; namentlich versäumte er nicht, die Nachmittagsstunden im Garten zuzubringen. Doch ein Tag schlich dahin nach dem andern, ohne daß er von Melitta das allergeringste zu sehen bekam. Wohl öffnete sich ab und zu die Thür des Nachbarhauses; es war aber stets nur irgend eine Sklavin, die da herauskam, um Blumen oder Obst zu pflücken oder um im Garten aufgehängte Wäsche zu holen. Um jeden Tag, der so verstrich, ward Kallippides trauriger und trauriger.

Wie er da eines Nachts so halb aufrecht auf dem Lager saß, ohne Schlaf zu finden, wurde er durch die Thüröffnung einen schmalen Lichtstreifen gewahr, der über die Fliesen des Säulenvorhofes hinfiel. Verwundert darüber stand er auf; das Licht kam aus Manes' Kammer. Besorgt, der Alte könnte krank geworden sein, ging er alsbald dahin.

Manes saß und arbeitete an einem Paar Sohlen, deren Riemen nicht in der besten Verfassung waren. Als Kallippides hereintrat, wurde er sichtlich über-

rascht und verlegen, und suchte auf eine ziemlich linkische Weise etwas hinter seinem Stuhle zu verstecken.

„Was machst du, Manes?“ fragte Kallippides.

„Ich setze neue Riemen an ein Paar alte Sohlen.“

„Wem gehören die?“

„Mir.“

„Und diese hier?“ fragte Kallippides, indem er hinter dem Stuhle des Alten ein paar kleine Sandalen hervorzog, die wohl einem Kinde von sieben oder acht Jahren gehören konnten, „sind die auch dein?“

Manes schwieg und vermied es dem Blick seines Herrn zu begegnen.

Kallippides begriff jetzt, was er bisher nicht überdacht hatte. Nun wußte er, wem er die bescheidenen Mahlzeiten verdankte, die in den letzten Tagen ihm vorgesetzt worden waren.

Er sagte indessen nichts. Kallippides war überhaupt kein Mann von vielen Worten. Er blieb einen Augenblick stehen und sah stillschweigend den Alten an, der kaum noch wußte, ob er es wagen sollte, weiter zu arbeiten oder nicht. Auf einmal legte Kallippides seine Hand ihm auf die Schulter und sagte mit einer seltsamen Milde in seiner Stimme:

„Geh zur Ruhe, Manes, du hast heut genug gearbeitet.“

Der Alte ergriff die Hand seines Herrn und küßte

sie. Er hätte für ihn in den Tod gehen können in dem Augenblick.

Am folgenden Tage ging Kallippides wider Gewohnheit bereits vor der Mittagsstunde in den Garten. Eine Ahnung sagte ihm, daß dies nicht vergebens sein würde. Er hatte nur eine kleine Weile sich daselbst aufgehalten, als er, durch die halboffne Thür des Nachbarhauses, eine Kinderstimme Melittas Namen aussprechen hörte.

Fast in demselben Augenblick kam das junge Mädchen heraus, von einer alten Sklavin begleitet. Aus den Händen dieser empfing sie eine zierliche Kanne, und sie begann die selteneren Blumen zu begießen, welche in nächster Nähe des Hauses gepflanzt waren. Sie sah nach den Knospen, nahm welke Blüten ab und band niederhängende Zweige auf; kurz, sie befaßte sich ziemlich lange mit den Blumen, bei jeder Bewegung aber ließ ihre schlanke Gestalt neue jungfräuliche Anmut sehen. Auf den dunklen Locken trug sie an dem Tage einen goldenen Stirnschmuck, der mit blauen Bändern festgemacht war, und ihre weiße Kleidung war mit einer doppelten Verbrämung geschmückt, von derselben Farbe, wie das Haarband sie aufwies. Es war Kallippides, Melitta sähe ein wenig ernster, jedoch noch schöner aus als das erste Mal.

Als sie zu der Gruppe von Pflanzen kam, die dem Nachbargarten am nächsten stand, ward sie Kallipides'

gewahr. Die Sklavin, die einen roten Sonnenschirm über sie hielt, folgte der Richtung ihres Blickes. Kaum wurde sie des Sykophanten ansichtig, als sie den Schirm fallen ließ und das junge Mädchen am Arme ergriff, fast als ob es in Gefahr wäre.

Melitta kehrte sich verwundert um, und die Sklavin sagte mit geläufiger Zunge einige Worte, die ihrer Gebieterin die Augenbrauen runzeln machten. Melitta schien der Sklavin zu widersprechen, und diese ereiferte sich mehr und mehr.

Kallippides besaß ein scharfes Gehör, — er war ja Sykophant, — die Entfernung aber, welche die zwei sich Beredenden von der Stelle trennte, woselbst er stand, betrug kaum mehr als dreißig bis vierzig Schritt. Zuerst fing er das eine oder andere wohl von den Worten der Sklavin auf, sodann mehrere, und zuletzt hörte er sie deutlich sagen:

„So wahr du des Feldherrn Myronides Tochter bist, so wahr gehört der dort zu jener giftigen Brut, deren Weg erfüllt ist von Verwünschungen, Blut und Leichen! Sieh selbst, ob er vom Zorne der Götter nicht getroffen ist! Ist sein Schatten nicht schwärzer als der anderer Männer?"

Wie Kallippides in dem grünen Halbdunkel unter der Platane so dastand, während hinter ihm die weiße Mauer des Hauses sich hinzog, fiel in der That ein so dichter Schatten über ihn, daß von der sonnigen Stelle

aus, wo die beiden Frauen standen, es unmöglich war, die Farben seiner Tracht zu erkennen.

Von den Worten der Sklavin beängstigt, glaubte Melitta selbst etwas spukhaft Drohendes an dem großen dunklen Manne zu sehen. Sie stieß einen Schrei aus, ließ die Wasserkanne fallen, raffte die Falten ihrer Kleidung zusammen und stürzte ins Haus. Aus dem Entsetzen, womit sie hinter sich die Thür zuschlug, war für Kallipides zu entnehmen, daß dieselbe für ewige Zeiten zwischen ihm und ihr geschlossen war.

Ruhig wie immer, doch ein wenig bleicher als gewöhnlich, ging er nach dem Hause hinauf. Noch glaubte er dann und wann zu hören, wie die Thür zugeschlagen wurde, und jedesmal hatte er ein Gefühl, als wenn das Herz ihm brechen sollte.

Die Vereinsamung, in welcher er, vom Umgange mit anderen eigentlich ganz ausgeschlossen, die letzten Jahre zugebracht, sie hatte ziemlich schwer, ja fast bis zur Unerträglichkeit auf ihm gelastet. Doch niemals noch war sein Inneres so leer, so aller Hoffnung erstorben gewesen wie jetzt. „Ach!" murmelte er bei sich selbst; „alles hätte können anders sein, ganz anders! — Nun ist es zu spät!" Er starrte stieren Blickes vor sich hin, und in dem Ausdruck seines Auges lag ein finsterer Beschluß.

Eine kleine Weile darauf, nachdem er aus dem Garten hereingekommen, setzte er sich hin, um zu schreiben.

Er schrieb ziemlich lange, und zweimal zerriß er das Geschriebene, ehe er damit zufrieden war. Darauf nahm er eine genaue Abschrift davon.

„Nun fehlt es nur noch an der Unterschrift zweier Zeugen,“ sagte er bei sich selbst, indem er seinen Siegelring an den Finger steckte.

Nachdem er eine Zeitlang in tiefe Gedanken versunken dagestanden, langte er aus einem Schranke eine mit Korbgeflecht umgebene Flasche, eine sogenannte Lagynos, hervor. Er überzeugte sich, daß sie leer war, roch daran und war bereits im Begriffe, Manes zu rufen, als er plötzlich inne hielt.

„Warum sie erst ausspülen?“ sagte er und betrachtete die Flasche mit einem seltsamen Lächeln. „Es kann doch entschieden nichts Schlimmeres darin gewesen sein, als das, was ich zu kaufen gedenke.“

Kallippides verließ nun das Haus. Erst gegen die Abendstunde kehrte er wieder zurück.

Manes hatte kaum die Lampe mit den zwei Dochten angezündet, als sein Herr kurz und gebieterisch sagte: „Hol' Wasser, lösch' diese Aufzeichnungen aus und wasche die Mauern rein.“

Der Alte hätte seinem Herrn um den Hals fallen mögen. Doch hatte er nicht vergessen, wie übel es ihm ergangen war, als er von den Hochzeitsfackeln ein Wort hatte fallen lassen. Nie wurde einem Befehl indessen mit größerer Freude Gehorsam geleistet, als wie dies

jetzt von seiner Seite geschah. Doch wie eifrig er arbeitete, es ging Kallippides gleichwohl nicht rasch genug.

Mit einer bei ihm ganz ungewöhnlichen Unruhe wandelte er im Zimmer auf und nieder und trieb alle Augenblicke den Alten zu größerer Eile an.

Endlich waren die Mauern einigermaßen rein, das Wasser aber stand in großen Pfützen auf dem Fliesboden.

„Laß es stehen," sagte Kallippides kurz, „es wird schon bald in die Erde ziehen."

Darauf fügte er hinzu:

„Komm hierher, Manes!" und nachdem er ihn mit einem langen, ernsten Blicke betrachtet, sagte er mit derselben seltsamen Milde wie am Abend zuvor:

„Du bist mir immer ein treuer Diener gewesen."

Es lag in den Worten selbst, wie in dem Tone, in dem sie gesprochen wurden, etwas, das den Alten betroffen machte.

„Reist mein Herr fort?" fragte er voll Einfalt.

„Ja."

„Weit?"

„Vielleicht!" antwortete Kallippides mit einem schwachen Lächeln.

Gegen die beginnende Morgendämmerung hin hatte Manes einen absonderlichen Traum. Es kam, so wollte es ihm scheinen, eine große und leuchtende Nebelgestalt

mit Schwingen am Hut und Schwingen an den Fersen zu seinem Herrn hereingeschwebt und nahm ihn bei der Hand. Kaum war dies geschehen, als sein Herr selbst auch eine Nebelgestalt wurde. Darauf schwangen sie sich beide lautlos hinweg.

Der Alte erwachte mit einem Schauer. Auf seiner Stirn hatte er ein Gefühl der Kälte; es war ihm, als ob Schwingen ihn umfächelten. Er wußte nicht recht, ob er eigentlich wachte, oder ob er denn träumte.

Überwältigt von einer dunklen Ahnung, stand er vom Lager auf. Zu seinem Schreck war Kallippides' Schlafkammer leer. Das Ruhebett stand unberührt; das Kopfkissen war nicht eingedrückt, und ein altes Obergewand lag sorgfältig zusammengerollt am Fußende. Es war deutlich, daß niemand darauf zur Nachtzeit gelegen hatte.

Als er in die Schatzkammer trat, da sah er — zu seiner großen Erleichterung — seinen Herrn im Armsessel sitzen. Sein Haupt war nach dem hohen Stuhlrücken hin zurückgelehnt und seine Augen geschlossen. Es war offenbar, er schlief.

Der Alte näherte sich, — da stieg von einem Becher her, der auf dem Tische stand, ihm ein durchdringender, widerlicher Geruch entgegen, — der Dunst des Schierlings war es.

Nun verstand er alles.

„Tot!" murmelte er, „tot!" wiederholte er, als ob er sich selbst nicht glauben könnte.

Ruhig und säuberlich wie immer saß Kallippides in seinem von den Eltern überkommenen Prunksessel. Sein dunkles Haar und dunkler Bart duftete von Salbe, es war nicht ein einziger Fleck auf seiner lichten Kleidung zu entdecken, und an seinen Fingern glänzten die blanken Ringe. Das einzige etwa, was ersehen ließ, daß er den letzten Kampf gekämpft, dies war, daß seine rechte Hand wie in einem Anfall von Schmerz sich krampfhaft in die Seite gebohrt hatte, während die linke schlaff über den Stuhlarm herniederhing. Seine Gesichtszüge waren finster und ernst, jedoch nicht finsterer und ernster als gewöhnlich, und ein Strahl des hereinbrechenden Tages warf über seine bleichen Wangen einen täuschenden Schimmer des Lebens.

In gerader Höhe über ihm waren an der weißen Mauer zwei Zeilen einer schlecht abgewaschenen Inschrift stehen geblieben.

Manes heftete die Augen darauf und las:

— — — — — Verurteilt,
den Giftbecher zu leeren.

Als er die Worte erblickte, — Worte, die wie eine Grabschrift dastanden, gezeichnet vom Finger der Vergeltung, da stürzten die Thränen dem Alten aus den Augen.

„Zeus Soter, sei ihm gnädig," murmelte er. „Er hat sich selbst das Urteil gesprochen!"

Kurz darauf bemerkte Manes, daß auf dem Tische eine Papyrosrolle lag. Mit zitternder Hand nahm er sie an sich und las:

Abschrift
des letzten Willens
des Kephisier Kallippides.

„Alles zum Heile! Hiermit verordne ich in betreff „meines Nachlasses das Folgende. Die kleine Miet-„wohnung im Peiraieus soll an den Meistbietenden ver-„kauft und der Erlös zu meiner Bestattung verwandt „werden. Diese aber soll meiner Abkunft würdig sein. „Das Grabmal soll an dem Wege nach Budoron, gegen-„über dem Garten, der zum Landsitze des Feldherrn „Myronides gehört, errichtet werden. Auf dem Gedenk-„stein, einer einfachen Säule, werde Namen, Geburtstag „und Todestag eingegraben. Weiter nichts.

„Meinen Sklaven Manes gebe ich frei, und da ich „ohne Verwandten bin, schenke ich ihm zu künftigem „Eigentum mein Haus in der Töpferstraße nebst zu-„gehörigem Garten, mit der Bedingung, daß er stets „das Grabmal in würdiger Verfassung hält.

„Das mit einem Siegel versehene Papyrosblatt, von „welchem dieses eine Abschrift ist, ist bei Philon, So-„philos' Sohn, niedergelegt. Zeugen sind: Lykon, des „Hegesias, und Charikles, des Theron Sohn."

Neben dem Papyrosblatte lag ein Zettel, darauf standen folgende Worte geschrieben:

„An Manes.

„Verbirg meine Todesart, damit ich nicht verstümmelt „ins Grab komme.*) Sage, daß du am Morgen mich „tot im Stuhle gefunden hättest.

„In einer Schachtel auf dem Tische liegt ein Ring „mit einem kunstvoll geschnittenen Steine, ein Bild auf„weisend, das Charis vorstellt, wie sie im heiligen Haine „von Paphos ihre Gebieterin Aphrodite badet. Diesen „Schmuck sollst du Melitta bringen, der Tochter des „Feldherrn Myronides. Du sollst ihr sagen: Kallippides, „mein verstorbener Herr, euer Nachbar, bittet dich, diesen „Ring anzunehmen, welcher seinerzeit das Eigentum „seiner Mutter war. Du kannst ohne Bangen ihn „tragen; denn von dem Tage an, wo er dich zum ersten „Male sah, da war er kein Sykophant mehr.

„Dir aber, mein treuer Manes, sage ich: Lebe wohl „und traure nicht! Es ist besser, das Gift in seinem „Leibe zu haben als in seiner Seele."

Der Alte ließ seinen Thränen freien Lauf.

Er hörte wie im Traume das Zwitschern der Vögel im Garten; der erfrischende Duft des taubesprengten Grüns drang herein und erfüllte das Gemach, und

*) Es war Brauch, die Selbstmörder durch Abhauen ihrer rechten Hand zu bestrafen.

durch die ruhige Morgenluft ließ näher und näher ein Geroll dahinfahrender Wagen sich vernehmen. Draußen auf der Straße hörte man den gewohnten Ruf der die Stadt durchziehenden Acharner:

„Kauft Kohl! Kauft Essig!“

Das Unerwartete und das Alltägliche, die Stille und der erwachende Verkehr, der Tod und das Leben, es verschmolz in dieser Stunde so seltsam ineinander, daß es dem Alten zu Mute war wie noch nie zuvor.

Ohne zu wissen, was er that, kniete er nieder und küßte die Hand seines toten Herrn. Darauf faltete er die Hände und sagte auf seine einfaltsvolle, treuherzige Weise:

„Mögen die zwölf Olympier ihm alles Gute geben! Er war doch ein guter Herr!“

Die Hetärie.

Zweites Jahr der 91sten Olympiade (415 v. Chr.).

I.

Hipyllos hatte nicht gesagt, wo er hinginge.

Der alte Myrmex, der ihn mit einer lodernden Kienfackel begleitete, zerbrach sich jedoch keineswegs den Kopf, es zu ergründen, sondern trollte in stumpfer Gleichgültigkeit Schritt für Schritt hinter seinem jungen Herrn einher. Die deutlichste Empfindung, die er hatte, war die, daß er anfing, müde zu werden. Die beiden hatten auch bereits den größten Teil von Athen durchkreuzt, und Athen war zu der Zeit — in dem Jahre, wo Chabrias Archont war — eine große Stadt.

Von Hipyllos' Hause aus, das innerhalb des Acharnischen Thores gelegen war, hatten Herr und Sklave kurz nach Sonnenuntergang den langen Weg durch Kolonos, den nördlichsten Teil der Stadt, zurückgelegt. Darauf waren sie an den „Großen Steinen“ des Akropolisfelsens, mit den vielen Votivnischen, wie sie noch heutigen Tages zu sehen sind, vorbeigewandelt. Vom Prytaneion aus waren sie dann die Dreifußstraße, mit ihren Göttertempeln und den hohen ehernen Dreifüßen,

entlang gegangen und vom Odeion aus alsdann durch das Dionysos-Schauspielhaus herniedergeschritten, über dessen Orchestra hin man sich immer in die Richte zu gehen pflegte, da der mächtige Bau, bis auf einige wenige Festtage, das ganze Jahr hindurch leer stand. Sie waren demnächst, auf der Heiligtumsstraße weiter schreitend, den südlichen Abhang des Berges entlang gegangen, woselbst nicht weniger als sechs Marmortempel am Fuße des dunklen Felsens durch die Dämmerung hervorschimmerten.

Hipyllos hatte diesen Umweg gemacht, um die Zeit hinauszuziehen, bis man in den Häusern Licht ansteckte. Nun war dieser Augenblick gekommen, und es schimmerten durch das Halbdunkel der beginnenden Nacht hindurch immer mehr und mehr der hellen Punkte auf.

Von der Heiligtumsstraße aus bogen Herr und Sklave nach einer schmalen Gasse ein, die zwischen Häusern, Bäumen und Gartenmauern sich dahinwand. Die Luft, welche in dieser Stadtgegend herrschte, war und ist noch heute eine merkbar andere als die des übrigen Athens. Es weht nämlich südlich von der Akropolis zumeist erfrischender Seewind über Land und Stadt herein.

Hipyllos verlangsamte seine Schritte und atmete mit Wohlbehagen die feuchte Luft. Aus seinen Zügen strahlte kecker, heitrer Mut, und sein ganzes Äußere machte, so in dem roten Schein der Fackel betrachtet,

einen recht ansprechenden Eindruck. Das weiße, mit einer blauen Verbrämung gezierte Obergewand bildete zu seiner sonnengebräunten Haut und seinen schwarzen Locken einen gar malerischen Gegensatz, und in jeder Bewegung seiner schönen Glieder lag ein festes und sicheres Etwas, das einem verwandten Ausdruck in seinem Antlitz deutlich entsprach.

Der alte Myrmex war dem Seewinde wenig hold. Er litt am Hüftweh; beim ersten Hauch der feuchten Luft nahm er die Fackel in die linke Hand und rieb sich mit der rechten die Seite — eine Beschäftigung, worin er von seiner Kleidung wenig beschwert wurde. Diese bestand lediglich aus einer dunklen Exomis, der allgemeinen Tracht der Sklaven, die, um die Freiheit der Bewegungen zu ermöglichen, den linken Arm und die linke Schulter entblößt ließ.

Etwa in der Mitte der Gasse führte der Weg dicht an dem Anbau eines ansehnlichen Hauses vorbei, welches ersichtlich einem wohlhabenden Bürger gehören mußte. Ohne Zweifel diente dieser Anbau zur Frauenwohnung. Aus einer der in spärlicher Zahl darin angebrachten Thyriden, einer Art größerer oder kleinerer Gucklöcher, strahlte der Schein einer Lampe in das Dunkel hinaus. Hippyllos hielt inne. Es mußte dies Licht für ihn einen eignen Reiz haben, denn er wandte die Augen nicht davon ab.

Wie wenn eine große heimliche Freude einen Menschen

mitteilsam macht, so schlug er plötzlich den alten Sklaven auf die Schulter und sagte zu ihm:

„Myrmex, weißt du, wo das Licht dort herscheint?" Und ohne auf Antwort zu warten, fügte er hinzu: „Aus dem Jungferngemach der Klytia, des schönsten aller Mädchen."

Myrmex starrte offenen Mundes Hipyllos an.

„Herr, Herr!" stammelte er, „was hast du im Sinne?"

Hipyllos hörte nicht auf ihn. Myrmex aber fürchtete, daß sein Herr auf dem Sprunge stände, irgend einen übereilten Streich zu begehen. Er wußte, daß, wenn ein Bürger sich vergangen hatte, seine Schuld aber in Abrede stellte, es in gewissen Fällen vorgeschrieben war, daß er einen seiner Sklaven foltern ließe. Das Gesetz ging hierin davon aus, der Sklave würde, sobald Anlaß vorläge, gegen seinen Herrn zeugen, und thäte derselbe dies nicht, dann wäre die Unschuld des Herrn erwiesen.

Da es sich in dieser Sache, wie er wohl annehmen mußte, nicht um ein weibliches Wesen von der Art derer handelte, die eine freiere Lebensweise führten, sondern vielmehr von der Tochter eines Bürgers und vor einer wohlverriegelten Jungfernkammer, so fühlte Myrmex sich in Gedanken bereits auf der Folterleiter ausgespannt, mit Bürsten und Peitschen zerhauen, mit Daumschrauben gepeinigt, seinen Magen mit Ziegelsteinen belastet und halb erdrosselt von Essig, der ihm beide Nasenlöcher verstopft hielte.

Er fragte deshalb zum zweiten Male und in einem etwas lauteren Tone:

„Herr, Herr, was hast du im Sinne?“

Hipyllos nahm einen kleinen Stein vom Wege auf. Doch indem er denselben, wohl zu einem verabredeten Zeichen, an die Mauer schlagen wollte, ließen zwei Schatten sich an dem roten Vorhang innerhalb des Guckloches blicken.

„Aiboi! Den Donner auch!“ murmelte er und ließ den Stein fallen; „sie ist nicht allein.“

Darauf warf er dem hellen Lichtschein eine Kußhand zu und ging, halb widerstrebend, in der Richtung des Kerameikos weiter, des nordwestlichen Teiles der Stadt.

Es war nicht Myrmex' Art, sich viele Gedanken zu machen; hatte er jedoch einmal einen regen Einfall, dann ließ er sich so leicht nicht davon abbringen. Er fragte darum zum dritten Male:

„Herr, Herr! was hast du im Sinne?“

Dieses Mal hörte ihn Hipyllos. Er warf einen Blick auf seinen Begleiter, und als er dessen klägliche Miene sah, merkte er den Zusammenhang und brach in helles Gelächter aus.

„Armer Myrmex,“ sagte er und kniff den Alten in die Wange. „Bangt dir vor den Daumenschrauben? Bah, denen entrinnst du wohl noch! Dies ist ja keine Sache, wo es um Leben und Tod sich handelt, und

nur in solchen Fällen kann ein Bürger gezwungen werden, einen Sklaven peinigen zu lassen... Hast du gehört," fuhr er scherzend fort, „was man sich von Killikon aus Milet erzählt? Der verriet seine Vaterstadt an die Bürger von Priene, und wenn seine Freunde, währenddem er dazu seine Anstalten traf, ihn fragten, was er denn vorhätte, so lautete in einem fort seine Antwort: ‚Nur Gutes!' Nun wohl! Wenn du danach frägst, was ich im Sinne habe, dann kann ich mit noch weit größerem Rechte als jener antworten: ‚Nur Gutes!' Denn das Mädchen ist aus wohlangesehenem Geschlecht, und ich will, daß sie meine Frau werde."

II.

Eine geraume Weile schritt Hipyllos wortlos weiter. Mit einem Male rief er aus:

„O Myrmex, du weißt nicht, — kein Wort vermag es zu sagen, wie sie doch schön ist!... Vor etwas über einem Monat sah ich sie zum ersten Male. Sie ging aus dem Tempel der Demeter nach Hause, begleitet von ihrer Mutter und einigen Sklaven. Der Wind lüftete dann und wann ihren Schleier, und es zeigte sich da ein Antlitz, das in seinem Erröten über die Aufmerksamkeit, welche sie erregte, schöner war, als irgend etwas, das ich bisher gesehen. Das Mädchen war von hohem Wuchs und trug eine schneeweiße Tracht mit einer

breiten veilchenblauen Verbrämung. Das glänzend schwarze Haar war am Nacken hoch aufgesetzt, und über dem Schleier funkelte ein goldener Stirnschmuck, worin ein großer blauer Stein. Die silberdurchwirkten Sandalenriemen umschlossen ihre Knöchel und die kleinen Füße mit so viel Anmut, daß selbst Männer, die sonst kein Auge haben für die Geheimnisse der Schönheit, ein bewunderndes Gemurmel ausstießen. So oft wie der Wind das Gewand ihr fester anlegte und ihre Bewegungen erkenntlicher machte, offenbarte sich in ihrem Gange ein Etwas, so zurückhaltend und jungfräulich, wie es mit Worten nicht sich sagen läßt, und als sie dann an mir vorbeischritt, empfand ich deutlich so etwas wie einen Hauch von Frische, vermengt mit einem schwachen Dufte köstlicher Salbe... Noch nie hat ein Weib dermaßen mich bethört, wie sie! Noch in der Nacht träumte ich von ihrem blendendweißen Nacken mit den feinen schwarzen Locken, — himmlische Mächte, wie ist sie doch schön! Doch, du verstehst mich nicht, Myrmex; ich könnte mich ebenso gut den Steinen und Bäumen des Weges anvertrauen... Die Jünglinge, denen sie begegnete, sie drehten alle um, — keiner wollte sich damit begnügen, sie nur vorbeigehen zu sehen. Hier, wo die Mädchen ihre Tage in der engen Jungfernstube zubringen, trifft man nicht eben dreimal in seinem Leben eine solche Maid auf offner Straße.

„Als sie und ihre Mutter sich dem Hause näherten,

wo wir so eben den Lampenschein erblickten, lief einer der Sklaven in die Phalerische Straße hinein und klopfte an die Hausthür. Nun wurde ich inne, wer das junge Mädchen war. Das Haus gehörte dem Baumeister Xenokles, und das Mädchen mußte jedenfalls seine Tochter Klytia sein, deren Schönheit ich öfters hatte rühmen hören. An der Ecke der Mauer wurde der Wind heftiger, so daß die Frauen dagegen ankämpfen mußten, um vorwärts zu kommen. Plötzlich löste sich der Schleier des jungen Mädchens und flog im Winde dahin. Sie hielt inne, stieß einen Schrei aus und bedeckte ihr Antlitz mit den Händen. Ehe noch ein anderer sich aufmachte, eilte ich von dannen und dem Schleier nach, der rings in der Luft flatterte, und ergriff ihn eben, wie er sich senkte und an einem dünnen Baumstamme hängen blieb. Als ich zu dem jungen Mädchen hintrat, hatte sie die Hände sinken lassen, und wie sie denn so dastand, tief errötend und den Blick zur Erde gesenkt, da war sie bei den Göttern so hinreißend schön, daß ich, vor Staunen außer mir und wie von einem süßen Rausche überwältigt, die Hand ergriff, womit sie den Schleier entgegennahm, und ausrief:

‚Schöne Klytia, erhebe dein Auge zu mir! Denn hier, vor deiner Mutter Angesicht schwöre ich, daß du und keine andere meine Ehefrau werden sollst!‘

Das Mädchen erbleichte und zog ihre Hand aus

der meinigen. Doch that sie, wie ich gesagt. Sie schlug ihre großen dunklen Augen auf und heftete sie auf die meinigen, — nicht mit Unwillen, so wollte es mir scheinen.

„Die Mutter aber wurde heftig erzürnt, stieß mich zurück und sagte:

‚Wer bist du, Jüngling, der du so dreiste Worte zu einer ehrbaren Jungfrau sprichst? Klytia — deine Frau! Das mögen alle Götter verhüten! Wisse, daß ihr Vater sie einem andern versprochen…‘

‚Beim Zeus!‘ fiel ich ihr in das Wort, ‚dieser andere soll weichen, wenn auch der Perserkönig selbst es wäre.‘

Myrmex sah zu seinem Herrn auf und lachte sich in den Bart ob dessen Keckheit.

„Am folgenden Morgen,“ fuhr Hipyllos fort, „fand man auf der Mauer, der Rinde der Bäume, den Steinblöcken des Weges von verschiedenen Händen geschrieben:

‚Klytia ist schön. Nichts ist
schöner als Klytia.‘

„Nur ich schrieb nicht; doch zu der Zeit, wo alle ihre Schritte nach dem Markte lenkten, ritt ich auf meinem schwarzen Samphorasrosse nach der schmalen Gasse hin. Es war etwas sehr Seltenes, den Hufschlag eines Pferdes daselbst zu hören, und wie ich vorausgesehen, kam das schöne Mädchen auch hinter dem Guckloch zum Vorschein. Ihr jungfräuliches Gemach lag,

wo ich erwartet hatte. Zwar zog sie sich rasch zurück; doch las ich aus ihrem Blicke, daß sie mich erkannt hatte. Die folgenden Tage ritt ich wieder vorbei. Sie verschwand jetzt nicht so eilig; doch sprach ich sie nicht an, da ich nicht wußte, ob sie allein war oder nicht. Das letzte Mal, wo ich zur Gasse hinritt, hielt ich mich dicht am Hause und legte eine Lorbeerrose in das Guckloch; als ich zurücktritt, war sie mit einer Narkissosblume vertauscht, die so gelegt war, daß sie leicht zu greifen war. Nun sandte ich Manodoros — wie dir bekannt, den dreistesten und gewandtesten meiner einheimischen Sklaven — in die Phalerische Gasse hin. Er schmeichelte sich alsbald bei Doris ein, der jüngsten von den Sklavinnen des Hauses, — und wie glückselig ward ich nicht, als er eines Abends nach Hause kam und sagte:

‚Alles ist geschehen, wie du wünschtest. Doris hat mir vertraut, daß das Mädchen wie außer sich sei, seitdem sie dich gesehen. Sie weint, sie träumt, sie nennt deinen Namen. Doch den Mann, dem sie ihr Vater versprochen hat, — es soll das ein großer Redner und Trauerspieldichter sein, — den haßt sie ärger wie den Tod. Doris behauptet, daß du ein Zaubermittel angewandt hättest, und daß das Mädchen verhext sei.‘“

Der alte Myrmex schüttelte das Haupt.

„Möge dir dies alles zum Heile gereichen!“ murmelte er.

III.

Herr und Sklave setzten den Weg nach dem Kerameikos weiter fort. Die Strecke, die sie durchwandelten, war so ziemlich der unebenste Teil von Athen, und überall begegnete das Auge stolzen Umrissen jäh emporsteigender Berge. Zur Rechten ragte in der Entfernung von ein paar hundert Schritten die mächtige Akropolis; etwas weiter zur Linken lag die Höhe Museion, und an die fünfhundert Schritte vor beiden stieg die breite Pnyx und der steile Areios Pagos empor. Die meisten dieser Höhen waren ansehnliche Felsen, und die zwei nächstliegenden darunter, die Akropolis und das Museion, erhoben sich etwa hundert Ellen hoch über den steinigen Grund, auf dem der Weg sich hinzog.

Es war ein schöner heller Abend im Monat Boëdromion. Der Wind war im Vergehen; doch jedesmal wo ein schwacher Luftzug dahinstrich, führte derselbe von dem mit wildem Thymian bestandenen Hymettosberge her einen eignen würzigen Duft mit sich. Der zunehmende Mond stand hoch am Himmel. Die Akropolis erschien mit den Tempeln auf ihrer Zinne wie ein gewaltiger Schattenriß, wogegen die grauschimmernden Seiten des Hügels Museion im Mondschein gebadet lagen, so daß man die kleinen weißen Häuser zählen konnte, die darauf standen.

Mitten in der Stille und dem Frieden des Abends

ließ plötzlich in der Ferne lautes Jammergeschrei sich vernehmen. Eine tiefe Mannesstimme stöhnte und rang wie in einem schweren, qualvollen Todeskampfe. Wohl über zwanzig Male wiederholte es sich: „Oi moi! Oi moi!“ Wehe mir, wehe mir! Jede Silbe, jeder Ton wurde mit einer eignen Deutlichkeit durch die lindbewegte Luft dahingetragen. Allmählich wurden die Laute schwächer und zuletzt erstarben sie in einer dumpfen atemlosen Stille.

Hipyllos schreckte zusammen, — obwohl er schon früher an dieser Stätte Rufe des Wehklagens vernommen hatte.

Die Laute kamen von einem Teile der Höhe her, woselbst keine Häuser lagen. Das Innere des Felsens war an beregter Stelle unverkennbar bewohnt. Denn einige zwanzig Ellen über der Senkung, worin der Weg verlief, sah man in der Gesteinsmasse durch etwa zwanzig bis dreißig kleine Löcher deutlichen Lichtschimmer dringen. Diese in zwei Reihen angebrachten Öffnungen sind noch heutigen Tages zu erblicken. Innerhalb derselben lagen und liegen noch jetzt einige uralte Felsenkammern, deren Ursprung aller menschlichen Forschung spottet, darum spottet, weil man selbst zu damaliger Zeit — etwa 23 Jahrhunderte vor der unsrigen — keine Kenntnis davon besaß, welche Hände dieselben gebildet hatten, oder welcher Menschen Gebein, falls sie Grabkammern gewesen, darin verwittert war. Diese

Räume wurden in damaliger Zeit zu Gefängnissen benutzt, und so mancher zum Tode Verurteilte mußte hier, von wo kein Entrinnen möglich, den Giftbecher leeren.

Als Hipyllos die Klagerufe vernahm, fiel es ihm ein, daß „die Elf“ gerade bei Sonnenuntergang sich nach dem Gefängnisse zu begeben pflegten, um die Fesseln des Verurteilten zu lösen und ihm zu verkündigen, daß seine letzte Stunde gekommen sei. Der Unglückliche nahm alsdann ein Bad; darauf mußte er den Schierlingsbecher leeren und in dem engen Raume auf und nieder gehen, bis die Beine ihm kalt wurden; dann mußte er sich auf das Lager strecken, sich in dessen Decken hüllen und den Tod erwarten. Dies qualvolle Harren war es, währenddessen selbst die stärksten Männer in Klagen ausbrachen.

Derjenige, der dies wußte, konnte wohl zusammenschrecken, wenn wie an diesem Abend Laute des Jammers aus den düstren Steinkammern herausdrangen.*)

Selbst Myrmex erwachte aus seiner Gleichgültigkeit

*) In dem nun fast verödeten südwestlichen Teile von Athen, der alten Felsenstadt, befindet sich eine Menge unterirdischer Räume. An gewisser Stelle des östlichen Fußes der Museionhöhe führen drei Eingänge, von denen der mittlere etwas beschädigt ist, bis nach einem Paar 10—11 Fuß langer Kammern und einem brunnenähnlichen Luftkanale, Anlagen, die ihrerseits durch niedrigere Gänge verbunden sind. Diese Felsenkammern führen noch heutigen Tages den Namen hē phylakē tu Sokratus, das Gefängnis des Sokrates, und werden als dieses von der mündlichen Überlieferung bezeichnet.

und spuckte dreimal sich auf die Brust, um alles Unheil von sich abzuwenden.

„Thue wie ich!“ sagte er zu seinem Herrn, „halte das Böse von dir.“

Hipyllos beschleunigte seine Schritte.

„Ich selbst fürchte nichts,“ antwortete er, „und den Verurteilten kann ich nicht helfen.“

Es lag in diesem Augenblick ein Ernst in seinen Zügen, der wohl darauf deutete, daß er, obgleich noch jung an Jahren, doch so manches bereits gesehen und erlebt hatte.

IV.

Hipyllos' Vater Chäretades, einer der Vormünder der Vater- und Mutterlosen, befand sich bereits in ziemlich vorgerücktem Alter, als er seine Ehefrau, Hipyllos' Mutter, verlor. Nach der kurzen Trauerzeit von dreißig Tagen ehelichte er eine junge Witwe, Kleobule mit Namen, die ihrer Schönheit wegen allgemein bekannt war, von der man sonst jedoch nichts Gutes sagte. Kaum ein halbes Jahr nachdem wollte das Gerücht wissen, daß sie mit einem jungen Karystier, der als Gastfreund sich im Hause aufhielt, in ehebrecherischem Einverständnis sich befände. Durch den Mund der Sklaven kam die Sache schließlich Hipyllos zu Ohren; in seiner innersten Seele empört, warf er Kleobule da ihr Schänd-

lichkeit vor. Sie rief indessen alle Götter dafür zum Zeugen an, daß sie ungerecht beschuldigt würde, und war in ihren verzweifelten Thränen so rührend und schön, daß Hipyllos nicht wußte, was er glauben sollte. Nachdem jedoch der Karystier das Haus verlassen hatte, wurden die Liebkosungen, die sie als Stiefmutter Hipyllos wohl erweisen durfte, wärmer als sich geziemte, und als er bei den großen Panathenaien einst in festlicher Tracht und mit einem Kranz ums Haar vom Aufzuge nach Hause kam, so lief sie ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und nannte ihn ihren jungen Hippolytos, ihren jungen Theseus. Er stieß sie da so heftig von sich, daß sie auf die Fliesen des Säulenhofes hintaumelte. Von dieser Zeit an verfolgte Kleobule ihren Stiefsohn mit dem bittersten Hasse. Da er allein auf sich angewiesen war, — denn Chäretades war in ihren Händen, — so entwickelte sich nach und nach bei ihm eine frühzeitige Festigkeit und Bestimmtheit. Nichtsdestoweniger mußte er sich in gar vieles finden. Zuletzt gab Kleobule vor, daß er mit Zechbrüdern Umgang hätte, und bewog ihren Gemahl, ihn auf die zwanzig Schiffe zählende Flotte zu senden, womit Phormion seit dem zweiten Jahre des Krieges den Eingang der korinthischen Bucht überwacht hatte.

Hipyllos fand die Flotte bei Antirrhion, dem peloponnesischen Geschwader gegenüber liegen. Es wollte ihm seltsam vorkommen, urplötzlich nun dem Feinde so

nahe zu sein, daß er die Kriegsgesänge der Spartaner hören und ihre Spieße und Schwerter in der Sonne erblinken sehen konnte. An Bord war jung und alt des Sieges gewiß, da man unlängst erst eine korinthische Flotte geschlagen hatte, die über das doppelte so groß war wie die eigne.

Gar lange ließ der Kampf nicht auf sich warten.

Eines Morgens in der Frühe ruderten die Peloponnesier in die Bucht hinein nach Naupaktos vor, eine Stadt, die zu Athens Bundesgenossen zählte. Um die Stadt zu entsetzen, eilte Phormion den Peloponnesiern nach. Plötzlich machten diese eine Schwenkung, womit sie seine neun hintersten Schiffe abschnitten und eroberten. Auf dem vorletzten befand sich Hipyllos. Er wurde wie von Sinnen darüber, den Feinden in die Hände fallen zu sollen, und als er unten an der Küste eine Zahl Messenier aus Naupaktos bemerkte, so rief er ihnen zu:

„Messenische Männer! Wollt ihr ruhig es ansehen, daß Schiffe, welche eurer Stadt zu Hilfe eilen, vom Feinde genommen werden? Steht uns bei, dies eine Schiff zu retten! Sind wir erst frei, dann werden wir sicher bald die andern losmachen."

Die Männer am Lande hielten einen Augenblick Rat; dann wateten sie in die See hinaus und halfen ihren Bundesgenossen. Doch kaum war das Schiff befreit, als es nach dem nächsten hinruderte, und als

deren zwei erst frei waren, dann fiel es diesen leicht, die anderen zurückzuerobern, so daß die Peloponnesier nur ein einziges von den atheniensischen Schiffen in ihrer Gewalt behielten. Mittlerweile war Phormion mit dem hintersten Teile der Flotte weiter gerudert; als er jedoch gewahrte, daß die Peloponnesier keine Ordnung bei sich hielten, fiel er über sie her, schlug sie und nahm sechs Schiffe ihnen ab. Die Athenienser errichteten Siegeszeichen und spotteten darüber, daß die Peloponnesier das nämliche thaten. Alle priesen Hipyllos; denn er hatte nicht allein die Messenier zu Hilfe gerufen, sondern auch tapfer gekämpft und einen Bruder des Lykophron, einen der Führer der feindlichen Flotte, getötet.

Bei seiner Heimkehr nach Athen fand Hipyllos seinen Vater auf dem Krankenlager. Der Gram über Kleobules Ausschweifungen, die zuletzt nicht mehr geheim zu halten waren, hatte auf den alten Mann wie ein schleichendes Gift gewirkt. Die Tapferkeit, welche Hipyllos in der Seeschlacht bei Rhion bethätigte, wurde seine letzte Freude. An dem nämlichen Tage, wo er von einem Befehlshaber der Flotte sich dies hatte berichten lassen, gab er den Geist auf, seine Hand in der des Sohnes. Hipyllos beweinte seinen Vater mit aufrichtigem Schmerze. Kleobule wurde reichlicher bedacht, als sie nach dem letzten Willen des Verstorbenen sonst hätte verlangen

können, mußte aber für immer den Herd verlassen, über den sie Schande gebracht hatte.

Zu der Zeit, wo wir Hipyllos kennen lernen, befand er sich im unabhängigen Besitze eines ansehnlichen Hauses mit vielen Sklaven und eines Vermögens von über dreißig Talenten.*) Die Festigkeit, die er im Kampfe gegen seine böse Stiefmutter gewonnen hatte, kam ihm nun zu gute. Denn da er frühzeitig sich beherrschen gelernt hatte, so war er klüger als die Mehrzahl seiner Genossen gleichen Alters und hielt sein Vermögen wohl zusammen, statt dasselbe zu verschleudern. Wenn aber jemand ihm es übel vermerkte, daß er für seine Freunde keinen offenen Tisch hielte und keine Viergespanne zu den Spielen sendete, so schüttelte er den Kopf und sagte:

„Warum mein väterliches Erbteil angreifen? Eines Tages kommt doch der Staat und klopft an meine Thür, indem er sagt: Gib mir ein Schiff zur Flotte oder einen Chor für das Schauspielhaus, — und dann ist es noch Zeit genug zur Freigebigkeit.“

V.

Hipyllos und Myrmex waren nun in den dicht bebauten Stadtteil Kerameikos gelangt. Doch selbst auf dem großen Markte, der, halb in den Schein des Mondes

*) Ein attisches Talent betrug etwa 4500 Mark.

gebadet und halb in tiefen Schatten gehüllt, mit seinen Tempeln, Bogengängen, Läden, Gesträuchern, Altären, Hermen und Bildsäulen vor ihnen ausgebreitet lag, — selbst hier war der Verkehr nur schwach. Die Menge war längst schon von den Übungsplätzen nach Hause gekehrt, Freie und Sklaven hatten die Geschäfte und Besorgungen des Tages erledigt, und nach Sonnenuntergang war es den Kindern nicht erlaubt, vor den Hausthüren zu spielen.

Doch war das allgemeine Leben und Treiben noch nicht ganz verstummt. Von den Weinschenken her ertönten Gelächter und lustige Rundgesänge, und hier und da, wo die Werkstatt eines Bildhauers sich befand, machte sich das schwerfällige Scheuern der Steinsäge bemerkbar; denn in jenen Tagen hatten die Bildhauer so viel zu thun, daß ihre Sklaven oft den Abend und einen Teil der Nacht zu Hilfe nehmen mußten. Dann und wann ließ auch der heulende Ruf der Käuze sich von ihren zahllosen Schlupflöchern her, die in den Felsen sich befanden, vernehmen, und wie immer zur Herbstzeit hörte man, gleich Stimmen aus einer anderen Welt, das wimmernde Gekrächz unsichtbarer Zugvögel, die, in schwindelnder Höhe über der Stadt dahinziehend, in der Nacht einander zuriefen.

Hippyllos bog nach einem Seitenwege ein, der von der Prachtstraße aus innerhalb des Dipylon nach einer

langgestreckten Höhe im Stadtteil Melite hinführte. Hier hieß er Myrmex die Fackel auslöschen.

Darauf sah er sich um und lauschte, und als er die Überzeugung gewonnen, daß niemand ihm folgte, richtete er seine Schritte nach einem am Fuße der Höhe gelegenen Hause hin, das, besehen im Mondlichte, ein absonderliches Aussehen darbot.

Es hatte ein Hyperoon oder oberstes Stockwerk, das jedoch nur über einen Teil des Gebäudes hinreichte und nach welchem eine auswendige Treppe hinaufführte. Diese Bauart war eine ziemlich altväterische, doch recht bequeme, namentlich wenn der Hochboden zur Gastwohnung benutzt wurde. Denn zu jenen Zeiten, wo Herbergen so gut wie unbekannt waren, empfing fast jedes Haus die jährlichen Besuche ferner Gastfreunde, die zu den großen Festzeiten nach Athen kamen, um den feierlichen Aufzügen und den Fackelläufen oder den Aufführungen im Dionysos-Schauspielhause beizuwohnen. Doch so niedrig waren beide Stockwerke, daß ein Mann, der auf der Schulter eines andern stand, das Dach hätte mit seinem Stabe erreichen können. Dessenungeachtet bekam das Haus dadurch, daß es auf höchster Höhe eines gewaltigen Kalksteinblockes thronte, in dessen verwitterte Seiten zehn bis zwölf Stufen eingehauen waren, ein gewisses Ansehen.

Indem Hipyllos und sein Begleiter zum Gebäude hinschritten, hörte man etwas auf der auswendigen

Treppe sich regen und gegen den blaugrauen Abendhimmel hin tauchte plötzlich der Schattenriß eines Knaben mit dicht geschorenem Haar auf, — ohne Zweifel war's ein junger Sklave — der auf Wache gestellt war. Beim Anblick der Kommenden begann er, jedenfalls wohl um die Aufmerksamkeit der Hausbewohner zu erregen, aus vollem Halse den Anfang des alten Harmodios-Rundgesanges zu singen:

Nie hat Athen sonst einen solchen Mann besessen,
Nie gab's den Bürger, deß Verdienste reicher...

Damit brach er plötzlich ab, und in der aufs neue eintretenden Stille, die nun doppelt so tief erschien, wie zuvor, hörte man das Knurren eines Hundes im Innern des Gebäudes. Hipyllos stieg zur Hausthür hinauf und gab Myrmex ein Zeichen, mit dem Kupferringe anzuklopfen. Kaum erschollen die wuchtigen Schläge, als ein wütendes, ohrenbetäubendes Gebell ertönte, unterbrochen von einem kurzen Schmerzensgeheul, wie wenn der Hund mit einem Fußtritt zum Schweigen gebracht worden wäre. Nun näherten sich darinnen schleppende Tritte, und eine rauhe Stimme fragte:

„Wer klopft da so spät?"

Hipyllos schob Myrmex zur Seite, und ehe dieser den Namen seines Herrn über die Lippen brachte, legte er selbst den Mund an die Thürspalte und rief mit halber Stimme:

„Zeus Philios und Nike."

Dies war sicher eine verabredete Losung, denn die Thür wurde augenblicklich geöffnet. Der Thürwächter, ein großer und starker Sklave mit dunkelbraunem Haar und Bart, hob die qualmende Lampe in die Höhe. Er erkannte Hipyllos und sagte in einem geheimnisvollen Tone: „Xenokles und Akestor sind gekommen.“ Damit führte er ihn über einen nur sechs bis sieben Schritt breiten Säulenhof nach einem Raume hin, von welchem aus lautes Reden und Gelächter sich hören ließ.

VI.

Hipyllos lüftete den Thürvorhang und trat in ein kleines, niedriges Zimmer, das von einer zweiflammigen Lampe, die auf einen hohen Leuchter aus Erz gesetzt war, erhellt wurde. Im übrigen bestand der Hausrat des Zimmers aus vier Ruhebetten und einem Tisch mit Bechern, Kränzen, Haarbändern und Salbenbüchsen aus Alabaster, die einen so engen Hals hatten, daß der köstliche Inhalt nur tropfenweise heraussickern konnte.

In diesem Zimmer befanden sich drei Männer. Zwei davon lagerten, halb aneinander gelehnt, auf einem und demselben Ruhebett, der dritte stand mit gekreuzten Armen davor und besprach sich mit ihnen. Der eine von den beiden auf dem Ruhebette liegenden war ein kleiner, weißhaariger und weißgekleideter Greis, mit einem merkwürdig blitzenden Augenpaar, der andere

eine stattliche Persönlichkeit mit langen schwarzen Locken, Ringen an den Fingern und in ein prunkvolles gelbes Gewand gekleidet. Derjenige, welcher vor ihnen stand, war ein großer, wohlbeleibter kahlköpfiger Mann, mit einem wettergebräunten Antlitz und ergrauendem Barte. Er war auf eine wenig anspruchsvolle Weise in einen einfarbigen grauen Chiton gekleidet; in seiner Haltung aber lag etwas, das die Aufmerksamkeit eines jeden anziehen mußte. Er trug das Haupt hoch aufgerichtet, und in seinem ganzen Äußern lag ein Ausdruck unerschütterlichen Selbstvertrauens und unbeugsamen Stolzes. Man begriff bei seinem Anblick, daß er ein Mann der That war, und daß er mehr als einmal den Befehl geführt hatte, da wo es von Leben und Tod sich handelte. Aus der Art und Weise, wie er sich gab, war es übrigens ersichtlich, daß er innerhalb der eignen Wände sich befand und daß die anderen seine Gäste waren.

Als Hipyllos hereinkam, trat er ihm ein paar Schritte entgegen, gab ihm einen Schlag auf die Schulter und sagte in einem kurzen, polternden Tone: „Einen Jüngling, der zur rechten Zeit sich einstellt, — trotz Wettrennen, Würfeln, Wein und Mädchen — nun, den mag ich leiden! Beim Zeus, als ich noch jung war, da — kam ich allemal zu spät.“

Tuphrastos — dies war der Name des Sprechenden — war ehedem Anführer der Reiterei gewesen. Er war unter dem Namen Kōdōn, der Bellende, bekannt. Aus

Engbrüstigkeit oder Gewohnheit sagte er selten mehr als etwa fünf, sechs Worte auf einmal, und zwar auf eine so abgebrochene Weise, daß seine Rede in der That mit dem Bellen eines Hundes gewisse Ähnlichkeit hatte.

„Ha, ha, ha!“ stimmte der kleine Weißhaarige ein, „auch ich blieb oft bis in die Nacht hinein von Hause fort. Doch obgleich mein Vater nur ein armer Müller war, wachte er doch genau über die Zucht des Hauses. Geraume Zeit lang ließ ich darum unsre alte Sklavin ein Paar bestaubte Sandalen vor meine Thür setzen, damit er glauben sollte, ich sei zu Hause. Eines Nachts aber fand er das Nest leer, und da war's vorbei mit jenem Trugmittel. Ach, damals befand ich mich noch im Jünglingsalter, — mir scheint, das sei so gar wenig lange her, — und dennoch bin ich nun alt!“

Hippyllos grüßte den kleinen weißhaarigen Mann mit ausgesuchter Ehrerbietung; — war das doch kein anderer als der Baumeister Xenokles, der Vater der schönen Klytia.

„Alt!“ wiederholte der Mann im gelben Gewande, — dies war der Redner und Trauerspieldichter Akestor, — „alt, sage nicht so!“ Und mit einem Blick auf die andern fügte er hinzu: „Trotz seines weißen Haares ist Xenokles der Allerlebhafteste unter uns. Es geht ihm nicht anders wie dem Schwane, dem Vogel Phoibos Apollons, — er hat kein Alter.“

„Hm," brummte Tuphrastos trocken, „hör' nicht auf ihn! Die Redner sind gar schlaue Schmeichler. Alter Freund," so fuhr er fort und legte seine Hand auf Xenokles' Schulter, „wir wissen das besser. Das Alter ist eine Krankheit des ganzen Leibes. Wir können — auf hundert Schritt hin — einen Koppashengst wohl von einem Opferstier unterscheiden; wir können zur Not unser Gerstenbrot kauen; — die Mädchen aber kehren uns den Rücken."

Hipyllos wechselte mit dem stattlichen Akestor, dem anerkannten Freier Klytias, einen kalten Gruß.

Dieser schien des jungen Mannes kaum zu achten. Hipyllos war freilich nicht eben vielen bekannt, wogegen jedes Kind den Redner Akestor kannte. Er wußte aber auch gar gut, was der Menge gefiel; er sprach mit gleicher Leichtigkeit und Geläufigkeit, galt es nun, von Feldzügen, oder von Rechtsangelegenheiten, über Philosophie, Kunst, Bergwerksbetrieb und Weinbau zu reden. Sein ganzes Wissen und Können hatte er einzig und allein seinem guten Gedächtnis zu verdanken; denn er war bei weitem nicht reich genug, um eine Büchersammlung sein nennen zu können. Bücher waren damals nämlich außerordentlich teuer. So wurden einst drei kleine Abhandlungen des Pythagoräers Philolaos mit 100 Minen*) bezahlt.

---

*) circa 7537 Mark.

Eine Sache gab es immerhin, in Hinsicht deren Akestor, war es nun Mangel an Willen oder Mangel an eigentlicher Überzeugung, woher dies kam, als Redner untauglich war. Er vermochte niemals eine ihm ungünstige Versammlung zu beherrschen. Äußerungen des Mißfallens, welche die Menge ihm einwarf, gingen ihm durch Mark und Bein, umnebelten seinen Verstand und ließen ihn sich selbst widersprechen. Dagegen war er fähig, seine Zuhörer in jeder Richtung, die ihm beliebte, mit sich fortzureißen, sobald er dessen sicher war, sie auf seiner Seite zu haben. Er war dazu wie gegeschaffen, alle Harmlosen und Leichtgläubigen zu bethören, Tausende und Abertausende hatten ihm Beifall gezollt, und gar viele waren der Meinung, daß er als Redner und Sprachmeister den Rhamnusier Antiphon überträfe, und daß er als Trauerspieldichter verdiente, dem alten Pratinas an die Seite gestellt zu werden. Die mehr Scharfsinnigen urteilten dagegen ganz anders über ihn; sie sagten, er „bliese sich auf, als ob die Stadt ihm zu klein wäre"; sie fanden seine Stimme widerwärtig wie die des Esels, seine Reden aber unzuverlässig, und in betreff seiner Trauerspiele bemerkten sie mit dem alten Pratinas, „daß er gepeitscht werden müßte, bis er es lernte, kürzer zu schreiben".

Seine schlimmsten Widersacher gingen noch weiter. Sie bezeichneten ihn offenkundig als den „Karer" oder

„Phrygier", ja legten ihm sogar den Sklavennamen Sakas bei, — alles um anzudeuten, daß sie ihn nicht als einen echten Athenienser betrachteten, sondern als einen Fremden, der in die Bürgerlisten sich eingeschlichen. Die Strafe, welche das Gesetz für Erschleichung des Bürgerrechtes bestimmte, war eine sehr harte. Sie bestand darin, daß dem Betreffenden das Haar geschoren und er zum Sklaven gemacht wurde. Dessenungeachtet war nichts allgemeiner, als daß Fremde, ja sogar entlaufene Sklaven die städtischen Listenführer bestachen und damit in das Verzeichnis der wirklichen Bürger aufgenommen wurden. Bei einer Durchsicht dieser Listen hatte man eine Reihe von Jahren vorher die höchst erstaunliche, schier unglaubliche Entdeckung gemacht, daß unter 14240 echten Bürgern von Eingeschlichenen nicht weniger als 4760 zu zählen waren.

Hipyllos hatte noch nicht Platz genommen, als die gellende Knabenstimme draußen auf der Treppe sich abermals hören ließ. Die Schläge des Thürklopfers erschallten im Hause und der Hund in der Vorhalle schnüffelte, gedachte aber des Fußtrittes von vorher und begnügte sich mit bloßem Knurren. Kurz darauf hallten über den Säulenhof einige eigentümlich feste Tritte dahin.

„Horch!" rief der kleine Xenokles, „welche Schritte! Wäre das Herakles selbst, der sich nahte, es könnte nicht anders sich anhören. Ich wette, das ist Lamon!"

VII.

Der Vorhang hob sich und herein trat ein mittelgroßer, breitschultriger Mann, mit nervigen Armen und Beinen, sonnengebräunter Haut, kurzem Halse, lockigem Hinterkopf und kräftigem Barte. Er trug ein Purpurband ums Haar und hatte ein Gewand von blendender Weiße an. Es war der seiner ungemeinen Stärke wegen bekannte Lamon, der in der achtundachtzigsten Olympiade den Preis als Ringkämpfer davongetragen haben würde, hätte er nicht, ohne es zu wollen, seinen Gegner, einen herakleotischen Athleten, zu Tode gedrückt. Von Gewerbe war Lamon Walker. Diese Beschäftigung war zu jenen Zeiten, wo die weiße Tracht vorherrschend war, eine sehr allgemeine und sehr einträgliche, da das feine Wollzeug, jedesmal wenn es von Flecken und Schmutz gereinigt werden sollte, dem Walker anvertraut werden mußte, bei welchem es u. a. einer künstlichen Bleiche unterworfen wurde. Lamon galt darum auch, wohl sicher mit Recht, für einen sehr wohlhabenden Bürger.

In der Weise, wie alle ihn grüßten, lag der unzweideutige Ausdruck einer stillschweigenden Bewunderung, gemischt mit einem Anstrich von Unterwerfung. Die Stärke war damals eine Macht, der alles sich beugte. Nur Thuphrastos legte keine ausnehmende Ehrerbietung ihm gegenüber an den Tag. Dieser Mann, der einem

der angesehensten Geschlechter Athens entstammte, hatte in jungen Jahren zahlreiche Beweise von Geistesgegenwart und Mut gegeben. Auf dem Zuge gegen das abgefallene Megara war er eines Tages in dichtem Nebel von den Schwerbewaffneten getrennt worden. Der Feind bedrängte ihn sehr hart. Er ließ da zur Nacht von jedem seiner Reiter zwei Laublager herrichten, worauf er bei Tagesgrauen sich zurückzog. Die Megarer rückten nach und zählten die Laublager. Da sie nun die attische Reiterei für doppelt so stark ansahen, als dieselbe wirklich war, so wagten sie keinen Angriff zu machen, sondern hielten Rat. Perikles kam mit den Schwerbewaffneten unterdeß hinzu und die Megarer wurden umringt, womit der Feldzug zu Ende war.

Thuphrastos war sich aber auch seiner Vorzüge bewußt. Er hatte eine eigne Weise, wie er seine Augen von oben nach unten gleiten ließ, als ob er diejenigen, mit denen er sprach, von Kopf bis zu Füßen messen wollte. Vor allen anderen wurde Lamon von ihm dieser Musterung unterzogen, worauf er ihn begrüßte — zwar mit einer gewissen Zurückhaltung, wie wenn der eine Würdenträger den andern grüßt, doch immerhin mit ersichtlichem Wohlwollen.

Der stattliche Akestor sprang dagegen von der Ruhebank auf, ging dem Walker entgegen, drückte ihm die Hand und sagte:

„Sei gegrüßt, du Herakles unserer Zeit!“ Darauf

fügte er, zu den anderen gewendet, — er schien am liebsten immer mit möglichst vielen auf einmal zu reden, — die Worte hinzu: „Haben wir Lamon unter uns, dann können wir aller Angeber wie aller Stadtwachtssklaven lachen. Lamon sei gepriesen, er ist unser Schild, unsere Rüstung!"

Bei diesen Worten streckte Akestor den Kopf in die Höhe und warf sich in die Brust, als ob er sich beeilte, nachdem er sich vor einem andern gebeugt, den Platz einzunehmen, der ihm selbst nun zukam.

Lamon, der wie die Mehrzahl der ungewöhnlich starken Männer ziemlich ernst und wortkarg war, that jetzt zum ersten Male den Mund auf, und ohne im geringsten der Schmeichelworte Akestors zu achten, sagte er:

„Es ist spät. Wenn Sthenelos und Lysiteles nur kommen wollten, dann könnten wir wohl anfangen." Und damit legte er sich auf die Ruhebank gegenüber Xenokles und winkte Hippyllos zu sich.

VIII.

Lamons Wunsch war, wie es schien, in einer glücklichen Stunde geäußert worden, denn er war kaum noch seinen Lippen entflohen, als es aufs neue im Hause rege wurde. Bald darauf ließen draußen im Säulenhof sich Stimmen vernehmen. Es war ein eigentümlicher

Wortstreit, kaum eigentlich ein solcher zu nennen, da man nur jede zweite Äußerung davon vernahm. Der eine der beiden Sprecher war nämlich ein so dünnstimmiger Gesellschafter, daß seine Rede sich immer in ein schwaches Gemurmel verlor. Der andere besaß dagegen eine laute und helle Stimme und betonte jede Silbe mit einer Schärfe, wie sie nur durch lange Übung erreicht werden kann. Es war seiner Redeweise unschwer anzumerken, daß es mit zu seinem Berufs-Geschäfte gehörte, an eine zahlreiche Versammlung das Wort zu richten. Wie entwickelt jedoch seine Stimme war, in ihrem Tone lag etwas so Leichtfertiges, Spöttisches, fast Freches, das jeden Gedanken daran ausschloß, der Mann sei ein Redner.

Der Wortwechsel da draußen begann mit einem Gemurmel, das nahezu sich anhörte, als käme es von einem eingeschüchterten Hunde.

„Ei!" versetzte der Lautstimmige, „was liegt darin Merkwürdiges? Wo sollten zwei Lumpe wie wir wohl besser sich begegnen können als auf der Himatiopolis Agora (dem Lumpenmarkt)?"

Abermals hörte man ein Gemurmel, das wie ein schwacher Einspruch klang.

„Thor!" erwiderte der Laute, und jedes der klangvollen attischen Worte, die seinem Munde entquollen, ertönte mit einer Klarheit, der zu lauschen man sich nicht erwehren konnte. „Wozu dich reicher machen, als

du bist? Mein Mantel, mein Gewand, jeder Faden, den ich auf dem Leibe trage, gehört den Lumpenhändlern, das will ich meinen! Doch der Wein, den ich hier habe," (es war zu merken, daß der Sprecher sich auf den Magen schlug) „der gehört mir, der ist mein eigen — mein eigen, verstehst du? — selbst wenn er auch nicht bezahlt ist! Habe ich da nicht recht, wenn ich den Wein höher achte als die Kleider?"

Dieser Frage antwortete ein rohes Gelächter, das jedoch kaum aus dem Munde des Leisen, sondern wohl dem des Thürhüters kam, welcher die Gäste über den Hof geleitete.

„Schön!" rief Xenokles lächelnd, „da haben wir den lustigen Bruder Sthenelos, den Schauspieler."

„Und den andern," fügte Akestor hinzu, als ob es beim letzteren sich nicht verlohnte, ihn mit Namen zu nennen.

Der Vorhang hob sich und herein traten zwei Gestalten, gleich seltsam beide, — jede auf ihre Weise. Der „Laute", der Schauspieler Sthenelos, war ein wohlbeleibter Mann von einigen vierzig Jahren, mit einem roten Gesichte, einer noch röteren Nase, kleinen stechenden Augen und wirrem braungrauen Haar. Seine Tracht bestand aus einem ärmlichen grauen Gewande, dessen weiße Verbrämung voller Flecke saß. Beim ersten Schritt durch die Thür sank er tief in die Seite, — er war sehr lahm. Dies Gebrechen hatte er nicht von Geburt

an gehabt. Als er einst jedoch, an einem der großen Festtage, den Kekrops spielte, mit stolz wallendem Federbusch, golddurchwirktem Mantel angethan und ein Schwert mit elfenbeinenem Griff an der Seite, war er aus Versehen über die Bretter der Bühne hinausgetreten und heruntergestürzt. Halb betäubt vom Falle, hatte er wie in einem Traume das rasende Gelächter der Menge über sich losbrechen hören. Denn wo war Kekrops? Des Helden Helm und Maske lagen im Staube, und das rote Gesicht des Schauspielers kam nun plötzlich zu Vorschein, sowie auch unter der prunkenden Kleidung einige ärmliche Lumpen, im Verein mit einem Paar dünner Beine, hervorstaken — Beine, deren Mißverhältnis zu den mächtigen Kothurnen schon allein genügt haben würde, um die Heiterkeit der Menge zu erregen. Doch dieser vom Gelächter Tausender und aber Tausender begleitete Fall hatte seine ernstlichen Folgen nach sich gezogen; denn von jenem Tage an war Sthenelos lahm und blieb es auch.

Niemand bemitleidete ihn darum. Wer kannte wohl so einen armen Schauspieler? In welcher Rolle er auch auftrat, es sahen die Zuschauer nur eine zugeklappte Ledermaske, welche den ganzen Kopf umschlossen hielt, und eine zur Maske passende Tracht. Ein Agonistes mochte Jahr für Jahr an den großen Festtagen in drei, vier Rollen auftreten, er konnte auf der Bühne alt werden, doch Bewunderung und Be-

liebtheit erringen ... unmöglich! Es war die verkörperte Rolle, die Maske und die Tracht, der man Beifall klatschte. Wer derjenige war, der in dieser Hülle stak, das wußte niemand, und niemand hätte etwas darum gegeben, es zu wissen.

Da Sthenelos durch sein Hinken als Schauspieler unbrauchbar geworden war, mußte er sich anderweitig durchschlagen, so gut er eben vermochte. Das elende Zehrgeld, welches der Staat allen Krüppeln gewährte, reichte für seine Bedürfnisse bei weitem nicht aus. Erst verkaufte er seine Schauspielersachen, seine Masken, Dolche u. s. w., und als er damit fertig war, trieb er sich in den naheliegenden Flecken und Ortschaften umher und machte den Einwohnern seine Possen vor. Er war, wie er selbst sagte, vom Trauerspiel zum Lustspiel übergegangen. Das Spaßmachen war sein Erwerb geworden, und um den Mut aufrecht zu erhalten, trank er; in jenen Tagen aber war die Gelegenheit dazu nicht eben selten.

„Ei, ei!“ sagte er, als er eingetreten, „ihr seid ja gerade so ernst wie die Areiopagiten selbst. Beim Herakles, da ging es lustiger zu, wo ich eben war! Ich komme aus Halipedon; dort hatten die guten Leute ihren Spaß daran, auf die Lederflasche zu springen. Zuletzt setzte ein dicker Wurstkrämer seine Plattfüße darauf, so daß sie mit lautem Knalle zerbarst, — und hintenüber fiel er, pladauz! auf dem Rücken lag er, mitten in der

Lache drin. — Es war nicht ein trockener Faden an ihm. Ha, ha, ha!"

Der zweite der Eingetretenen, Lysiteles, ein kleiner, dürrer, krummgebückter Mann, zupfte halb verstohlen Sthenelos am Gewande, wie um ihn daran zu erinnern, sich nicht zu sehr gehen zu lassen. Darauf begrüßte er die Anwesenden, jedoch auf eine so linkisch-schüchterne Weise, als wüßte er von vornherein, daß es keiner beachten würde. Er sank darauf noch mehr in sich zusammen als zuvor, so daß von seinem Gesicht nichts anderes zu sehen war, als seine große blasse Stirn mit einem Gewirr dichter Runzeln.

Dieser Mann war einer von jenen in Grund und Boden zerrütteten und verarmten Müßiggängern, deren es in Athen so viele gab. Er war als Jüngling von einnehmendem lebensfrohen Wesen, übermütig und verschwenderisch gewesen; doch alles, was nun von dem „prächtigen" Lysiteles noch übrig war, dies war ein abfälliger, sechzigjähriger Greis, der mit dem Alter zugleich rote, triefende Augen bekommen hatte. Der Spaßmacher Meidias behauptete aus letzterem Anlasse, daß Hermes seine Augen in zwei Quellen verwandelt hätte, die Tag und Nacht sein verlorenes Vermögen beweinten. Überhaupt war Lysiteles es gewohnt, zum Gegenstand des Gelächters gemacht zu werden. So hatten einige ausgelassene junge Leute ihn einstmals mit zu einem bei Ägidion, einer bekannten Hetäre aus Korinth, veranstalteten Gelage

hinzugezogen. Nach der Mahlzeit warf man die Frage auf:

„Kann jemand wohl sagen, weshalb dieser Lysiteles eigentlich so krummgebückt und verbogen ist, wie kein anderer Athenienser?"

Ägidion, die in einer Kleidung aus halbdurchsichtigem amorgischen Zeuge auf einem Ruhebette lagerte, streckte da ihren glatten, mit einem goldenen Reif gezierten Arm aus, und indem sie ihm einen leichten Schlag auf seinen schlottrigen Magen gab, sagte sie:

„Ein leerer Sack kann nicht aufrecht stehen."

IX.

Thuphrastos hieß die zuletzt Angekommenen Platz nehmen.

Lysiteles setzte sich auf das hinterste der vorhandenen Ruhebetten, wogegen Sthenelos, so lang wie er war, sich auf eins der vordersten, dicht neben dem Hausherrn hinstreckte.

Dieser stellte eine hohe Mischwanne auf den Fliesboden hin. Es war das eine Vase aus gebranntem Thon, geziert mit einer Seilenos-Maske, umgeben von Blumen und Früchten. In diesem geschmackvollen Gefäße wurde der Chierwein verdünnt, — und zwar nach einem allgemeinen Wunsche mit drei Maß Wasser auf

ein Maß Wein. Nur Sthenelos murrte. „Das ist Froschwein, kein Menschenwein!" sagte er.

Thuphrastos reichte jedem seiner Gäste einen Kranz und setzte kleine Tische mit Bechern vor die Ruhebetten hin.

Für jeden, der attische Sitte kannte, würden diese Zurichtungen etwas Auffälliges gehabt haben. Es war nicht ein einziger Sklave da, um aufzuwarten. Diese Ausschließung der Dienerschaft war kaum eine zufällige; sie stimmte auf jeden Fall damit überein, daß an der Hausthür eine Losung verlangt wurde. Es war offenbar kein gewöhnliches Trinkgelage, welches hier gefeiert wurde.

Da die Becher gefüllt waren, trat Thuphrastos vor, mit einer gewissen Feierlichkeit. Aus einer flachen Schale vergoß er ein wenig ungemischten Weines. „Dem guten Geiste!" sprach er, trank davon und reichte die Schale dem nächsten.

Währenddem der Wein die Runde machte, sah er mit einem Aufmerksamkeit heischenden Blicke im Kreise umher. Darauf erhob er seine Stimme und sagte auf seine seltsam abgebrochene Weise:

„Binnen kurzem — am elften des Monats — ist Volksversammlung und Beamtenwahl. Wer kann voraussagen, welches der Ausfall sein wird. Werden wir frohen Mutes, als Sieger daraus hervorgehen, oder mit hellem Groll, in Erbitterung, als Überwundene?"

Die eine der Lampenflammen loderte hoch auf. Thuphrastos' Augen fielen auf den im Hintergrunde sitzenden Lysiteles. Der alte Reiterführer fand seine Haltung nicht aufmerksam genug.

„Mann!" rief er, als wollte er ihn aus dem Schlafe erwecken.

Lysiteles schreckte zusammen und näherte sich unsicheren Ganges, noch krummgebückter denn zuvor.

„Die Amtswahlen sind nahe," wiederholte Thuphrastos mit erhobener Stimme, und es lag etwas in seinem Tone, als spräche er zu einem Tauben. „Gar viele," fügte er hinzu und legte seine Hand auf Lysiteles' Schulter, „sehen in dir einen von den Göttern hart Verfolgten, — einen Mann, dem niemand etwas abschlagen dürfe. Andere waren vordem deine Freunde und Tischgenossen. Du kannst Stimmen gewinnen, viele Stimmen, wenn du ernstlich willst."

„Aber," fiel Akestor ein, „er ist schwachköpfig; er kann uns verraten."

Sthenelos fuhr halb vom Lager in die Höhe. Es herrschte, wie es schien, zwischen ihm und Lysiteles eine eigne Kameradschaft. Er selbst mochte wohl gern ihn abhudeln dann und wann, doch er litt es nicht, daß ein anderer ein gleiches that.

„Schwachköpfig?" wiederholte er, und indem er Akestor unverwandt betrachtete, legte er die Decke, welche über dem Ruhebett ausgebreitet war, in Falten, stützte

den Ellbogen darauf und richtete sich etwas in die Höhe. „Meine Freunde," fuhr er fort und erhob die Hand mit einer echten Rednerbewegung. „Leiht mir Gehör! Ich kenne einen Mann, der zu verflossener Zeit einst schön, reich und verschwenderisch war. Den „Prächtigen" nannte man ihn. Nun ist er nur ein Schatten früherer Größe und glaubt sich einen Wurm. Doch auch einen andern kenne ich. Farbenprangend und stattlich ist er, gleich einem der Pfauen Pyrilampes, hohl wie ein Tympanon*) und so geräuschvoll wie dieses; doch weil er von vielen bewundert wird, hält er sich für einen Halbgott und spreizt sich, als hätte er den Perserkönig überwunden. Nun frage ich bloß, welcher von diesen beiden ist wohl am meisten schwachköpfig?"

„Beim Zeus, der letztere!" rief der kleine Xenokles, mehr voreilig als verständig.

Es brachen alle, selbst der ernste Lamon, in Gelächter aus, weil gerade Xenokles, Akestors Freund, es war, der diese Antwort gab.

In Akestors Augen blitzte ein böser Funke auf; er öffnete den Mund. Doch Thuphrastos kam ihm zuvor.

„Keinen Streit!" rief er barsch. „Lysiteles hat den Eid geschworen. Er wird ihn halten."

„Das wird er," sagte Sthenelos mit einem Blick auf Akestor. „Weiß er nicht — wie wir alle, —

---

*) Pauke.

daß ein gezücktes Schwert über unseren Häuptern schwebt?“

„Ach!“ fiel Xenokles ein, „das sind gar böse Zeiten ... welche Wandlungen in den letzten Monaten! Erst die Freude, der Jubel, der Kampfeseifer, da der Zug nach Sikelien beschlossene Sache war. In den Fechtschulen und Badestuben sah man die Jugend sich scharen, in den Werkstätten und Weinschenken kamen die Älteren zusammen; man beschrieb die Insel und zeichnete sie mit den umliegenden Meeren und den nach Libyen hin gelegenen Städten ab. Alles besprach Alkibiades' Worte: „Sikelien ist nur das Handgeld, — Libyen und Karchedon des Kampfes Lohn! Haben wir diese erst, bemächtigen wir uns Italias und umschließen den Peloponnesos. Es handelt sich um eine große Zukunft; Athen ist würdig, über die Erde zu herrschen.“

„Ja,“ fiel Akestor ein, „und dann — mitten in dem allgemeinen Freudenrausche — die bösen Wahrzeichen und Vorbedeutungen! Was flüsterte man einander nicht in die Ohren? Es war dem Sokrates von seinem guten Geiste üble Prophezeiung geworden — die Zeichendeuter und Ammons Orakel hatten schreckliche Dinge vorausgesagt, — ein Mensch hatte sich auf dem Altar der zwölf Götter verstümmelt, — und die Raben hatten von dem ehernen Palmenbaum zu Delphoi die goldenen Früchte gepflückt.“

„In der That,“ fuhr Xenokles fort, „die Zeichen

waren nicht falsch! Bald kam jener schicksalsschwangre Morgen, an dem alle Hermen auf dem Markte, ausgenommen die vor Leagoras' Hause, zerschlagen und geschändet gefunden wurden. Es mußten freche Hände in großer Zahl sich vereinigt haben, um eine so große Unthat in einer einzigen Nacht zu vollführen. Wer vergißt wohl jemals die entsetzliche Aufregung, welche in der Stadt sich kundgab, als der Götterfrevel ruchbar ward? Die ganze Morgenstunde ertönten die Stimmen der Ausrufer, wie sie erst zum Rate riefen, und sodann zur Volksversammlung. Noch vor der Mittagszeit war eine Belohnung von zehntausend Drachmen für die erste Angabe ausgesetzt. Damit war allen bösen Mächten Thor und Thür geöffnet. Es wetteiferten Bürger, Schutzbürger und Sklaven miteinander, Beschuldigungen über Beschuldigungen dem Rate vorzubringen. Was half es, daß man Alkibiades mit der Flotte absegeln ließ? Damit war die Sache nicht abgethan."

„Ganz im Gegenteil," brummte Thuphrastos, „Tag für Tag mehr und mehr der gerichtlichen Verfolgungen! Ein jedes Mal, wo die Ausrufer zum Rat aufriefen, gab es Schrecken und Aufregung. Friedliche Bürger, die auf dem Markte sich zusammen besprachen, liefen eiligst auseinander, — es zitterte ein jeder derselben vor einer falschen Anklage und suchte eine Freistätte am Herde seines Hauses."

„Und nicht ohne Grund," bemerkte Xenokles. „Was ist aus denen geworden, welche Diokles und der reiche Schutzbürger Teukros angaben? — Alle sind sie verschwunden; entweder flüchteten sie, oder man verurteilte sie zum Tode! Gedenkt ihr der zwei Ratsherren, die erst zum Altar der Götter hinflohen und nachdem — als für sie gebürgt worden war — sich zu Pferde setzten, um Weib, Kind, und alles was sie hatten, zu verlassen, — froh, nur das nackte Leben zu retten! ... Die Götter seien gepriesen, daß es doch endlich wieder stiller in der Stadt geworden ist."

„Seid nicht gar zu sicher," versetzte warnend Akestor. „Phanos, Kleons Schreiber und hochbetrauter Geschäftsträger, hat die Tage nicht vergessen, wo sein Herr noch Schatzmeister war. Gar übel wütete der Schreiber damals gegen alle Hetärien. Doch dreimal schlimmer noch machte er's seit Kleons Tode. Nun, wo er an Peisandros, Charikles und die anderen offenbaren oder verborgenen Machthaber sich angeschlossen, sieht er in jedem Freundesbündnis eine Bedrohung der staatlichen Sicherheit, und in seinem Solde hat er eine ganze Koppel von Sykophanten, die, gleich Jagdhunden, eine Hetärie zu erschnüffeln verstehen, oft ohne eine andere Anleitung als ein zufälliges Wort oder eine dunkle Hindeutung."

Lysiteles stöhnte; alle anderen schwiegen.

X.

Es währte eine Zeitlang, ehe das Gespräch wieder in Gang kam. Besonders große Freundschaft schien unter den „Freunden" nicht zu herrschen; ein jeder von ihnen hatte seine eignen Wünsche und Erwartungen.

Thuphrastos' Sinn stand danach, zum staatlichen Botschafter nach einer der zinspflichtigen Städte, die mit Abfall drohten, gewählt zu werden. Dies war ein Amt, welches nicht länger als dreißig Tage dauerte, doch innerhalb dieser kurzen Zeit immerhin gute Gelegenheit darbot, sich zu bereichern. Es kam dabei nur eben darauf an, der betreffenden Stadt gehörige Furcht vor strenger Züchtigung einzujagen, und darauf eine Übereinkunft einzugehen, doch in der Weise, daß der staatliche Botschafter seine Ansprüche möglichst hoch stellte, und jede besondere Einräumung sich hinterher mit klingender Münze bezahlen ließ. Solches war das allgemeine Verfahren, und Thuphrastos trug kein Bedenken, auch seinerseits dasselbe zu beobachten. An und für sich legte der stolze und herrische Reiterführer auf Geld zwar nur geringen Wert; da er jedoch nur schlecht hauszuhalten wußte, befand er sich in einem fort in Schulden. Das war zu damaliger Zeit nicht ohne Gefahr, da ein unzuverlässiger Schuldner als Sklave verkauft werden konnte. Es war ihm darum ungemein viel daran gelegen, gewählt zu werden, und er sah mit Unruhe und Span-

nung dem entgegen, was die nächste Volksversammlung bringen sollte.

Xenokles wollte nicht so hoch hinaus. Er strebte danach, Vorsteher der öffentlichen Wasserleitungen zu werden. Diese Leitungen, welche aus den naheliegenden Bergen gespeist wurden, hatten keine Ähnlichkeit mit römischen Aquädukten, sondern bestanden aus tiefen Kanälen mit einer Zahl von Behältern, von denen aus das Wasser sich nach den einzelnen Straßen hin verlief. Keiner kannte besser als Xenokles diese riesenhaften Anlagen; denn er hatte in seiner Jugend bei Meton gearbeitet, welcher die Ausgrabung und Vermauerung des ganzen neuesten Teiles derselben geleitet hatte. „Wäre unsere Hetärie nicht gewesen," meinte Sthenelos, „würdest du niemals meine Stimme bekommen haben." Und als Xenokles nach dem Grunde fragte, so antwortete er: „Weil du, beim Zeus! die Wasserleitung viel zu gut kennst, — du wirst ein teurer Vorsteher werden."

Lamon hegte ganz andere Wünsche. Sein Streben ging dahin, Aufseher auf dem Übungsplatze zu werden, — ein Posten, zu welchem er sowohl wegen seiner Gewandtheit in allem, was Leibesübungen betraf, wie seiner ungemeinen Stärke wegen sich eignete. Er war einer von denen, welche tagtäglich das Lykeion besuchten. Es war ihm eine Lust und eine Freude, unter der Menge sich zu bewegen, welche in den offenen Marmorhallen des Platzes einherwogte, und über den weißgelben Sand

seine Blicke schweifen zu lassen, auf welchem Hunderte der herrlichsten Jünglingsgestalten sich im Sonnenschein entblößten und die Kraft und Geschmeidigkeit ihrer Glieder erschauen ließen.

Akestor ging Thuphrastos aus dem Wege, schmeichelte Lamon und redete Xenokles nach dem Munde; in seinem Herzen aber verachtete er sie ganz sicher alle und hielt sich selbst für den ersten Mann der Hetärie. Nichtsdestoweniger schien er nur eben danach zu trachten, einer der Anwälte des Volkes zu werden. Ein jeder, der da wußte, welch hohe Gedanken er von sich selbst hegte, mußte wohl sich wundern, daß er keinem beträchtlicheren Ziele nachging. Hipyllos hatte auch bemerkt, daß Akestor in den letzten Versammlungen der Hetärie ungewöhnlich schweigsam gewesen war; er schloß daraus, daß derselbe mit heimlichen Plänen umgehen mochte. Thuphrastos fand nicht minder sein Verhalten sonderbar, und hatte sich vorgenommen, ein wachsames Auge auf ihn zu haben.

Hipyllos nahm eine gänzliche Sonderstellung ein. Da er durch sein Vermögen zur Klasse der „Ritter" gehörte, und darum gehalten war Reiterdienste zu thun, demnach er Pferde halten, Waffen und sonstige kostspielige Ausrüstung anschaffen mußte — so lag der Gedanke für ihn nahe, den Posten eines Wachtführers zu erstreben. Durch Thuphrastos' und der anderen Hilfe war es ihm in der That gelungen, bei der Wahl

durchzudringen, und er stand denn so bereits am Ziel seiner Wünsche. Doch damit war er keineswegs seines Verhältnisses zur Hetärie entbunden.

Sthenelos hätte am liebsten eigentlich öffentlicher Ausrufer sein wollen, doch — er war lahm, und die Herolde, die heiligen und unverletzlichen Männer mit dem Schlangenstabe, „die Freunde des Zeus", sollten ja Leute sein ohne Gebrechen des Leibes. Er mußte darum, wie auch Lysiteles, warten, bis einer von ihren günstiger gestellten „Freunden" seine Wahl erlangt. Eine große Zahl derer, welche zu öffentlichen Ämtern gewählt wurden, konnte nämlich einen Schreiber annehmen, und für Sthenelos und Lysiteles, Leute, aus deren Häusern man nie und nimmer des Rauches Säule hatte aufsteigen sehen, — für sie würde die bestimmte, wenn auch geringe Einnahme eines Schreibers ein wahrer Segen der Götter gewesen sein.

Thuphrastos begann mit einem Male von der Menge Gerichtssachen zu reden, die auf ihn einregnen würden, sobald seine Amtszeit um sein würde. Erpreßte Bürger, Angeber, welche wüßten, daß er Gold bekommen, neidische Mitbewerber, — alle würden über ihn herstürzen.

„Dann, Freunde, heißt es standhalten," sagte er. „Du, Hipyllos," fügte er mit einem gewinnenden Lächeln hinzu, „mußt es mir auswirken, daß dein Oheim vor den Schranken erscheint."

Offenbar handelte es sich um einen sehr vornehmen und angesehenen Mann. Es war nämlich Brauch, daß man vermögende Verwandte vor Gericht mitbrachte, um durch deren Gegenwart auf die Richter gewissen Eindruck zu machen. Xenokles, der von seiner ärmlichen Jugend her eine angewöhnte ausnehmende Ehrerbietung vor allen hervorragenden Männern besaß, erhob das Haupt, wie ein Pferd, das die Ohren spitzt.

„Des Hippyllos Oheim?" fragte er, „wer ist das?"

„Der ehemalige Archon Euthydemos."

„Ein Archon!" wiederholte Xenokles, und er betrachtete Hippyllos mit einer Miene, als ob dieser plötzlich gewachsen wäre.

Hippyllos dachte an die schöne Klytia und ließ die Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen.

„Nun ja," sagte er leicht hinwerfend. „Unser Geschlecht stammt, wie man sagt, von den Pallantiden ab, den alten Widersachern des Theseus. Es gibt darin nicht wenige Archonten. Unter anderen einen, dessen Namen ihr alle kennt — den Lakrateides."

„Was!" rief Lamon mit unerwarteter Lebhaftigkeit, „der, in dessen Archontenjahr der strenge Winter eintraf? Meine Großmutter wußte oft davon zu erzählen. Die Wege lagen voller Schnee, und die armen Leute stritten und rangen miteinander um den Aufenthalt in den Badestuben, — so daß deren einige dabei an den Ofen fielen und Brandwunden erhielten."

Xenokles betrachtete Hipyllos mit großen Augen.

„Ein Abkömmling des Lakrateides!“ rief er und ergriff ihn bei beiden Händen. „Vortrefflicher junger Mann! du gehörst ja einem der edelsten Geschlechter Athens an, — und davon hast du vor dieser Stunde noch niemals ein Wort gesagt!“

Thuphrastos, dem diese Unterbrechung zu lange dauerte, räusperte sich vernehmlich.

„Zu unseren Angelegenheiten!“ versetzte er barsch. „Was meint ihr? Soll man mit dem Färber Megas verhandeln?“

„Das ist ein angesehener Mann,“ antwortete Lamon. „Sein ganzer Stamm sieht mit seinen Augen und redet mit seinem Munde. Er verfügt über eine große Zahl Stimmen.“

„Megas!“ rief Sthenelos aus. „Der Färber ohne Färberei! . . . ja, beim Zeus, ich kenne ihn! Das ist ein Mann von strengen, spartanischen Sitten, — stets in einfachen Kleidern und unbeschuht! . . . Doch wenn er, dies Bild des männlichen Ernstes, zur Nachtzeit mit seinen Zechbrüdern sich versammelt, da gibt es, — das schwöre ich euch, — keine Schändlichkeit, die nicht begangen wird. Mir ist jener Megas ein Greuel!“

„Nun, da hätten wir ja auch Medon, den Erzgießer,“ fiel Xenokles ein. „Dem ist entschieden leichter beizukommen. Ihr kennt ihn doch wohl? — Ein dicker,

sonnengebräunter Mann, der den Wein wohl leiden mag und immerweg lacht. Der Stamm, zu dem er gehört, ist sogar zahlreicher als derjenige, über den Megas verfügt."

„Warum sie nicht beide gewinnen?" fragte Hipyllos.

„Es fehlt an Geld dazu," antwortete Thuphrastos.

„Soll's da bei Medon bleiben?" versetzte Xenokles.

Nach einigem Hin- und Herreden wurde dies allgemein gebilligt.

„Doch," äußerte Hipyllos, bedachtsamer als einer der Älteren, „wenn Megas nun erfährt, daß wir zu Medon gehen, — wird er dann nicht grollen und vielleicht uns verraten?"

XI.

Als Wachtführer der Reiterei mußte Hipyllos Helm, Brustharnisch, Schild, Lanze, Schwert und Sporen haben; außerdem war für sein Pferd Stirnplatte, Bruststück und Seitenpanzer anzuschaffen. Der größte Teil dieser kostspieligen Ausrüstung wurde für ihn beim Waffenschmied Sauros angefertigt. Dieser wohnte nicht, wie die Mehrzahl seiner Zunftgenossen, im Stadtteil Skambonidä, sondern in der Schattenmesserstraße, und seine Schmiede lag an der schmalen Gasse, dem Anbau von Xenokles' Hause schräg gegenüber. Das war eine Gegend, die zu besuchen Hipyllos nicht so leicht müde ward. Denn

nur eben zu wissen, daß er der schönen Klytia nahe, war eine Freude für ihn.

Am Tage nach der Zusammenkunft bei Thuphrastos sollte er den Brustharnisch anpassen. Als er zu Sauros' Hause kam, hatte es bereits zu dunkeln begonnen. Der Schmied war ausgegangen, ein junger Sklave aber, welcher an einer Metallplatte feilte, sagte ihm, daß er bald zurückkehren würde. Der Raum war voll Rauch und erstickenden Dämpfen; Hipyllos zog es darum vor, lieber draußen zu warten.

Ein blühender Garten erstreckte sich vor seinem Blicke nach einem Abhange hin, dem entlang ein Laubgang von Weinreben lief, auf einem von hohen Pfosten getragenen Gitterwerke ruhend. Dasjenige Ende des Laubganges, an welchem Hipyllos sich befand, schloß mit einer verfallenen Mauer ab.

Man konnte von dieser Stätte aus weit und breit umherschauen. Zur Linken erhob sich die Höhe Museion, und eine Strecke weiter stieg die Akropolis empor. Die dazwischenliegenden Straßen, Bäume und Häuser tauchten aus einer gleichförmigen Dämmerung in dunklen Umrissen auf. Hier und da schien ein vereinzeltes Licht. Der Himmel war leicht bedeckt, und das grüne Laubwerk duftete stark und würzig, wie nach Regen. Dann und wann durchdrang ein matter, gleichsam schläfriger Windstoß die feuchte Luft. Alles atmete Ruhe und

Frieden, und es herrschte über dieser ganzen Außenecke der Stadt die tiefste Stille.

Plötzlich ließen in geringer Entfernung sich Fußtritte vernehmen und es drang geheimnisvolle Rede an Hipyllos' Ohr.

Er lugte durch eine Öffnung der verfallenen Mauer.

Einige Frauen sah er vom anderen Ende des Laubganges her sich nähern. Die erste trug eine Hornlaterne und schien der zweiten zu leuchten. Ihnen folgte eine dritte.

Die Frau mit der Hornlaterne trug eine seltsame, ausländische Tracht. Auf dem Haupte hatte sie ein blaues Tuch mit eingesetzten Silbersternen; es war in lange Zipfel geteilt, von denen zwei auf die Brust herniederhingen, und auf dem Haare funkelte statt Stirnband eine goldene Sonne. Sie trug ein blaues Gewand, und schräg über Busen und Schulter verlief ein breites, weißes Band, in welchem goldene Sonnen, Halbmonde und Sterne eingewirkt waren.

Es hielt zu damaliger Zeit sich in Athen eine fremde Frau mit Namen Ninos auf, die sich die Priesterin des phrygischen Sabazios nannte. Sie sagte die Zukunft voraus und braute Liebestränke unter Anrufung von Göttern und Dämonen. Das Gerücht wollte wissen, daß sie sehr starken Zulauf hatte, namentlich von seiten der Frauen.

Hipyllos war es nicht zweifelhaft, daß sie es war,

die er vor sich sah. Sie schien wohl an die vierzig Jahre alt zu sein. Ihr Antlitz war noch schön zu nennen, jedoch unheimlich bleich, und es lag eine Kälte und Unbeweglichkeit darin, als wäre es von Stein gewesen.

Ihre Begleiterin war dicht verschleiert und in ein langes dunkles Obergewand gehüllt, das sie wie eine Kappe über das Haupt gezogen hatte. Von den Zügen ihres Gesichtes vermochte Hipyllos nicht das geringste zu entdecken, doch soweit er aus Wuchs und Haltung absehen konnte, war sie noch jung. Das nämliche schien auch von der Sklavin zu gelten, welche ihr folgte.

Die Nahenden richteten ihre Schritte dem Ende des Laubganges zu, wo Hipyllos stand. Die Priesterin des Sabazios setzte die Leuchte auf einen Steintisch dicht an der Innenseite der verfallenen Mauer. Aus einem Korbe nahm sie darauf eine Menge seltsamer Dinge. Soweit Hipyllos bei der schwachen Helle, welche die Laterne spendete, zu sehen vermochte, waren eherne Becken, Lorbeerzweige, purpurfarbene Wolle, ein eiserner Rost, einige Wachsbilder und ein Zauberrad darunter.

Während dieser Vorbereitungen hatte ihre verschleierte Begleiterin mehr als einmal Zeichen der Ungeduld blicken lassen.

„O, wäre ich niemals gekommen!" rief sie aus. „Eine Tochter zur Abendzeit außer ihres Vaters Hause. Wenn die Mutter nun mich vermißte, — welche Schande!"

Diese Stimme machte, mit den reinen und klangvollen Lauten, in denen sie in der abendlichen Stille sich vernehmen ließ, das Herz Hipyllos' klopfen. Er hatte noch niemals Klytia reden hören, doch so und nicht anders mußte sie sprechen, schien es ihm.

„Sei ohne Furcht, schöne Jungfrau," sagte Ninos mit einer eignen tiefen Stimme und fremdartiger Betonung. „Laß Doris zurücklaufen und Wache halten, du kannst dann flugs geholt werden, wenn es not thut."

„Ja, liebe Doris, lauf, lauf!"

Die Sklavin zögerte, mußte jedoch gehorchen.

Als Hipyllos den Namen Doris vernahm, fühlte er sich in dem Glauben, daß Klytia es war, die er vor sich hatte, nur noch mehr bestärkt. Doris hieß ja die Sklavin, von der er durch den Sklaven Manodoros erfahren hatte, daß ihre Gebieterin ihn lieb hätte.

„Gute Ninos," sagte die Verschleierte, da sie mit der Sabazios-Priesterin allein war, „beeile dich, ich zittre vor Furcht."

„Gib Zeit," murmelte Ninos. „Meinst du, man könne die Götter anrufen, so wie man Wasser aus dem Brunnen schöpfen und Holz spalten kann? ... Schade," fügte sie hinzu und wies auf die vielen Sachen, die auf dem Tische lagen, „wenn alles dies hätte vergebens sein sollen! Ich habe markten und feilschen und Sklaven bestechen müssen. Wie hätte ich sonst auch die Schuhe eines Mannes oder die Troddel seines Obergewandes in

die Hände bekommen können? Um aber zu feilschen und zu bestechen..."

Ninos hielt inne, auf das junge Mädchen einen Seitenblick werfend. Diese schwieg wie zuvor. Ninos sah ein, daß sie sich deutlicher ausdrücken müßte.

„Um aber zu bestechen," fügte sie hinzu, „dazu bedarf es Geld, viel Geld."

„Ich habe keins; ich hatte niemals welches."

Es war kaum das erste Mal, daß diese Antwort der Priesterin des Sabazios gegeben wurde. Sie wußte sich zu helfen.

„Schön! schön!" rief sie aus, „hast du kein Geld, meine Holde, so hast du doch wohl einen Ring, eine Spange oder so etwas?"

Die Verhüllte schlug das Obergewand zurück; zwei Arme von blendender Weiße kamen einen Augenblick zum Vorschein und lösten den Stirnschmuck, den sie auf dem Haupte trug. Das Licht der Hornlaterne war aber so schwach, daß Hipyllos die Züge, die ihm die liebsten waren von allen, mehr ahnte als wirklich sah.

„Nimm diesen Schmuck," sagte sie, „ich habe mehrere... Nimm diese Schmucknadel auch und diese Spange."

Ninos beugte das Haupt, um ihre Freude zu bergen.

„Großmütige!" rief sie aus, „wer dient wohl nicht gern einer Jungfrau, schön wie Aphrodite und blühend wie Artemis."

„Bringe Doris deinen Dank," sagte die Verschleierte, „sie war es, die mich überredete zu kommen. Sie hat dir wohl alles bereits gesagt, auch jenes Schreckliche, — das Schlimmste, was jemals mir widerfahren konnte?"

XII.

Hipyllos strengte seine ganze Aufmerksamkeit an.

Bei den Worten der Jungfrau schien es Ninos selbst etwas bedenklich zu Mute zu werden.

„Warum willst du nicht deine Mutter deswegen angehen?" sagte sie.

„Ach nein, nein! Mutter wagt es nicht mir beizustehen. Sie will einzig nur, was der Vater will."

Ninos schwieg einen Augenblick.

„Es gibt immerhin keinen andern Ausweg," sagte sie. „Entweder mußt du dich an deine Mutter wenden, oder thun, was Doris dir anrät."

„Ich soll Doris' Rat befolgen?" rief die Verschleierte mit Heftigkeit. „Nein, nimmer, nimmer! Was verlangt ihr von mir? Ich würde vor Scham vergehen."

Wie sehr Hipyllos auch lauschte, es kam hier etwas, das er nicht verstand.

„Wohl wahr," fiel Ninos ein, „für eine ehrbare Jungfrau muß das eine Qual sein. Doch an ihn..."

Die Verschleierte beeilte sich, ihr ins Wort zu fallen.

„Ja, gewiß,“ versetzte sie, „ich weiß, wen du meinst.“

Es glitt ein schwaches Lächeln über Ninos’ bleiche Züge.

„Aha,“ murmelte sie, „du fürchtest, ich möchte seinen Namen nennen, — das könnte eine üble Vorbedeutung haben... du denkst da wohl recht viel an ihn, schöne Jungfrau?“

Das junge Mädchen beugte das Haupt mit einer bezaubernden Bewegung der Schämigkeit.

„Nicht wahr,“ forschte Ninos weiter, „du denkst gar viel an ihn?“

„Immer,“ ertönte ganz leise zur Antwort.

Hipyllos hätte die Zauberin umarmen mögen um dieses einen Wortes willen.

„Zarte Jungfrau,“ sagte Ninos plötzlich, „ist dein Sinn auch fromm und dein Leib rein?“

„Ehe ich hierherkam, habe ich die Götter angerufen und mich gesalbt.“

Ninos schwieg eine Weile. Darauf trat sie dicht zu der Verschleierten hin und fragte flüsternd:

„Hast du einmal schon von beseelten, vom Himmel gefallenen Steinen gehört? Bätyle heißen sie bei uns. Doch auch bei euch kennt man sie unter dem Namen Orites oder Siderites.“

„Ich weiß nichts davon,“ antwortete das junge Mädchen, und indem sie mit einer fragenden Bewegung

die Hand der Priesterin ergriff, lispelte sie: „Sage mir, was bringen diese Bätyle?“

„Rat.“

„Was! Steine — und reden?“

„Still, still! Im Namen der Götter — still! Dies ist ein großes Geheimnis.“

Hipyllos lauschte mit reger Aufmerksamkeit. Er hatte früher schon von einer wundersamen Beziehung zwischen Dämonen und Steinen gehört; er wußte, daß beim Tempel des Apollo zu Delphoi ein vom Himmel gefallener Steinblock stand, der täglich mit Öl gesalbt wurde. Dies war der Stein, welchen Rhea hatte Kronos statt Zeus verschlucken lassen.

„Wie du weißt, schöne Jungfrau,“ fuhr Ninos fort, „will ich gern dir dienen.“

„Ich werde nicht undankbar sein.“

Ninos schüttelte den Kopf.

„Versprechungen sind Worte, die ins Wasser geschrieben,“ murmelte sie.

Ohne zu antworten, wollte die Verschleierte einen Ring von ihrem Finger ziehen; doch Ninos verhinderte es.

„Dieser Ring ist acht Drachmen wert,“ sagte sie. „Eine Steinbeschwörung kostet zehnmal mehr. Wisse, daß bislang kein Hellene einen Bätyl zum Reden brachte. Dergleichen lernt man nur in Phrygien… sei gegrüßt, Jungfrau; wir müssen uns trennen…“

„Verlaß mich nicht," rief die Verhüllte und faßte Ninos am Gewande. „Siehe!" fügte sie hinzu und streifte ein blankes Goldband von ihrem Arme. „Ist dies genug, so nimm es!"

„Ich muß mich wohl begnügen," antwortete Ninos, indem sie das Gold hastig ergriff. „Nun wohlan denn, ich will dich alles wissen lassen! Damit ein Bätyl seine Kraft erweise, muß man dreimal sieben Tage fasten und des Umganges mit Männern sich enthalten; demnächst ist der Stein in Quellwasser zu waschen und in Windeln zu hüllen, wie ein kleines Kind. Doch nicht genug damit! Man muß in einem reinen Raume des Hauses eine Lampe anzünden, Rauchopfer bringen und Gebete hersagen. Alles dies that ich von der Stunde an, wo Doris das erste Mal mich anging."

Ninos steckte nun beide Hände in den Korb hinein und nahm daraus mit großer Behutsamkeit einen länglichen Stein hervor, der wie ein neugeborenes Kind in Windeln gewickelt war.

Sie hielt den Stein von sich ab und verbeugte sich tief.

Hipyllos war es zu Mute wie einem, der zur Unzeit in ein Heiligtum getreten und Dinge sähe, die kein Sterblicher schauen dürfte.

„Jungfrau," flüsterte Ninos, „nimm den Bätyl auf deine Arme und wiege ihn auf und nieder. Doch hüte dich, ihn fallen zu lassen; denn dann wird er böse."

Das verschleierte Mädchen empfing den Stein mit sichtlichem Bangen.

Ninos entzündete nun an der Laterne einige Holzkohlen, die sie auf einen Rost gelegt hatte, streute Weihrauch darauf und ließ den Rauch vor dem Bätyl aufsteigen. Darauf nahm sie diesen der Jungfrau aus den Händen, entfernte die Windeln und salbte den Stein mit Öl.

„Siehe!“ rief sie und hob ihn empor, „die Beseelung kommt!“

Hipyllos fühlte einen leichten Schauer. Er glaubte den Stein zwischen den Händen der Priesterin eine schwache Bewegung machen zu sehen.

Nun wiegte Ninos ihn stärker als zuvor, und in einem seltsamen Tone, der wie das einförmige Gemurmel eines ägyptischen Sisters anzuhören war, summte sie folgenden Gesang:

Orites, laß dich fragen,
Du Stein, so glatt und groß, —
Den Dämon Antwort sagen,
Den birgt dein Zauberschoß!
Schön kannst du, Stein, dich wenden,
Der Erd' entrücken gar,
Kannst ohne Lippen spenden
Der Gottheit Worte wahr.

Wieder schien der Stein eine schwache Bewegung zu machen.

Da beugte die Priesterin des Sabazios sich über ihn und flüsterte:

„Bei den zwei großen Geheimnissen, dem Leben und dem Tode, beschwöre ich dich, Orites, erhebe deine Stimme und antworte! Soll diese Jungfrau sich an ihre Mutter wenden, oder soll sie dem Rat der Sklavin Doris folgen?“

Nun ließ ein Gewimmer sich vernehmen, wie das eines kleinen Kindes.

Ninos beugte sich tiefer und küßte dreimal den Stein, — da hörte man eine seltsame, zarte Stimme, der, wie es schien, es schwer fiel, hervorzudringen. Dieselbe sagte langsam, Silbe für Silbe die beiden Worte:

„Ge—hor—che Do—ris!“

Hipyllos war aus diesem ganzen Auftritte nicht klüger geworden. Er wußte noch nicht, was das Schreckliche war, welches Klytia begegnet, oder in welcher Angelegenheit sie beraten sein wollte.

Die Priesterin des Sabazios trocknete sich den Schweiß von der Stirn. In tiefem Stillschweigen wusch sie den Bätyl und kleidete ihn wieder in seine Windelhülle.

„Siehe!“ sagte sie darauf, indem sie den Stein in den Korb zurücklegte, „nun schwindet die Beseelung wieder... Doch eins mußt du wissen, Jungfrau: du mußt thun, was der Bätyl dir riet; denn die ‚Unbekannten‘ lieben es nicht, vergeblich zu raten“.

„Ich muß es wohl thun,“ versetzte die Verschleierte seufzend. „Doch — jenes andere nun, welches Doris dir sagte?“

Ninos lächelte.

„Zehn Tage lang hast du ihn nicht gesehen,“ murmelte sie. „Und du glaubst, daß er deiner vergessen?“

„Liebe Ninos,“ rief die Jungfrau und drückte die Hand der Priesterin an ihre Brust. „Er ist meine Hoffnung, meine einzige! Deine Zaubermittel schaden ihm doch nicht?...“

Es lag eine so zärtliche Unruhe in dieser Frage, daß Hipyllos hätte aufspringen und das junge Mädchen in seine Arme schließen mögen.

„Nicht doch!“ antwortete Ninos. „Diese Mittel schaden niemand. Doch weil ich dir hierin willfahre, so gib mir den Ring, den du mich vorhin sehen ließest.“

Die Verschleierte beeilte sich, der Aufforderung nachzukommen.

Nun zog Ninos einen in ein Tuch gewickelten Gegenstand hervor. „Dies ist einer von seinen Schuhen,“ lispelte sie. Nachdem sie Schwefel auf die Holzkohlen des Rostes gestreut, durchräucherte sie den Schuh damit. Darauf warf sie Salz in das Feuer und sagte in einem langsamen und feierlichen Tone: „Hi—pyl—los, Kly—ti—a!“

Der junge Mann fühlte sich von einem Schauer

durchzuckt, als er plötzlich so seinen Namen nennen hörte.

Ninos sah sich um. Dies war der Augenblick, wo der Angerufene, herbeigezogen von einer unwiderstehlichen Macht, sich einfinden und der Geliebten zu Füßen fallen sollte.

Die Priesterin des Sabazios zuckte die Achseln.

„Hm!“ brummte sie, als fühlte sie sich enttäuscht. „Deine Besorgnis war nicht ungegründet, schöne Jungfrau. Nimm diese Trankopferschale und wickle jene purpurfarbene Wolle darum. Stecke diesen Lorbeerzweig in die Flamme, halte das Wachs daran und setze die Schale darunter.“

Gleichzeitig hiermit hatte Ninos ein dreifarbiges Wachsbild emporgehoben und wohlriechendes Holz davor in das Feuer geworfen.

„Höre mich!“ rief sie, „du schrecklichste aller Göttinnen, geheimnisvolle Hekate, stehe uns gnädig bei und mache unsere Zaubermittel kräftiger als die der Medea und Kirke! Gleichwie diese Lorbeerblätter vom Feuer verzehrt werden, so brenne sein Blut, und wie dieses Wachs von der Wärme schmilzt, so werde sein Herz weich und zerschmelze vor Liebe zu dieser Jungfrau!“

Ninos schreckte zusammen und lauschte.

In der Stille des Abends ließ, nicht weit davon, sich Hundegebell vernehmen.

„Still!“ murmelte sie. „Ich höre die Hunde bellen.

Hekate ist nahe — am Kreuzwege dort, woselbst ihr Altar steht... Schlag diese ehernen Becken aneinander, laß den Klang ihr sagen, daß wir ihre Nähe vernehmen. O, Hekate! Strenge, erhabene Göttin, drei Trankopfer bringe ich dir zu Ehren! Dreimal verflucht sei jede neue Liebe bei ihm, den diese Jungfrau liebt! Er verlasse auf der Stelle ihre Nebenbuhlerin, gleichwie Theseus die unglückliche Ariadne verließ!"

Hier ergriff sie das Zauberrad und setzte es in Gang.

„Seine Schritte sollen die Wohnstätte dieser Jungfrau umkreisen, sowie dieses Rad sich um seine Achse dreht! O lenke seinen Gang hierher, hohe Göttin!" fuhr Ninos fort und warf ein Pulver auf die Kohlen. „Erscheine, o Hipyllos, erscheine!" rief sie mit lauter Stimme. Eine helle, gelbe Lohe schoß von den Kohlen empor und verlöschte wie ein Blitz, mit einem schwachen Knistern.

Beim Aufflammen des Hellfeuers hatte das junge Mädchen wie in einem Traumgesicht Hipyllos' Antlitz auftauchen und verschwinden sehen, indem eine Mauer ihr darüber sich aufzuthun und zuzudecken schien. Der Schrecken und die Überraschung erpreßten ihr einen durchdringenden Schrei. Ninos glaubte sich belauscht und blies die Lampe aus.

Währenddem Hipyllos, von dem Schimmer der Lohe geblendet, um die Ecke der Mauer tappte, hörte er, wie unter eiligen Fußtritten dürre Zweige zerknickten. Es waren die zwei Frauen, welche durch das andere

Ende des Laubganges hinwegeilten. Er wollte ihnen nachsetzen, lief da aber geradewegs dem Sklaven des Waffenschmiedes in die Arme, welcher ihn zu suchen gegangen war, um ihm zu sagen, daß sein Herr gekommen sei. Fast im nämlichen Augenblick fiel die Hausthür dröhnend ins Schloß, und alle weitere Verfolgung war damit abgeschnitten.

Er begab sich darum mit dem Sklaven in die Werkstätte. Sauros hatte mit seiner Arbeit sich Ehre eingelegt; der Brustharnisch paßte vorzüglich. Hippyllos hörte aber nicht auf die langen Erklärungen des Schmiedes; er sehnte sich, mit seinen Gedanken allein zu sein. Er brach darum plötzlich ab, als die Anpassung zu Ende war, rief seinen Sklaven herzu und hieß ihn eine Fackel anzünden.

Das Gefühl der Enttäuschung, welches er darüber empfunden hatte, daß das schöne Mädchen ihm entschlüpfte, war bereits verschwunden; ja selbst seine Besorgnis darüber, was ihr wohl drohen mochte, mußte bei ihm schließlich den beglückendem Gedanken weichen, von ihr geliebt zu sein, von ihr, der schönsten Jungfrau in Athen. Nun wußte er dies aus ihrem eignen Munde. Denn daß die Verhüllte Klytia war und keine andere, fiel ihm nicht einen Augenblick bei zu bezweifeln.

XIII.

Am folgenden Tage kam Hipyllos, etwas nach der Mittagsstunde, von der Rennbahn nach Hause. Er warf sich auf ein Ruhebett; sein Blut war jedoch in zu starker Wallung, als daß er alsbald hätte Ruhe finden können. Er sah und hörte nur Wettfahrten, eine lange, lange Bahn, Marmorsitze mit leidenschaftlich erregten Zuschauern, schräge Reihen von Wagenschuppen, Sperrleinen, welche fielen, vorstürzende Viergespanne, Staubwolken, Händeklatschen, und die Rufe: „Speude, speude!" (spute dich!) und „Aristeue!" (werde der Erste!) — alles dies war wie ein Rausch ihm zu Kopf gestiegen. Nach und nach ging immerhin seine Unruhe in eine angenehme Müdigkeit über, und gleichzeitig damit glitten seine Gedanken nach der gestrigen Beschwörung in Sauros' Garten hinüber. Er hörte wieder die Sabazios-Priesterin sagen: „Du denkst da wohl gar viel an ihn, schöne Jungfrau?" und er erinnerte sich wieder der berückenden Bewegung, womit das junge Mädchen das Haupt gebeugt und dies eine Wort gelispelt hatte: „Immer," ein Wort, das ihn beinahe vor Freude sich hätte verraten lassen. So weit war er in seinen verliebten Träumereien gelangt, als der Thürwächter zu ihm eintrat.

„Eine junge Sklavin wünscht dich zu sprechen," sagte er. „Sie hat einen Brief an dich, von ihrer Herrin."

Hippyllos fuhr vom Lager empor.

„Führ' sie her! — geschwind!"

Zwei Dinge begriff er: es müßte Klytia in der That etwas Böses begegnet sein, und der Rat, den Doris ihr gegeben und den der Bätyl bestätigt, müßte der gewesen sein — ihm zu schreiben.

Eine junge Sklavin mit aufgewecktem Antlitz trat herein und verbeugte sich mit über der Brust gekreuzten Armen.

Hippyllos ging ihr rasch entgegen.

„Im Namen der Götter, was ist geschehen?" fragte er.

„Dies Schreiben wird es dir sagen," antwortete Doris, — denn sie war es, — und reichte ihm zwei zusammengelegte Wachstafeln.

Hippyllos zerriß das Band, schlug die Tafeln auf und durchlief die in das Wachs eingeritzten Zeilen. Der Brief lautete:

„Klytia, des Xenokles Tochter, grüßt Hippyllos, Chäretades' Sohn.

„Es ist notwendig, zweimal notwendig, daß ich schreibe, erstens wegen der Sache selbst, und demnächst, weil eine höhere Macht mir dies angeraten. Ich will aber die Botschaft kurz machen; denn sie betrifft ein Unglück. Wisse denn, daß mein Vater, von jenem Menschen dazu aufgefordert, den Tag meiner Verehelichung früher ansetzte, und daß die Hochzeit binnen

fünf Tagen gehalten werden soll. Weh mir! die Trauerfackeln würden mir lieber sein, als jene Brautfackeln! Doch wo ist Rettung! Kann eine Tochter wohl gegen ihren Vater ankämpfen? Kann eine Gattin gegen ihren Eheherrn sich auflehnen? Mutter küßt mich und weint mit mir, doch zu reden wagt sie nicht. Du, o Hipyllos, bist der einzige, bei dem ich Hilfe suchen kann. Was du thun wirst, weiß ich nicht. Doch ich nehme meine Zuflucht zu dir, gleichwie eine mißhandelte Sklavin nach dem schützenden Altare flüchtet. Das Gelöbnis, das an jenem Tage, vor dem Angesicht meiner Mutter, über deine Lippen kam, es waren das ja keine Worte, die ins Wasser geschrieben sind. In deinem Antlitz las ich Aufrichtigkeit und Wahrheit, und seit der Stunde habe ich dich als den Herrn meines Lebens betrachtet. Du wirst nicht nachlassen! In meiner Betrübnis und meinem Leid habe ich nur die eine Freude, daß du nicht mich siehst. Denn meine Wangen erröten vor Scham und meine Augen sind voller Thränen. Diesen Brief, den ersten und den letzten, schreibe ich noch als Jungfrau."

Beim Lesen dieser Zeilen stürmten die verschiedenartigsten Gefühle auf Hipyllos ein, es war ihm ebensowohl bang zu Mute wie er entzückt war. Noch einmal durchlief er das Schreiben, und schon die Überschrift erregte ein Gefühl von Freude in ihm. Das junge Mädchen, das

unter den Augen der Mutter erzogen worden, war die Ehrlichkeit selbst. — Es war nicht einmal ihr eingefallen, ohne Namen zu schreiben. Über Akestor, die Quelle ihres Leides, äußerte sie nicht ein einziges böses Wort; nur bezeichnete sie ihn als „jenen Menschen“. Und wie rührend war nicht ihr Zutrauen! Was er, Hipyllos thun würde, wußte sie nicht, und dennoch nahm sie zu ihm ihre Zuflucht, als dem einzigen, den sie anflehen konnte. Und dann zuletzt noch die Mahnung, daß eine kurze Frist zum Handeln nur sei, — wie dieselbe in den Worten sich ausdrückte: „Dies schreibe ich noch als Jungfrau“!

Es lag etwas so echt Weibliches in dem Briefe, daß Hipyllos sein Herz vor Stolz und Glück schwellen fühlte. Es war, als ob mit den Wachstafeln und den mit zartem Griffel darauf eingeritzten Zeilen etwas von dem schönen Mädchen selbst mitgefolgt wäre, und abermals gelobte er sich, sie zu gewinnen, was es auch kosten sollte.

Vom Schreiben sah Hipyllos zur Sklavin auf.

Dies war ein blühendes Mädchen von sechszehn, siebenzehn Jahren, eher groß als klein, mit bräunlicher Haut und schwarzem krausen Haar. Sie hatte ein weißleinen Gewand an, und unter den jugendlichen, nicht eben zu vollen Busen hatte sie ein gelbes, blaugestreiftes Tuch gebunden.

Doris vergalt den Blick mit einem Lächeln. Sie war ja mit im Einvernehmen.

„Warum diese Beschleunigung der Hochzeit?" fragte Hipyllos. „Warum schon in fünf Tagen?"

„Was weiß ich?" antworte Doris. „Einige von den Sklaven wollen wissen, daß Akestor die Mitgift gut gebrauchen könne."

Hipyllos nahm aus einem niedrigen Schranke Schreibrohr, „das Schwarze", und eine Rolle von jenem Papyros, der im Handel unter dem Namen Taneotika bekannt war. Währenddem Doris im Gemache Rundschau hielt, sich wohl bewußt, daß sie bei ihrer Rückkunft von jeder Ruhebank, jedem Teppich und jedem Dreifuß würde Bericht erstatten müssen, setzte Hipyllos sich an einen kleinen Tisch und schrieb, so wie seine Jugend und Leidenschaft ihm dies eingab:

„Sei gegrüßt, schöne Klytia, du mein Licht,
meine Seele und mein Leben!

„Dein Brief war mir eine Ursache des Schreckens wie des Entzückens. Doch der Schreck ist überwunden, das Entzücken aber geblieben. Verlaß dich auf mich, ich werde nichts unversucht lassen. Doch sollte ich gleichwohl nichts in den fünf Tagen ausrichten, so ist mein Rat: Stelle dich krank, damit die Hochzeit ausgesetzt werden kann. Ich gewinne sodann eine längere Frist. Und nun lebe wohl, du meiner Seele Liebstes Sei guten Mutes und laß dich beruhigen."

Zugleich mit diesem Brief bekam Doris eine Drachme in die Hand gedrückt, und sie verließ Hipyllos, vor Freude erglühend und mit den besten Wünschen für ihn und Klytia.

Kaum war der junge Mann wieder allein, als er in tiefes Sinnen versank. „Binnen fünf Tagen!“ murmelte er, „binnen fünf Tagen!“ Er hätte Akestor umbringen können, doch sah er immerhin ein, daß Ungestüm und Gewaltthätigkeit nicht das Mittel sei, womit das junge Mädchen zu gewinnen sein würde. Sollte er zu Xenokles gehen und ihm alles eingestehen? Dies wäre entschieden das einfachste gewesen. Doch würde dieser ein gegebenes Versprechen, — einige Tage vor der Hochzeit zudem — wohl brechen wollen? Das war nicht anzunehmen. Nach langem ungewissem Schwanken kam ihm, Hipyllos, schließlich Thuphrastos in den Sinn. Der alte Reiterführer war tüchtig in allem, was er sich vornahm, in allen Lebenslagen erprobt und wegen seiner Klugheit bekannt. Klytias Vater hegte vor ihm außerdem die größte Ehrerbietung. Vielleicht konnte er helfen.

XIV.

Im nächsten Augenblicke war Hipyllos auf dem Wege zu Thuphrastos. Es war um die Zeit, welche zwischen der Stunde lag, wo man den Markt, und zwischen der, wo man den Übungsplatz zu besuchen

pflegte. Wie Hipyllos erwartet, traf er den alten Reiterführer zu Hause. Derselbe empfing ihn freundlich und hörte ihn aufmerksam an. Als er aber zu seinem eigentlichen Anliegen kam, runzelte Thuphrastos die Brauen und gab ihm abschlägigen Bescheid.

„Was beanspruchst du?“ sagte er auf seine polternde Weise. „Soll ich etwa zu Xenokles gehen — und ihm vorschreiben, — wem er seine Tochter zur Ehe geben soll? Mich vor ihm und andern zum Gespött machen? Nein, junger Mann, du kennst Thuphrastos nicht.“

Hipyllos senkte das Haupt und sah zu Boden. Seine letzte Hoffnung war zu schanden geworden.

Es entstand eine augenblickliche Stille, während der man draußen vor dem Hause einen Hund mit seiner Kette rasseln hörte.

Thuphrastos rückte sein graues Obergewand zurecht, rieb sich den kahlen Scheitel und faßte mit einer zerstreuten Miene sich an den Bart. Hipyllos schämte sich seines Begehrens und sah ganz kleinmütig aus. Da legte Thuphrastos seine Hand ihm auf die Schulter und nahm bei ihm auf dem Ruhebette Platz.

„Junger Mann,“ sagte er, „schlag nicht die Augen nieder wie ein Weib.“ Darauf fügte er in einem mehr gutmütigen Tone hinzu: „Fasse Mut! Es gibt wohl noch andere Mittel und Wege.“

„Was meinst du?“ fragte Hipyllos und erhob das Haupt.

„Höre mich! — ich will dir einen Rat geben. Der alte Feldherr Stratokles sah eines Tages, wie einige von seinen Schwerbewaffneten, als es vor den Feind gehen sollte, erbleichten. Er rief da laut: ‚Hat einer von euch etwas im Lager vergessen, so kann er noch es holen!‘ Da schlich ein Mann sich schamvoll aus der Reihe, und nach ihm noch fünf, sechs andere. ‚Schön!‘ rief Stratokles aus. ‚Die Knechte sind fort! Nun haben wir nur mutige Männer unter uns!‘ Damit stürmte er vorwärts, und der Feind ergriff die Flucht... Doch, junger Mann, noch begreifst du wohl nicht?...“

Hipyllos machte ein verneinendes Zeichen.

„Wohlan denn!“ fuhr Thuphrastos mit einer gewissen Hastigkeit fort, als ob er nicht schnell genug mit dem fertig werden könnte, was er zu sagen hatte, „ich meine, daß dein Nebenbuhler, Akestor, ein Schwätzer und eine Memme ist; — ich meine, daß er wie jene Knechtsseelen dahin gebracht werden muß, daß er sich zeigt, so wie er ist. Dann wird Xenokles, — ohne jemand um Rat zu fragen, ihn laufen lassen.“

„Herrlich! Vortrefflich!“ rief Hipyllos aus und schlug vor Freude in die Hände. „Nicht umsonst preist man deine Klugheit. Wie aber das erreichen?“

„Das ist, beim Zeus! nicht schwer. Machst du dich klein, so macht er sich groß, — stellst du dich bange, so zeigt er sich mutig. Wenn er dann so recht sich aufgebläht, jage ihm da einen ernsthaften Schreck ein.

Gib vor, daß die Hetärie entdeckt, daß das Haus von Bogenschützen umstellt sei, — und wenn er dann vor Angst mit den Zähnen klappert und nicht weiß, wo er sich verkriechen soll, — thue dann wie Stratokles mit den Feigen that, — gib ihm einen Vorwand zum Davonschleichen, — und flugs wird er die Höhlung unter den Fußsohlen sehen lassen" (das Hasenpanier ergreifen).

Hippyllos lachte. Sie besprachen sich noch lange miteinander, und als der junge Mann fortging, da war alle Unruhe und aller Zweifel von ihm gewichen.

XV.

Hippyllos' Brief war Klytia eine Quelle der Freude und des Trostes, doch beruhigte derselbe sie nicht. Fünf Tage war ja eine kurze Frist! Unter Thränen und Liebkosungen vertraute sie sich ihrer Mutter und schilderte ihr Hippyllos mit einer so liebevollen Beredsamkeit, daß Maira (dies war der Name der Mutter) ihren Wünschen gewonnen wurde. Obschon sie in deren Vermittelung kein großes Vertrauen setzte, drang sie doch in sie und brachte sie durch Bitten und beredte Vorstellungen dahin, daß sie versprach, bei Xenokles ihr das Wort zu reden. Schon waren von den fünf Tagen zwei verstrichen; es war darum keine Zeit zu verlieren. Am folgenden Abend, als beide Gatten zusammen ihre Mahlzeit einnahmen, der Hausherr gemächlich auf dem Ruhebett

ausgestreckt und seine Frau demütig auf dessen äußerster Kante sitzend, wagte Maira, nicht ohne inneres Beben, mit ihrem Anliegen hervorzutreten; doch kaum ward der kleine, leicht reizbare Mann inne, worum es sich handelte, als er heftig auffuhr und sie auf eine Weise abwies, daß sie nicht noch einmal wagte, auf die Sache zurückzukommen. Damit war Klytia jede Hoffnung auf den Beistand der Mutter abgeschnitten, und ihren Vater selbst mit Bitten anzugehen, wäre dem jungen Mädchen gar nicht erst in den Sinn gekommen. Ihr blieb nichts anderes, als ihre letzte schwache Hoffnung auf Hipyllos zu setzen.

Als aber der Tag anbrach, welcher der Hochzeit voraufging, ohne daß die geringste Aussicht auf Rettung sich zeigte, da hörte Klytia auf, noch weiter Thränen zu vergießen, und versank, wie ein Wesen, das nichts mehr zu hoffen hat, in einen Zustand stumpfer Unempfindlichkeit. „Was frommte es, wollte ich mich krank stellen?“ so dachte sie. „Man wird mir sagen: das ist nichts, es wird vorübergehen! Kann ich ganz allein mich allen widersetzen? Kann ich das Brautgefolge warten lassen? Nein, selbst wenn ich jammerte und in Klagen ausbräche, wird man mich auf den Wagen heben und jenen Menschen mich nach seinem Hause fahren lassen.“ Von diesem Augenblicke an fand sie sich willenlos in alles.

Als der Abend kam, der letzte Abend, den sie

unter dem väterlichen Dache zubringen sollte, sah man in der engen Jungfernkammer ihre Mutter und ein paar Sklavinnen um sie beschäftigt. Die Kammer war ein kleiner Raum mit braunroten Wänden, von einer Thonlampe erhellt, die auf einem ehernen Dreifuß stand. Klytia saß, abgewendet von der Lampe, auf einem niedrigen Stuhl, und Doris stand hinter ihr, im Begriffe, ihr das Haar zu ordnen und in einen Knoten aufzubinden. Im Hintergrunde des Gemaches hatte Maira im Verein mit einer älteren Sklavin, welche Klytias Amme gewesen war, angelegentlichst mit Nachsehen von Gewändern, Tüchern, Brustbändern und Überwürfen zu schaffen, welche sie über das Lager des jungen Mädchens, ein schmales, mit bunten Kissen und Decken belegtes Nachtbett aus Ahornholz, ausgebreitet hatte.

Es herrschte eine gedrückte und betrübte Stimmung in der Kammer. Selbst die Luft des kleinen Raumes war beschwerend, sozusagen mit der eigentümlichen feuchten Frische reiner Frauenkleider gesättigt, mit einem durchdringenden Dufte von Salbe und medischen Äpfeln gemischt, welch letztere zwischen die Gewänder gelegt waren, um denselben Wohlgeruch zu verleihen. Dann und wann wechselten Klytias Mutter und die Amme ein paar Worte, doch so leise und flüsternd, als wären sie bei einem Kranken, der nicht gestört werden dürfte. Das junge Mädchen überließ sich in völliger Schweig-

samkeit der Sorgfalt ihrer Lieblingssklavin, und selbst deren eilfertige Zunge war ins Stocken geraten.

Plötzlich ließen sich draußen fröhliche Mädchenstimmen vernehmen. Nach altem Brauch sollte die Braut am Abend vor der Hochzeit ein Bad nehmen, wozu das Wasser von einer reinen Jungfrau aus der Quelle Enneakrunos geschöpft und herzugebracht sein mußte. Eine junge Nachbarin, mit Namen Koronis, die Tochter eines wohlhabenden Korbmachers, welche seit ihrer Kindheit Klytias Freundin gewesen war und alle Zeit voll Bewunderung zu ihr aufgesehen hatte, diese Jungfrau hatte mit ihren Sklavinnen das Quellwasser geholt.

Als sie hereintrat, war es, als ob ein Lufthauch von Leben und Heiterkeit in die schweigsame Jungfernkammer hereindränge. Koronis war ein kleines, munteres Mädchen, mit kindlichem Gesicht, in welchem — alles lachte: die dunklen Augen, der Mund, die Wangen, die Grübchen. Sie war ganz in Weiß gekleidet und trug den bei Reinigungen gebräuchlichen Lorbeerzweig. Diesen setzte sie jedoch alsbald an der Thür ab, als ob sie sagen wollte: „Hier bleibst du stehen, du unnützes, feierliches Ding!“

Sie fand kaum Zeit zum Grüßen, — so viel hatte sie zu erzählen. An der Quelle hatte sie ein paar andere Badejungfrauen getroffen; sie hatten geplaudert und geplaudert; Koronis wußte darum gar genau zu sagen,

was alles für Hochzeiten am folgenden Tage gehalten werden sollten; sie kannte Väter, Mütter, Bräute und Bräutigame und hatte von den Festtrachten, Brautführern und Hochzeitsgelagen mancherlei zu berichten.

Als alles dies erörtert war, begannen die Vorbereitungen eines jener Auftritte, wie sie die Kunst damaliger Zeit auf mehr als einem Vasenbilde wiedergegeben.

Doris setzte eine Badewanne von der Form einer Muschelschale mitten auf den Boden und stellte die gefüllte Hydria daneben. Darauf vor ihrer Gebieterin niederknieend, löste sie ihr den Gürtel nebst den Agraffen auf den Schultern. Ein paar kleine Züge genügten, das Gewand um die Hüften der Sitzenden herniedergleiten zu lassen, und hervor aus einer Wolke weißer Falten tauchte der ganze Oberteil dieses zarten, jungfräulichen Leibes, dessen Nacktheit, gegen die braune Wand beschaut, doppelt blendend anzusehen war, und geschaffen, Augen wie Herzen zu bethören.

Nun begann jenes vertrauliche Wortgetändel, wie es immer bei solchen Gelegenheiten zwischen Frauen sich regt.

„Liebe, wie schön du doch bist!" rief die kleine Koronis aus und drückte einen leichten Kuß auf die Schulter der Freundin. „Welch eine Haut, — was ist das feinste serische Gespinst gegen diese Glätte!"

„Ja," sagte die ältliche Amme mit einer Selbstzufriedenheit, als ob sie Klytia für ihr Werk ansähe. „Das

weiß ich, daß selbst Ledas Busen nicht schöner war ... hier bedarf's keines Brustbandes."

Doris sah lächelnd nach Koronis und der Amme.

„Das, was ihr rühmt, verdient das höchste Lob," sagte sie. „Doch ist es das nicht, was ich am meisten preise." Und mit einem Blick voll wahrer Hingebung kniete sie vor Klytia nieder, ergriff deren Hand und küßte sie. „Was ich an meiner schönen Jungfrau am höchsten lobe, das ist ihre Güte. Von Kind auf habe ich Tag für Tag sie bedient, — und niemals, in der langen Zeit, auch nur ein einzig böses Wort gehört."

„Glaube mir, meine Klytia," fügte die Mutter, nicht ohne einen gewissen Stolz, und dennoch mit Thränen in den Augen, hinzu, „du wirst froh und glücklich werden! Welcher Mann muß dich nicht lieb gewinnen, — gut und schön, wie du bist!"

Nun nahm Koronis ihre Freundin bei der Hand. Indem Klytia sich erhob, sank die Gewandung hernieder und blieb als ein breiter faltenreicher Kranz von weißem Linnen auf dem Fliesboden liegen. Einen Augenblick, doch auch nur einen solchen, stand das junge Mädchen, von dem milden Licht der Lampe beschienen, in der Pracht ihrer schneeigen Glieder in dem dunklen Jungferngemache aufrecht. Darauf trat sie mit einer schamhaften Bewegung aus den Falten des Gewandes und kauerte sich in der Badewanne nieder.

Koronis hob mit einer schalkhaft drohenden Miene die gefüllte Hydria in die Höhe.

„Klytia, sei gefaßt auf einen Schauer!“ sagte sie lachend. „Ich will thun, wie in des Lampros’ Badegesang geschrieben steht.“ Und indem sie zugoß, so daß das Wasser über den reinen, geschmeidig zusammengebeugten Leib herniederrieselte, trällerte sie halb laut:

Achtsam Bornes Naß ergieße
Auf der Brautmaid Schneehals nieder,
Daß auf Arm’ und Brust es fließe,
Netz’ ihr all’ die hehren Glieder!
Bald die Holde dann verspüret
Kühler Fluten Wonnekosen,
Das auf Leibes Marmor führet
Einen Hauch vom Rot der Rosen.

Während Doris mit einem wollenen Tuche ihrer Gebieterin Rücken trocknete, folgte diese mit den Augen den bebenden Wassertropfen, wie sie an ihrem Halse so einander zueilten und sich fanden, um sodann in blinkenden Schlangenlinien über die glatte Haut herniederzulaufen. Klytia war keineswegs hochmütig im Bewußtsein ihrer Schönheit; wenn sie wie nun jedoch so auf den weichen Fall der Schultern und die keuschen Rundungen des Busens niederblickte, konnte sie sich des Eindruckes von etwas ungewöhnlich Schönem immerhin nicht erwehren. Das Enneakrunos-Wasser hatte nicht allein ihren Leib gestärkt, sondern auch ihrer Seele neue Spannkraft verliehen. Ein Gewirr von

Gedanken durchkreuzte ihr Haupt. Erzählte nicht selbst Homeros von blutigem Kriege, entbrannt um eines Weibes willen? Weiberschönheit mußte also etwas sehr Köstliches sein. Und für wen war sie denn nun bestimmt?

Sie sah im Geiste ihren Bräutigam Akestor, — stattlich und prunkend, doch ohne Spur attischer Feinheit, großleibig und schwerfällig. Nur ein einziges Mal hatte sie mit einem flüchtigen, scheuen Blicke ihn betrachtet. Das Auge der Frauen aber ist wie der Blitz. Sie hatte da ihn darauf ertappt, wie er mit einem Ausdruck seine Augen auf sie heftete, desgleichen sie niemals noch gesehen. Sie empfand es als etwas Empörendes, als eine Entheiligung, daß sie diesem Manne überliefert werden sollte, und sie gelobte sich selbst, kein Mittel zu scheuen, um einer so bitteren Schmach zu entrinnen.

Dieser Beschluß sollte gar bald auf die Probe gestellt werden.

XVI.

Kaum hatte Maira, von der Amme begleitet, sich entfernt, um Koronis hinauszugeleiten und eine letzte Besichtigung des Hauses vorzunehmen, als draußen sich ein Laut vernehmen ließ, wie wenn ein kleiner Stein an die Mauer geschlagen worden wäre. Wie unbedeutend dieses Geräusch auch war, Doris schreckte zu=

sammen, und Klytia, die eben im Begriff stand, das Gewand anzulegen, hielt es vor sich auf, wurde glühendrot und lauschte mit verhaltenem Atem.

Doris lief nach dem Guckloche hin und zog den roten Vorhang zur Seite. Draußen vor der Öffnung hörte man eine flüsternde Stimme ein paar Worte sagen. Es klang wie eine Frage, was da gesprochen wurde. Ehe Doris Antwort gab, wandte sie sich nach Klytia um und sagte: „Das ist sein Sklave Manodoros. Er fragt, ob du allein seist."

Darauf steckte sie den Kopf aus dem Guckloch.

„Ja, — ganz allein," antwortete sie in gedämpftem Tone. „Doch was willst du? Sag an! Die Mutter der Jungfrau ist eben weggegangen und kommt gleich zurück."

Doris reckte den Arm, so weit sie konnte, aus dem Guckloch. In demselben Augenblicke errötete sie bis über Hals und Ohren, und stampfte ungeduldig mit dem Fuße auf. „Laß!" rief sie, „laß! 's giebt nichts zu tändeln jetzt." Als sie wieder sich umkehrte, hatte sie einen Papyrosbrief in der Hand.

„Lies, liebe Jungfrau," sagte sie, indem sie die Badewanne ergriff und hinaustrug. „Ich halte draußen Wache."

Klytia ergriff mit zitternder Hand den Brief und brach das Siegel. Der stumpfgleichgültige Ausdruck

ihrer Züge war wie weggeweht und ihr schönes Antlitz strahlte in Erwartung und Hoffnung.

Das Schreiben enthielt folgende Zeilen, die augenscheinlich in Eile geschrieben waren, da hier und da ein Wort ausgestrichen und mit einem andern vertauscht worden war:

„Teuerste Klytia!

Du bist allein gegen die Vielen; ich fürchte, du wirst dich überreden lassen. Du mußt entfliehen; dies ist die einzige Rettung. Die Priesterin des Sabazios ist gewillt, dich entgegenzunehmen. Doris muß mit; sonst wird sie gefoltert werden und alles gestehen.

Im Namen aller Götter, thue, was ich dir anrate, meine Geliebte! Hast du nicht selbst mich den Herrn deines Lebens genannt? Du wirst leicht durch den Garten entschlüpfen können; bleibe fort, bis einige Tage verstrichen sind, dann ist alle Gefahr vorüber. Den Zorn deines Vaters werde ich zu beschwichtigen wissen. Hat derselbe außerdem etwas zu bedeuten im Vergleich zu den vielen glücklichen Jahren, die unser warten?"

Wäre dies Schreiben zu früherer Zeit ihr zugegangen, so würde Klytia sich nimmermehr zu einem Schritte haben verstehen können, der so gänzlich dem zuwiderlief, was für eine attische Jungfrau sich ziemte. Der Gedanke an ein Verlassen des elterlichen Heims würde sie empört haben, ihr als das Allerunmöglichste

erschienen sein. Doch jetzt, wo der Widerwille gegen Akestor bei ihr ebenso rege geworden war, wie die Liebe zu Hipyllos, fand sie diesen Brief zwar dreist, sah aber zugleich auch ein, daß Hipyllos die Wahrheit gesprochen. Die Gefahr war nahe und drohend, und es gab schon keinen andern Ausweg als den der Flucht, wenn sie nicht für immer einander verlieren sollten.

„Er hat recht," dachte sie. „Ich nannte ihn den Herrn meines Lebens. Sollte ich da sein erstes Geheiß nicht befolgen mögen? Nein, — ich thue, was er heischt, — geschehe, was da wolle!"

Als Doris hereinkam, um die leere Hydria zu holen, stand Klytia mit hochgeröteten Wangen und mit einem Blick vor ihr, in welchem sich unzweideutig ein fester Beschluß kund gab.

„Wenn alles im Hause still ist," sagte sie, „entfliehe ich durch den Garten. Du sollst mich begleiten."

Doris blieb mit offenem Munde stehen; die leere Hydria, welche sie eben ergriffen hatte, fiel ihr aus der Hand und zerbrach mit Gerassel auf dem Fliesboden.

„Die Götter mögen das Wahrzeichen abwenden!" murmelte sie, indem sie die Scherben auffammelte.

Doch Klytia ließ sich nicht stören.

„Wenn Vater und Mutter schlafen," fuhr sie fort, „schleichst du dich in die Schlafkammer und nimmst den Gartenschlüssel."

Doris traute ihren Ohren kaum. Sie erkannte

Klytia nicht wieder. War dies das ängstliche junge Mädchen, welches vor kurzem noch vor der Zusammenkunft mit Ninos so sehr gebangt und Schritt für Schritt hatte geleitet werden müssen? Nun war sie es, die da befahl, und Doris es, welche Bedenken hegte.

„Aber glaubst du auch, Jungfrau?...“

Klytia erhob die Hand mit einer Bewegung, welche Schweigen gebot.

Im nämlichen Augenblick ließen draußen sich Tritte vernehmen. Es war die Mutter, welche zurückkam. Sie hieß Doris hinausgehen, setzte sich auf die Kante des Nachtbettes und zog Klytia zu sich nieder. Es war der letzte Abend, den die Tochter im Elternhause zubringen sollte. Maira strich liebkosend Klytia's Haar, nahm ihre Hände zwischen die ihrigen und sprach lange mit ihr in vertraulichem Geflüster. Als sie endlich sich trennten, geschah dies nur mit Widerstreben und nach langen Umarmungen und Liebkosungen, und beide hatten Thränen in den Augen.

Klytia empfand eine Art Reue, doch das veränderte ihren Entschluß nicht.

Sie riß von Hipyllos' Briefe einen Papyrosstreifen ab und schrieb folgende Zeilen darauf:

„Liebe Mutter!

Vergieb mir, ich muß entfliehen, — ich verabscheue jenen Menschen. Doch bange nicht! Ich suche meine Zuflucht an einer sicheren Stätte, wo mir nichts Böses

widerfahren wird. Doris geht mit mir. Binnen wenigen Tagen, wenn die Gefahr vorüber, komme ich wieder. Sei gegrüßt, teure Mutter, und gesegnet sei deine Liebe! Als Jungfrau verlasse ich das Haus meines Vaters, als Jungfrau kehre ich zurück."

Als Klytia mit einer Nadel den Papyrosstreifen an das bunte Kopfkissen gesteckt, raffte sie die wenigen Kleidungsstücke zusammen, deren sie während einer kurzen Abwesenheit bedurfte. Nun kam Doris herzugeschlichen; sie hatte an der Schlafkammer gelauscht. Xenokles und seine Ehefrau schliefen noch nicht, sondern besprachen sich mit einander; sie hatte sie das Wort „Brautführer" nennen hören.

XVII.

Etwa eine Stunde nachher schlich Doris sich abermals durch den offenen Saal der Frauenwohnung, den sogenannten Prostas, nach der Schlafkammer der Ehegatten hin. Sie lauschte, hörte aber nichts; das Gespräch schien verstummt zu sein. Die Schlafkammer war einer der wenigen Räume des hellenischen Hauses, der mit einer Thür verschlossen werden konnte. Glücklicherweise stand die Thür jedoch angelehnt; um aber hineinzuschlüpfen, mußte Doris sie weiter aufschieben. Kaum berührte sie dieselbe, als ein lautes und vernehmliches Knarren sie zurückschrecken machte. Doris fühlte, wie das

Blut ihr aus den Wangen wich; doch hinein sollte und mußte sie! Mit der äußersten Behutsamkeit nahm sie wieder die Thür in die Hand; diesmal ließ sie sich ohne Geräusch öffnen.

Lautlos wie ein Schatten schlich sie auf ihren bloßen Füßen sich in die Kammer. Eine dumpfe, eingeschlossene Luft drang ihr entgegen. Sie vernahm die Atemzüge Schlafender; im übrigen herrschte die tiefste Stille. Draußen vom Säulenhofe her drang das schwache Licht des Nachthimmels zu der geöffneten Thür hinein. Nur undeutlich erkannte Doris das Lager; davor befand sich etwas Helles, welches auf den Boden niederschleppte, — ohne Zweifel lange Weiberkleider, welche von einem Stuhl niederhingen. Sie tappte vorsichtig weiter, besorgt, irgendwo anzustoßen und Geräusch zu machen. Sie empfand eine seltsame Unsicherheit, und ihre Füße schienen ihr schwer wie Blei. Mit weit aufgerissenen Augen sah sie oder glaubte sie zu sehen, wie auf dem Bette zwei menschliche Gestalten ausgestreckt lagen. Sie trat ein paar Schritte näher, da fühlte sie sich wie von Entsetzen gelähmt und nahe daran, in die Kniee zu sinken. Die eine der Gestalten saß auf dem Lager aufrecht und wandte ihr das Antlitz zu. Sie konnte deren Augen nicht erkennen, doch empfand sie, daß dieselbe sie anblickte.

„Bist du es, Doris?... Was willst du?“ ertönte es mitten in der Stille.

Doris erkannte die Stimme, obschon dieselbe in der

Dunkelheit und der Stille der Nacht ihr einen spukhaften Klang zu haben schien. Es war Maira, welche sprach.

Die Mutter war mit dem Gedanken an die Hochzeit ihrer Tochter so sehr beschäftigt, daß sie gar nicht erschreckt wurde, als sie Doris sich ins Zimmer schleichen sah. Ihre Stimme klang nur ein wenig verwundert.

Doris vermochte nicht zu antworten; es war ihr unmöglich, auch nur ein einziges Wort über die Lippen zu bringen.

„Was willst du so spät?" tönte es wieder, diesmal mit einer gewissen Ungeduld.

Doris that sich Gewalt an, um ihrer Stimme Herr zu werden.

„Den Schlüssel..." stammelte sie, „ich wollte den Schlüssel holen."

„Wozu?"

„Die Nachtlampe ist ausgegangen, ich wollte sie beim Nachbar anzünden."

„Thörin, das kannst du ja an Klytias Lampe thun. Die scheint ja draußen an der Säule."

Dem war nichts zu entgegnen, — Doris sah ihre Sache als verloren an. Die Größe der Gefahr selbst aber ließ sie sich zusammen nehmen. Sie schöpfte tief Atem und fühlte sich aufs neue im Besitz ihrer Kräfte. Sie *wollte* den Schlüssel haben! Und all das Harte und Trotzige, wie solches ein fester Entschluß mit sich bringt, erfüllte sie mit einem Male so gänzlich, daß sie,

unbekümmert darum, ob Xenokles wachte oder nicht, geradenwegs auf ihr Ziel losging.

„Ich muß doch den Schlüssel haben," sagte sie in einem Tone, der in den eigenen Ohren ihr fremd und kalt klang, „ich soll das Badewasser ausgießen."

„Laß es stehen bis morgen."

Doris fühlte mit der Hand über die Wand am Kopfende des Bettes hin und fand den Haken und den Schlüssel mit den drei Zacken. Sie nahm ihn ruhig und ohne alle Übereilung.

„Ich darf das Wasser nicht stehen lassen," sagte sie. „Die Jungfrau hat mir befohlen, es auszugießen."

Und ohne ein Wort der Erwiderung abzuwarten, verließ sie, leicht wie eine Feder, die Schlafkammer und lief, atemlos vor Freude und Aufregung, zu Klytia zurück, der sie triumphierend den Schlüssel vorhielt.

Klytia nahm sie in ihre Arme und küßte sie zärtlich.

Ohne einen Augenblick verstreichen zu lassen, gab sie ihr das Bündel mit ihren Kleidern, warf ein blaugestreiftes Tuch über den Kopf, löschte die Lampe aus und schlich sich, ihre treue Dienerin an der Hand, zum Jungfernzwinger hinaus.

XVIII.

Klytias Herz klopfte vor Aufregung. Ehe sie weiterging, lüftete sie den Vorhang des Zimmers, worin die Bilder der Hausgötter standen, und indem sie gegen

die in dem nächtlichen Dunkel unsichtbaren Gestalten sich verneigte, murmelte sie halblaut:

„Zürnet nicht, ihr Beschützer meines Geschlechtes! Verlaßt mich nicht, da ich euch verlasse!"

Darauf schritt sie, von Doris begleitet, durch den offenen Saal in einen größeren Arbeitsraum für Frauen. Das Dunkel war hier so dicht, daß nur ein paar schmale graue Streifen sich erkennen ließen; dies waren die in der Mauer befindlichen Gucklöcher, durch welche das Gemach Tags über sein Licht erhielt. Eine Luft von eigener Wärme, — der von Menschen, drang den Fliehenden entgegen, und man hörte die Atemzüge einer Zahl Schlafender. Zur Nachtzeit ruhten hier nämlich den Wänden entlang mehrere von den Sklavinnen des Hauses, auf Lagern aus Polstern und Filzdecken. Indem Doris der nach dem Garten führenden Thür zuschritt, stieß sie mit dem Kleiderbündel an etwas, — jedenfalls einen hohen Dreifuß. Sie haschte eilig danach, griff in dem Dunkel aber vorbei. Er stürzte mit großem Gepolter um, und eine Kupferlampe, welche darauf gestanden hatte, flog mit Gerassel auf den Steinboden dahin. Die Sklavinnen fuhren aus dem Schlafe auf, die eine erschreckte mit ihrem Geschrei die andere, so daß sie alle mit einander um die Wette aufkreischten. Da ertönten über den Säulenhof hin eilige Schritte und eine männliche Stimme rief in scheltendem Tone:

„Den Donner auch! Warum schreit ihr? Was giebt's?"

„Still, ihr Narren!“ sagte Doris mit ihrer wohlbekannten Stimme, „haltet ihr mich für einen Dieb, der die Thür aus ihren Angeln gehoben oder sich unter der Mauer eingegraben hat?“

„Was willst du hier?“ fragte der Thürhüter der Frauenwohnung; denn er war es, welcher herzugeeilt war.

Doris hatte unterdes das Schloß gefunden und den Schlüssel hineingesteckt.

„Eh!“ antwortete sie wie verdrießlich über die vielen Umstände, „ich soll das Badewasser ausgießen. In der Dunkelheit stieß ich aber an einen Dreifuß an, — der fiel, — und da schrieen sie wie von einem Dämon besessen.“

Damit öffnete sie die Thür, schob Klytia zu derselben hinaus und folgte selbst hinterher.

Die Fliehenden befanden sich nun im Garten. Hier war das Dunkel nicht dichter, als daß sie ohne Schwierigkeit noch die Gänge erkennen konnten, welche zwischen den finsteren Massen der Sträucher und Bäume sich hinzogen. Ein feuchter Windhauch strich an ihren Gesichtern vorbei, und die Blumen dufteten betäubend stark; sie hörten im Laube es rascheln, wie Würfel auf einem Kupferschilde, und es fielen einzelne große Tropfen.

Klytia empfand unsägliche Erleichterung, nach der Angst, die sie ausgestanden. Ihr war, als ob sie mit der nächtlichen Luft den Hauch der Freiheit atmete, und sie dachte mit einer Art wonnigen Schreckens an die

Begegnung mit Hipyllos. Doris war noch sehr mit dem Gedanken an das nächtliche Geräusch beschäftigt, tröstete sich jedoch schließlich damit, daß der Thürhüter alles erklären würde.

Nahe am Gartenpförtchen standen zwei dunkle Gestalten. Die eine trug das Haar dicht geschoren, — also ein Sklave; die andere hatte lange Locken, und obschon die beiden sich als zwei schwarze Schattenrisse dem Blicke boten, erkannte Klytia doch Hipyllos alsbald an der stattlichen Art, wie der Mantel ihm saß, einem Kennzeichen, das allein schon genügte, um den jungen Eupatriden anzuzeigen.

Klytias Herz klopfte stärker, und sie mußte plötzlich über alle Glieder erzittern — gerade wie an jenem Abend, wo sie zur Priesterin des Sabazios sich hinübergeschlichen hatte.

Kaum war sie zur Gartenpforte hinausgetreten, als Hipyllos ihr entgegeneilte.

„Habe Dank," sagte er, „sei gesegnet, daß du kamst!"

Das junge Mädchen schwieg; sie war viel zu erregt und verwirrt, als daß sie ein einziges Wort hätte erwidern können.

„Du sahst ein, daß es notwendig war," fuhr Hipyllos fort, „und zudem —"

Er hielt inne und blickte ihr lächelnd ins Antlitz; er hatte noch niemals sie schöner gesehen. Das blau=

gestreifte Tuch, welches sie über das Haupt geworfen, breitete über ihre Züge einen leichten Schatten, der ihnen eine eigene, geheimnisvolle Anmut verlieh.

„— und zudem," fügte er hinzu, „schriebst du ja, daß du all dein Vertrauen auf mich setztest."

Klytia erhob ihre dunklen Augen zu ihm.

Hipyllos legte seinen Arm um ihren Leib, und obschon er ein schwaches Widerstreben fühlte, geleitete er sie doch so die wenigen Schritte nach der Mietwohnung hinüber, wo die Priesterin des Sabazios sich befand. Dies war ein Tristegos, ein Haus mit drei Stockwerken, welches dem Waffenschmied Sauros gehörte und neben dessen Werkstatt lag.

Beim ersten gedämpften Schlage mit dem Eisenringe war Ninos bereit und öffnete die Thür.

Hipyllos ergriff Klytias beide Hände.

„Wir müssen uns trennen," sagte er. „Doch was auch immer geschehen möge, gehe du nicht nach Hause zurück, ehe du von mir Botschaft erhalten. Und nun lebe wohl, du Herrliche, du Einzige, du meines Lebens Licht!"

Er drückte sie an seine Brust, und ehe sie es verhindern konnte, hatte er einen Kuß geraubt.

Doch Klytia riß sich los, raffte die Falten ihrer Kleidung zusammen und flog, leicht wie eine Hindin, die Treppe hinauf, woselbst ihre lichte Gestalt im Dunkel verschwand.

Hipyllos starrte ihr nach.

„Bei Aphrodite,“ rief er aus, „— wie ein Schmetterling!“

XIX.

Maira schlief die Nacht nicht viel. Am Morgen wunderte es sie, daß sie Doris nicht im Hause umhertrippeln sah. Nachdem sie den Jungfernzwinger leer gefunden, zweifelte sie gleichwohl nicht, daß Klytia und ihre Lieblingssklavin sich im Garten befänden. Sie ging hinaus und rief zu wiederholten Malen; da sie jedoch nur Stillschweigen als Antwort bekam, durchzuckte sie plötzlich die Ahnung eines Unglücks. Sie eilte nach der Jungfernkammer, sah überall nach, fand den Papyrosstreifen auf dem bunten Kopfkissen und durchlas ihn mit atemloser Hast.

„Barmherzige Götter!“ rief sie und schlug die Hände zusammen. „Entwichen, — geflohen zu nächtlicher Stunde!... Klytia, Klytia, wie konntest du ein solches Leid mir anthun! Unser Haus zum Gespött neidischer Nachbarn machen! — Was wird dein Vater sagen? Er wird wüten und dich verwünschen...“

Plötzlich aber wurde sie anderen Sinnes.

„Ja, laßt ihn wüten,“ murmelte sie, „laßt ihn drohen und verwünschen... Meine Klytia dazu zu

bringen! Wie sie gelitten haben muß! Doch, bei Hera, er soll die Wahrheit zu hören bekommen!"

Sie war bereits auf dem Wege nach der Schlafkammer, als sie auf einmal anhielt.

„Wo denke ich hin!" rief sie aus. „Erst heißt es, Klytias Flucht zu verbergen. Niemand darf ahnen, daß das Jungfernzimmer leer ist."

Sie rief Eunoa herbei, die älteste der häuslichen Sklavinnen, und sagte ihr:

„Klytia ist krank. Setze dich hierher, vor die Thür, und laß keinen hinein, nicht einmal die Amme. Thue genau, wie ich dir sage."

Eunoa machte große Augen; sie hatte noch niemals ihre Herrin in einem so kurzen und gebieterischen Tone reden hören.

Als Maira in die Schlafkammer trat, war eine Feierlichkeit an ihr zu gewahren, die Xenokles' Aufmerksamkeit erregte. Er lagerte sich auf das Ruhebett und winkte sie zu sich heran.

Doch anstatt Platz zu nehmen, blieb Maira vor ihm stehen und blickte ihm starr in das Gesicht. Xenokles traute seinen Augen kaum. Es war das erste Mal in den zwanzig Jahren ihrer Ehe, daß sie nicht auf der Stelle gethan hatte, was er verlangt.

„Setze dich!" wiederholte er und deutete wieder auf den Sitz.

Maira schien das nicht zu hören.

„Ich habe eine schlechte Botschaft," sagte sie kalt. „Es ist diese Nacht uns ein Unglück widerfahren."

„Was giebt's? was giebt's?" rief der kleine, eifrige Mann, und indem er auf den Papyrosstreifen wies, den sie in der Hand hielt, fragte er: „Ist dies das Unglück?"

„Das ist von Klytia," erwiderte Maira und las den Inhalt vor, in einem Tone, als ob die Sache sie gar nichts anginge.

Bei den Worten: „Vergieb mir, ich muß entfliehen", fuhr Xenokles auf, und mit gestreckten Beinen schwang er von seiner liegenden Stellung aus die Füße auf den Boden, so daß er auf dem Ruhebett aufrecht zu sitzen kam. Er schien ganz die Sprache verloren zu haben, und er tappte wie geistesabwesend mit den Händen am Gürtel herum, den er nicht fertig geworden war, zu schnallen.

Er dachte an Klytias Kindheit, an ihr schönes, sanftes Antlitz, an ihre unschuldigen Liebkosungen. Seine Augen füllten sich mit Thränen, — er konnte nicht glauben, daß sie fort wäre.

Maira war eine gute Hausmutter und liebte ihren Gatten voll Zärtlichkeit; sie war aber nicht großmütiger als der überwiegende Teil des weiblichen Geschlechtes. Wie tief Xenokles auch erschüttert war, kam es ihr doch nicht in den Sinn, ihn zu schonen. Was sie mit

Stillschweigen lange Jahre hindurch getragen, es mußte schließlich heraus.

„Nun haben wir denn keine Tochter," sagte sie, als eine Art Einleitung.

Xenokles schwieg, und es zog ein krampfhaftes Beben über die Züge um seinen Mund.

Es trat ein Augenblick der Stille ein; in der frühen Morgenstunde herrschte eine so lautlose Ruhe im Hause, daß man das Gesumm der Fliegen vernahm, die auf dem Binsenteppich an der Thür sich sonnten.

„Es wäre besser gewesen," fiel Maira ein, „wenn du nicht immerfort mit deinen Bauzeichnungen und Maßen den Kopf voll gehabt hättest. Ganze Tage konnten verstreichen, ohne daß du für mich oder Klytia ein Wort gehabt hättest, und sprach ich dir von etwas, das nicht nach deinem Sinn war, — flux wurde ich da so barsch abgefertigt, daß ich nicht noch weiter damit anzukommen wagte. Doris, die Sklavin von Geburt und Art, war zehnmal besser mit Klytias Angelegenheiten vertraut als du. Bei Adrasteia, es ist eine leichte Sache mit dem Vatersein, wenn es dabei genug ist, seiner Tochter Haus und Kleider und Nahrung zu geben! Hättest du aber ein Herz gehabt für dein Kind, hättest du geahnt, was sie erhoffte und wonach sie verlangte, hättest du gewußt, was sie ärger fürchtete als den Tod, — dann wäre jenes Unglück uns nicht widerfahren."

Xenokles starrte Maira an wie eine Fremde. Er begriff, daß die Mutterliebe es war, welche sie so stark machte, und zu gleicher Zeit fühlte er auch so dunkel, daß er vielleicht das eine oder das andere sich vorzuwerfen hätte.

Er beugte das Haupt.

„Was ist da zu thun?“ murmelte er. „Sage du es, Maira. Du warst mir immer ein gutes Weib.“

Bei diesen schlichten Worten entschwand Mairas ganzer Zorn. Sie nahm von selbst bei ihrem Gatten Platz. Ihre Augen begegneten sich; sie schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn.

„Erst,“ lispelte sie, „müssen wir Klytias Flucht verbergen. Sodann mußt du, lieber diese Stunde als die nächste, zu Akestor gehen und ihm erklären, daß die Hochzeit aufgeschoben werden müsse, da Klytia krank sei. Du kannst ja sagen, daß sie irre Worte rede, und daß niemand zu ihr hineinkommen dürfe.“

Xenokles erhob sich.

„Das wird ein schwerer Gang,“ sagte er.

Glücklicherweise lag Akestors Haus im Stadtteil Melite. Xenokles hatte darum Zeit genug, seine Gedanken sich klären zu lassen, ehe er dahin gelangte.

Wie er gefürchtet, fand er die Sklaven im Begriff, das Haus mit Kränzen und Laubgewinden zu schmücken.

„Nehmt das alles wieder herunter!“ sagte der

kleine, voreilige Mann. „Die Braut ist krank. Es wird nichts aus der Hochzeit.“

Der Thürhüter, der in der halbgeöffneten Hausthür stand und den Sklaven zusah, hörte das. Er eilte zu seinem Herrn hinein, und wiederholte, indem er den Besuch meldete, ihm diese Worte.

Xenokles war nicht der Mann, der an einer halbgeöffneten Thür stehen geblieben wäre, am allerwenigsten im Hause seines zukünftigen Schwiegersohnes. Er folgte alsbald dem Thürhüter hinterher.

Als er jedoch über den Säulenhof des Hauses kam, stutzte er über einen Schlag, den er vernahm, und hörte deutlich die Worte: „Nimm das, du Unglücksvogel, für deine schlechte Botschaft!“

Akestor empfing Xenokles mit finsterer Stirn und gerunzelten Brauen.

„Ist das wahr, was dieser Schafskopf da sagt?“ fragte er, ohne Xenokles zu Worte kommen zu lassen.

„Die Götter haben mir einen bitteren Kelch zu leeren gegeben!“ erwiderte der kleine Mann mit Würde. „Meine Tochter ist plötzlich krank geworden. Sie redet unverständliche Worte, und niemand darf zu ihr kommen. Es ist notwendig, daß die Hochzeit aufgeschoben wird.“

Akestor gab keine Antwort, sondern starrte finster vor sich her.

„Seltsam!“ murmelte er. „Eine Braut, die am

Hochzeitstage krank wird, — wer hat wohl so etwas gehört? Beim Zeus, wenn sonst etwas, so scheint mir dies ein schlimmes Wahrzeichen! Vergiß nur nicht, daß du Ersatz mir schuldest, und zwar, bei den Göttern, doppelten. Denn fürs erste ist das Mädchen schön genug, daß gar viele auch ohne Mitgift sie heiraten würden, und demnächst habe ich auf den verabredeten Betrag als auf eine Summe gerechnet, die mir sicher wäre.

„Ich will darüber nachdenken," erwiderte Xenokles kalt.

Und er ging hinweg, noch mehr über Akestor mißvergnügt als über sich selbst.

Auf dem Heimwege kam ihm das insgesammt wieder in den Sinn, was die Morgenstunde gebracht hatte, und indem Klytias Flucht, Mairas Vorwürfe und Akestors Habsucht ihm im Kopfe herumging, seufzte er tief auf und rief:

„Die Götter mögen wissen, wie das alles enden wird!"

XX.

Zwei Tage darauf war die Hetärie bei Lamon versammelt. Sein Haus, in welchem mehrere Geschlechtsfolgen hindurch ein großes Walkereigeschäft betrieben worden war, lag am Abhang des Museion.

Alles Wasser, welches gebraucht wurde, mußte mühselig von Sklaven oder Lasttieren hinaufgeschleppt werden; doch drang andererseits wieder der städtische Staub nicht hinauf, weshalb das gewalkte Zeug im Freien getrocknet werden konnte, und ferner gab es hier wegen des Spülwassers keine Unannehmlichkeiten mit den Wegaufsehern. Es verlief, unbeachtet, über die Seite der Anhöhe dahin.

Um zur Hausthür hinaufzugelangen, mußten die Kunden, welche aus den unteren Teilen der Stadt kamen, um den längsten Flügel des Hauses herumgehen. Dieser Übelstand war mehrere Geschlechtsfolgen hindurch geduldet worden. Man nahm damals das Vaterhaus, so wie es eben war, und verfiel nicht leicht darauf, daß es anders hätte sein können.

Lamon hatte indessen sich einigermaßen zu helfen gewußt. Neben der Walkerei lag eine Tuchkammer, welche nach der unten liegenden Stadt hinausging. Diese hatte er zur Erleichterung für seine Kunden in einen offenen Laden verwandelt.

Vor allen Dingen hatte er die Außenmauer durchbrechen, an deren Stelle ein paar Säulen anbringen und demnächst quer über den Steinboden hin eine mit blanken Marmorfliesen bedeckte Ladenschranke aufführen lassen. Auf diese legten die Kunden ihre Zeugbündel und darauf wurde auch das gereinigte Zeug ausgeliefert, das, mit dem Zeichen des Besitzers versehen, an der

Innenwand aufgehängt war. Des Abends wurde die fehlende Außenmauer durch einen Vorhang, und zur Nacht durch ein Gitter ersetzt, das vom Boden bis zur Decke hinaufreichte.

In diesem Raum, dem größten im Hause nächst der Walkerei, war die heimliche Brüderschaft versammelt. Es war spät am Abend, und an beiden Enden der Ladenschranke waren Lampen angezündet, die auf hohen ehernen Dreifüßen standen. Der grüne Vorhang zwischen den Säulen war vorgezogen und schloß das Gemach wie eine Mauer ab.

Die Verhandlungen hatten noch nicht begonnen; Thuphrastos und Hipyllos unterhielten sich mit einander über Harnische und Waffen. Xenokles hatte zu wiederholten Malen Zeichen der Ungeduld vernehmen lassen; zuletzt lächelte Sthenelos und sagte: „Laßt die Waffen ruhen. Xenokles hat etwas zu sagen, und zwar, wie mich däucht, etwas Wichtiges."

„Ja, beim Zeus, das habe ich!" fuhr es aus dem kleinen, eifrigen Manne heraus, und indem er sich nach allen Seiten umsah, flüsterte er: „Ich fürchte, wir sind verraten."

Akestor sprang von der Ruhebank auf.

„Verraten?" wiederholte er mit sichtbarer Unruhe.

Xenokles warf einen fragenden Blick auf Sthenelos. Dieser nickte beipflichtend.

„Heut Morgen," fuhr der kleine Weißhaarige fort,

„sprach ich mit Sthenelos auf dem Markte. Wir blieben vor dem Bogengange des Zeus Soter stehen, und als wir uns trennten, rief Sthenelos mir nach: „Du weißt doch, daß wir heut Abend bei Lamon zusammenkommen?" Diese Worte verlauteten an der Bildsäule des Zeus Soter. In dem Augenblick, wo ich mich umwandte, um zu gehen, deutete Sthenelos auf die Erde. Ein kleiner, runder Schatten wie der eines menschlichen Kopfes zog sich in den großen ein, der von des Zeus Fußstück über den Platz fiel. Angetrieben von der gleichen Furcht, eilten wir beide hinter die Bildsäule. Hier sahen wir einen mageren Mann mit struppigem Haar eilends hinweggehen. Er war noch nicht zehn Schritte von uns entfernt."

„Wer war der Mann?" fragte Akestor atemlos.

„Kephisodemos."

„Einer der gefährlichsten Sykophanten!"

„Es ist zu Ende mit uns!" murmelte Lysiteles und erhob sich.

Akestor stand der Schweiß auf der Stirn; nichtsdestoweniger bestrebte er sich, ruhig zu scheinen. Er schlug vor, die Hetärie aufzulösen, und es sollte jeder sich nach Hause verfügen.

Thuphrastos nahm die Sache auf eine andere Weise. Er wollte selbst urteilen und that darum eine Frage nach der andern. War der Markt von Lärm und Rufen erfüllt gewesen oder hatte die Marktzeit bereits

aufgehört? Wie weit hatten die beiden von der Säule entfernt gestanden? Nach diesem und noch mehrerem fragte er. Als er erfahren, was er wünschte, zuckte er die Achseln.

„Niemand kann mit Gewißheit beurteilen, ob der Lauscher etwas hörte," sagte er. „Eine leere Furcht aber darf keine Männer in die Flucht jagen. Laßt uns fortsetzen, als ob nichts geschehen wäre."

Es lag eine so überlegene Ruhe in Thuphrastos' Wesen, daß sie sich den anderen mitteilte. Nur Akestor und Lysiteles schienen einen Augenblick unschlüssig; da jedoch die anderen blieben, so schämten sie sich zu gehen und blieben ebenfalls.

Es war im übrigen leicht zu sehen, daß Akestor große Dinge im Sinne hatte. Er war angethan mit all' seiner Pracht, wie wenn er in der Volksversammlung auftrat. Sein langes, sorgfältig geordnetes Haar duftete von Salbe; er hatte einen blendend weißen Chiton an, der am Halse und unten mit einer blau durchwirkten Borte geziert war, und am Zeigefinger der rechten Hand trug er einen großen Siegelring.

XXI.

Akestor rückte nicht alsbald mit dem heraus, was er zu sagen hatte. Es hieß erst die Gemüther sich beruhigen zu lassen. Er sah sich lächelnd im Kreise um und

äußerte, in einem Tone, der darauf angelegt war, Aufmerksamkeit zu erregen:

„Nicht wahr, Freunde, ihr würdet höchlichst erstaunen, wenn ich sagte: ihr habt niemals Athen gesehen."

„Was soll das heißen?" rief Xenokles aus, der viel zu ungeduldig war, um Rätsel zu lieben.

„Ihr wißt," fuhr Akestor fort, „daß einige Gesichter um schön zu erscheinen, von vorn, andere wieder von der Seite gesehen werden müssen. So auch die Städte, — einige müssen von der See gesehen werden, andere vom Lande her..."

„Und von wo aus ist Athen denn da zu sehen?" fragte Xenokles, dem diese Einleitung zu lange dauerte.

„Beim Zeus, von dieser Stelle aus."

Lamon lächelte.

„Nun ja," sagte er, „Pythokleides aus Keos, des Perikles erster Lehrer in der Kunst der Musen, kam in seinem vorgerückteren Alter einst hierher. Er wurde von dem Anblick der Stadt ganz überwältigt und hingerissen, und pflegte nachher zu sagen: ‚Nur der hat Athen gesehen, der es von Lamons Hause aus auf der Höhe Museion erblickte!‘

„Wohlan denn, so zeig uns Athen!" rief Sthenelos aus. „Ihr habt, beim Zeus, mich ganz neugierig gemacht. Als in der Bildhauerstraße geboren, glaubte ich doch die Stadt zu kennen."

Lamon gab Akestor einen Wink, und sie zogen nun, jeder von seiner Seite aus, den grünen Vorhang zwischen den Säulen hinweg.

Der erste Eindruck des Anblicks, der sich den Männern bot, war ein so überwältigend milder, daß keiner derselben Worte fand, ihn zu preisen.

Vor der dunklen Einfassung, wie sie Decke, Säulen und Boden der Halle bildeten, war der ganze Raum wie von gedämpftem Lichte erfüllt, das einem bläulichen Nebel glich. Selbst der am Himmel glänzende Mond war nicht zu sehen; er stand in schräger Richtung hinter dem Hause. Der Übergang aus dem Licht der Lampen war ein so jäher gewesen, daß die Anwesenden im ersten Augenblick nichts erkennen konnten; doch kaum hatte man die Dreifüße mit den Lampen darauf weiter nach hinten gerückt, als die Umrisse stolzer Höhen und dunkler Baumkronen aufzutauchen begannen.

Vor dem Hause war nach dem Abhang zu eine Steinbrüstung angebracht, auf welche man Vasen mit großblättrigen Gewächsen gestellt hatte. Hinter diesen waren weit unten im Thale, einem Walde gleich, die weithin sich erstreckenden Kēpoi oder Gärten zu erblicken, zwischen deren dunklen Pappeln oder Cypressen hier und da eine Buchtung des Ilissos, wie geschmolzenes Silber erblinkend, zu gewahren war. Nicht weit vom Fuße der Höhe breitete das niedrige Limnä mit seinem Gewirr von Bauten und dem uralten Heiligtum des

Dionysos sich aus, das wie in dem Schatten des Abends begraben lag. In größerer Ferne schimmerten durch das Halbdunkel rote Lichtpunkte auf; sie bewegten sich ziemlich langsam einher, einander begegnend, kreuzend und ausweichend, — das waren die Fackeln derer, die auf der Strecke, welche unterhalb der Burg nach dem Markte hin führte, des Weges zogen. Jenseits dieses Stadtgebietes erhob der Erdboden sich in drei, vier mächtigen Anhöhen, an deren Rande Häuser und Bäume, darunter einzelne Palmen, doch ziemlich entfernt und ganz klein, wie zierlich ausgeschnittenes Spielzeug erschienen. Zwischen der größten dieser Höhen stieg die Akropolis, finster und herrisch, mit ihrem flachen Gipfel und ihren jähen Seiten empor. An den Felsen gelehnt, lag, ganz wie um sich damit zu messen, das große Dionysos-Schauspielhaus, über dessen Ringmauer das Auge in jene düstere Schlucht eindrang, die von den steil emporsteigenden Felssitzen gebildet wurde. Oben auf der Zinne der Burg, turmhoch über dem niedrigen Limnä, erstrahlten die hellen Marmortempel mit ihren zarten schattenreichen Säulenreihen, und über ihnen ragte wieder der meilenweit sichtbare Erzkoloß der Athene Promachos, der in seiner unbeweglichen Größe zu herrschen wie zu wachen schien.

Es lag etwas seltsam Erhabenes über dieser ganzen Landschaft, in welcher einstmals die Götter ge-

wandelt hatten, und worin sozusagen jeder einzelne Fleck heilig war. Droben auf der Burg hatte Pallas Athene den ihr geweihten Ölbaum gepflanzt, und drüben am Ufer des Ilissos hatte Boreas die Königstochter Oreithyia entführt, ungefähr an derselben Stelle, wo sein Altar stand. In der Richtung des Thales, das dem Flusse entlang verlief, strich dann und wann ein kühler Abendhauch vorbei. Ein fernes, wirres Getön, der Atemzug der halb schon schlummernden Stadt, drang alsdann an das Ohr; sobald aber der Wind sich wieder legte, verstummte jeder Laut, und Häuser, Bäume und Berge boten dann aufs neue, in den schwermütigen Schein des Mondes gebadet, in feierlichem Stillschweigen sich dem Auge dar.

„Herrlich! wunderbar!" rief der kleine Xenokles und breitete nach der Stadt die Arme aus, wie um sie zu umarmen.

„Freunde . . ." fiel Akestor ein, hielt aber wieder inne und ließ seinen Blick wie suchend in der Halle rings umher gleiten.

Sthenelos blinzelte mit den Augen; er kannte alle seine Kunstgriffe.

„Ei!" sagte er, „Akestor vermißt den Rednerstuhl. Doch wenn dir's recht ist, Lamon, so kann er ja von der Marmorschranke aus das Wort führen."

Lamon, welcher den grünen Vorhang wieder zwischen den Säulen vorzog, machte ein bejahendes Zeichen.

Da kam Sthenelos, so lahm wie er war, mit einer Bank angeschleppt und stellte sie an die Schranke hin.

„Der Rednerstuhl ist bereit," sagte er und bot Akestor die Hand.

Dieser nahm sie entgegen und stieg schweren Trittes auf die Bank, und von da die Schranke hinauf. Leibesübungen waren augenscheinlich nicht seine Sache, und wenn er den Übungsplatz besuchte, so that er dies sicherlich nur, um in den Bogengängen unter den Rednern und Sprachmeistern einherzuwandeln.

Nachdem er den Kopf zurückgeworfen und die Augen geschlossen, wie um seine Gedanken sich sammeln zu lassen, schlug er mit der Hand aus.

„Freunde!" rief er, und seine mächtige Stimme füllte den Raum, so daß es dröhnend widerhallte. „Was der Augapfel im Auge, das ist Athen in Hellas. Als Redner und Lehrer der Rednerkunst durchreiste ich nicht wenige Länder und besuchte mehr als eine Stadt. Ich erwähne dies nicht, um damit zu prahlen, sondern um darzuthun, daß ich ein Urteil habe. Ich habe gesehen, was große Städte bedeuten, und wie sie regiert werden. Nun wohl, ich sage euch: Athen geht seinem Verderben entgegen! Falls ich — dessen ich vielleicht nicht ganz unwürdig sein dürfte, — an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten stände, ich wüßte wohl, was zu thun wäre. Ich würde alsdann wie ein zweiter Perikles ..."

Bei diesem Vergleiche runzelte Thuphrastos die Brauen; das Blut fuhr ihm zu Kopfe, er ballte die Hände und erhob sich von der Ruhebank. Ein jeder wußte, daß er Perikles gekannt hatte und ihn aus ganzer Seele bewunderte.

Es wurde völlig still im Saale. Aller Augen ruhten auf Thuphrastos.

Dieser ging geradenwegs zur Schranke hin und faßte Akestor um seine nackten Waden, schüttelte ihn und rief:

„Sakas, komme zu dir selbst! Du vergißt, wie viel dir abgeht, um es zu einem Perikles zu bringen."

Bei dem Sklavennamen Sakas sprang Akestor bleischwer auf den Fußboden nieder. Er war so blaß wie eine Leiche; in seinen Augen funkelte ein wildes, unheimliches Feuer und er erhob die Hand wie zum Schlage. Thuphrastos machte nicht die geringste Miene, sich seiner zu erwehren; er kreuzte ganz im Gegenteil die Arme über der Brust und hielt mit seinem kalten Blick seinen wütenden Gegner von sich ab, als wäre das ein bissiger Hund gewesen. Einen Augenblick standen die beiden unbeweglich und starrten einander in das Gesicht. Da fühlte jeder von ihnen so etwas wie einen eisernen Ring um den Arm.

„Keinen Streit!" ließ Lamons tiefe Stimme sich vernehmen, und als das einfachste Mittel, den Frieden wieder herzustellen, ergriff er Akestor um die Hüften und setzte ihn auf die Schranke, mit einer Leichtig-

keit, als wäre dieser ein Kind gewesen. „Sprich weiter!“ fügte er kurz hinzu, während er, ohne sich umzusehen, nach seinem Platze ging, als verstände es sich von selbst, daß er Gehorsam finden müßte.

Akestor strich sich zu wiederholten Malen über die Stirn, und es dauerte eine Weile, ehe er seine Stimme wieder in der Gewalt hatte.

„Wollen wir Athen retten,“ fiel er abermals ein, „so müssen wir es so einrichten, daß die Freunde der Machthaber von der Volksversammlung fern gehalten werden. Es wird dann nicht schwer fallen, diesen selbst zu Leibe zu kommen, denn sie haben viele Feinde...“

Lamon und Sthenelos stießen ein mißbilligendes Gemurmel aus. Es war nämlich abgemachte Sache, daß die Hetärie lediglich zum Vorteil ihrer Mitglieder wirken, nicht aber mit Staatsangelegenheiten sich befassen sollte. Nachdem Thuphrastos indessen mit Hipyllos einen Blick gewechselt, machte er zu aller Verwunderung eine Bewegung, als möchte er wohl hören, was Akestor zu sagen hätte. Dieser fühlte immerhin wohl, daß er die Stimmung gegen sich hatte; er hielt unvermittelt inne, als ob der Faden seiner Gedanken gerissen wäre, und fügte darauf, immer lauter und lauter werdend, als wollte er sich mit seinen eigenen Worte betäuben, hinzu:

„Charikles und Aristokrates müssen ihre Ämter niederlegen, Peisandros verbannt werden, und Phanos, der durch

seine Verfolgung der Hetärien nicht wenige Bürger unglücklich gemacht hat, soll nicht allein seine Stellung als Schreiber verwirkt haben, sondern es muß auf einem hervortretenden Platze eine Schandsäule mit seinem Namen errichtet werden ..."

Hier verstummte Akestor urplötzlich und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf den Vorhang zwischen den Säulen hin, mit einem Blick, als ob er durch eine Öffnung desselben alle Schrecken des Hades zu sehen bekommen. Ohne noch ein weiteres Wort laut werden zu lassen, sprang er plump von der Schranke herunter und wies mit zitternder Hand nach der Säulenschwelle hin.

Alle folgten der Richtung seines Blickes.

Unter dem grünen Vorhang waren zu jeder Seite ein Paar Füße zu sehen. Der Anblick dieser Füße, die sich unbeweglich hielten, rief unter den Männern eine unbeschreibliche Aufregung hervor. Zuerst wollte keiner seinen Augen trauen; darauf erhoben sich alle von ihrem Platze. Es trat eine solche Stille ein, daß man zum ersten Mal wohl im Laufe des Abends in der Walkerei daneben das Wasser rieseln hörte.

„Tölpel von Sklaven!" murmelte Lamon und ballte gegen das Innerste des Hauses die Hand. „Die Gartenpforte habt ihr vergessen. Die Wache ist oben von der Höhe aus über uns gekommen."

Hipyllos wechselte mit Thuphrastos einen vielsagenden

Blick, und indem er unbemerkt auf Akestor deutete, fügte er ganz leise hinzu:

„Es kam anders, als wir dachten. Aus dem Scherz ist Ernst geworden.“

XXII.

Kaum hatte die eingetretene Stille den draußen Stehenden verraten, daß man sie entdeckt, als der Vorhang zurückgeschlagen wurde.

Der Schreiber Phanos, der Verfolger der Hetärien, trat mitten in die Halle, während sein Begleiter, ein Unterführer der Stadtwache, am Eingang stehen blieb.

„Das Haus ist umringt!“ rief laut der Unterführer. „Keiner kann entschlüpfen.“

Mit diesen Worten zog er den Vorhang zur Seite, und man sah draußen vor dem Gebäude, gleich einer lebendigen Hecke, die dunklen Gestalten der Toxoten oder Bogenschützen, deren Helme, Schilde und Spieße im Schein der Fackeln glitzerten.

Aller Augen hefteten sich auf Phanos.

Dies war ein kleiner, gedrungener Mann, mit nicht unschönem bleichem Gesicht. Eine Locke seines schwarzen Haares hing ihm in die Stirn hernieder; das Merkwürdigste an ihm waren entschieden seine Augen — ein Paar klarer, hellblauer Augen, aus denen Verstand und Klugheit strahlte, und deren Blick dadurch

ein doppelt durchdringender wurde, daß er ein wenig mit dem Haupte neigte und unter den Augenbrauen hervorstarrte. Man begriff, daß diese Augen keinen vergaßen, und daß jeder, auf dem sie einmal geruht, so gut wie gebucht war. Er trug eine einfache, weiße Kleidung ohne allen Schmuck und hatte einen braunen Mantel über sich geworfen.

Beim Anblick Phanos' machte Akestor eine Bewegung, wie um durch den Säulenhof zu entfliehen. „Wohin?" flüsterte Thuphrastos ihm zu. „Du läufst geradenwegs den Bogenschützen in die Arme. Nein, verbirg dich, verbirg dich! — Phanos hat jedes Wort gehört."

„Dort hinein!" fügte Xenokles rasch hinzu und wies auf die Walkerei. Noch hat er dich nicht gesehen. Vielleicht wirst du dann vergessen."

Akestor kroch um die Schranke herum und schlich sich wie ein Dieb in die Walkerei, deren Thür er vorsichtig hinter sich zuschloß.

Es war hohe Zeit. Etwa zwölf Stadtwachtsklaven drangen vom Säulenhofe her ein und besetzten alle Ausgänge, darunter auch die Thür, durch welche Akestor entschlüpft war.

Währenddem dies alles vor sich ging, hatte Phanos mit strengem Blick umhergeschaut; als er aber Thuphrastos' und Xenokles' ansichtig wurde, erhellte sich

sein Antlitz. Er ging auf Lamon, den Hausherrn, zu und reichte ihm die Hand.

„Lamon," sagte er so laut, daß der Unterführer und die Wachtsklaven es hören konnten, „heil dir, daß ich Männer hier treffe wie Thuphrastos und Xenokles. Diese kenne ich, — die sinnen nicht auf etwas Böses. Eure Hetärie däucht mich keine zu sein von der Art, die wir mit Strenge verfolgen. Ihr seid Ämterjäger, keine Männer, die nach der Herrschaft trachten. Ich habe nun mit eigenen Augen gesehen.... Doch — hörte ich nicht so einen Schwätzer unter euch aufplärren? Er hat lange sein unleidliches Geschrei hören lassen; ich will ihm seinen Mund stopfen."

„Hast du das gehört," erwiderte Lamon, „so hast du auch unsere Mißbilligung vernommen."

„Wohlan denn!" fuhr Phanos fort, „erklärt euch ohne Umschweife. Zu welchen Posten trachtet ihr gewählt zu werden?"

Lamon — und nach ihm die anderen — folgten ohne Bedenken der Aufforderung.

„Nun wohl!" fiel Phanos wieder ein, „schwört ihr mir zu, die Hetärie aufzulösen, so soll euch kein Abbruch geschehen. Die Posten, über die wir verfügen, sind nicht von Wahlen abhängig, sondern Anstellungen des Staates. Doch in solchem Falle keine Hetärie mehr! Thut ihr trotz eures Versprechens euch hinter meinem

Rücken wieder zusammen, dann wehe euch! keine Strafe wird sodann uns zu hart sein."

Ohne sich unterwürfig zu beugen und ohne sich zur Schmeichelei zu erniedrigen, dankte Thuphrastos dem alles vermögenden Schreiber für seine Besonnenheit, und nachdem er mit Lamon und den anderen einen Blick der Verständigung gewechselt, verpflichtete er sich in seinem und dem Namen seiner Freunde, die Hetärie aufzulösen.

Nun wandte Phanos sich nach Hipyllos um, dem jüngsten der Anwesenden.

„Hol' mir den Plärrhals," sagte er zu ihm, „den einzigen, der von euch sich davon gemacht hat." Und mit einem Lächeln, welches ersehen ließ, daß er alles bemerkt, deutete er auf die Thür, welche nach der Walkerei führte, und fügte hinzu: „du findest ihn dort drinnen."

Kein Befehl hätte Hipyllos willkommener sein können. Sein Herz klopfte vor froher Erwartung; er hatte ein Gefühl, als ob er seinem Ziele nahe wäre.

XXIII.

Nachdem die Wache an der Thür auf einen Wink von Phanos Platz gemacht, eilte Hipyllos in die Walkerei.

Ein erstickender Schwefeldunst, gemischt mit dem

widerlichen Geruch von Urin und Seife, schlug ihm entgegen. An einer der Seitenwände brannte auf einem Dreifuß eine Kupferlampe. Mit einem Blick überflog er den Raum. Im Hintergrunde waren, Stufe für Stufe, fünf Vertiefungen in der Wand zu sehen, worin gemauerte Wasserwannen, in denen dasjenige Zeug in der Weiche lag, welches den folgenden Tag von den Sklaven gestampft werden sollte. Die Mitte der Werkstätte nahm ein großer Steintisch ein, auf welchem einige Klopfhölzer lagen. Zur Linken war auf einer Stange unter der Decke ein Purpurgewand aufgehängt, an dessen unterstem umgebogenen Teil eine eiserne Karde aufgeworfen war. Hinter dem Kleidungsstück drang das Auge in eine Trockenstube ein, worin Hipyllos hunderte von Zeugen erkannte, die an langen Stangen aufgehängt waren. Er wollte eben darunter hinkriechen, als von der entgegengesetzten Seite her sich gedämpftes Geräusch hören ließ. Hier standen der Wand entlang mehrere fast manneshohe, sehr lose Weidengeflechte, Hühnerkäfigen ähnlich. Über fünf bis sechs dieser Geflechte waren Gewänder gebreitet, unter welchen, wie der Dunst in der Walkerei verriet, vor kurzem geschwefelt worden war, um ihnen die erforderliche Weiße zu geben. Von einem der mittelsten derselben her war ein seltsames, unterdrücktes Stöhnen zu vernehmen.

„Ich habe ihn!“ murmelte Hipyllos lächelnd, indem er den auf oberster Höhe angebrachten Handgriff von

der Form einer Eule, des heiligen Vogels der Athene Ergane, faßte. Als er den Korb zur Seite gehoben, saß Akestor halb zusammengesunken vor ihm, mit geschlossenen Augen, schnaubend und stöhnend, einer Ohnmacht nahe. Der Schwefeldunst des Gewandes hatte ihn nahezu erstickt, und Hipyllos hatte förmlich Mühe, ihn wieder auf die Beine zu bringen.

Doch wie verwandelt war nicht der stattliche Akestor! Unter dem Korbe waren ein paar kleine Metallkruken mit Schwefelpulver aufgestellt, womit am nächsten Tage geschwefelt werden sollte. In seiner Verwirrung und Angst hatte Akestor dieselben umgestoßen, und da er nachher sich an den Kopf gegriffen, so hatte er Haar, Augenbrauen und Bart voller Schwefel, und auch auf Nase, Stirn und Kleidern gelbe Flecke bekommen. Kaum hatte er so eben noch ein paar tiefe Atemzüge gethan, als er ganz fürchterlich zu niesen begann. Er schien ganz und gar betäubt, seine Beine wankten, und er ließ wie ein Kind sich leiten.

Ohne ein Wort zu verlieren, führte Hipyllos ihn zu den Wartenden hin.

Beim Anblick dieser traurigen Gestalt brachen alle in Gelächter aus; selbst die Wachtsklaven lachten, daß die Spieße in ihren Händen zitterten.

„Ei, ei," fiel Phanos ein, „ist das der Held, der da Staatsbeamten verbannt und Schandsäulen errichtet?

Wer hätte das glauben sollen? Sieht der aus wie ein Mannstöter?"

Ein neuer Ausbruch von Gelächter begrüßte diese Worte.

„Doch — gefährlich oder nicht," fuhr Phanos fort, „er hat sich vergangen und ist der Strafe verfallen."

„Was hat er gethan?" fragte Xenokles.

„Er ist ein Eingeschlichener. Der Name seines Vaters befindet sich im Tempel des Apollon Patroos nicht."

Akestor erhob das Haupt und heftete mit giftigem Blick seine Augen auf Phanos.

„Du irrst," sagte er. „Er befindet sich daselbst."

„Wo dann?"

„Neben dem deines Vaters."

Phanos wich, wie von einem unsichtbaren Pfeil getroffen, einen Schritt zurück; im nächsten Augenblick aber schwollen die Adern an seinen Schläfen und seine Augen sprühten.

„Elender!" rief er, mit Lippen, die vor Zorn erbebten. „Der Name meines Vaters befindet sich nicht im Tempel, — er war, wie jeder weiß, ein Freigelassener. Dessenungeachtet ist mein Bürgerrecht ein echtes, auf Grund von Verdiensten um den Staat mir verliehen. Merke dir das, Gobryas, des Tisamenos Sohn!"

Diese Worte wirkten wie ein Blitzschlag auf Akestor. Da er seinen Namen nennen hörte, seinen wahren Namen,

den er vor allen verborgen glaubte, ward er inne, daß alles entdeckt sei.

Er fiel Phanos zu Füßen und hob demütig flehend die Arme empor.

„Barmherzigkeit!“ murmelte er, „Barmherzigkeit!“

„Kennst du die Felsengefängnisse?“ fragte Phanos streng.

Akestor machte ein verneinendes Zeichen.

„Schön! Sthenelos kann dir erzählen, was das Gerücht davon sagt.“

Der lustige Bruder Sthenelos humpelte ein paar Schritte näher, räusperte sich und antwortete mit Grabesstimme:

„Das Gerücht sagt, daß die Gefangenen dort hinein *gehen*, aber heraus *getragen* werden, mit den Füßen zuerst.“

Akestor küßte den Zipfel von Phanos' Gewande.

„Gnade!“ rief er aus, „Gnade! Vergieb meine bösen Worte!“

„Schone seiner,“ sagte Xenokles.

„Laß ihn laufen,“ fügte Thuphrastos hinzu.

„Wohlan denn!“ fiel Phanos ein, „du rühmtest dich deiner Reisen, Akestor. Was das betrifft, so wirst du jetzt noch weiter wandern müssen. Wenn du nicht als einer, der in die Bürgerlisten sich eingeschlichen, dein Haar geschoren haben und zum Sklaven gemacht werden willst, so mußt du morgen noch vor der Mittagsstunde Athen verlassen haben.“

Akestor beugte das Haupt unter Phanos' Hand zum Zeichen des Gehorsams.

„Milon!" rief Phanos.

Der Unterführer, der noch auf seinem Posten innerhalb des Vorhanges stand, trat vor.

„Begleite diesen Mann," sagte Phanos, auf Akestor weisend, „und verlier' ihn nicht aus den Augen. Sobald er Athen verlassen hat, meldest du mir's."

Der Unterführer nahm Akestor am Arme und entfernte sich mit ihm.

Xenokles starrte den beiden nach.

„Beim Zeus," rief er aus, „glaubt mir oder nicht, — ich habe immer ein Gefühl gehabt, als wenn dieser Adler einmal sollte zur Krähe werden."

„Und ich," fügte Thuphrastos hinzu, „habe immer nur die Krähe gesehen, niemals den Adler."

Als das Haus kurz darauf von der Stadtwache geräumt war, sahen die Männer einen Augenblick einander stillschweigend an.

„Wer hat uns das gethan?" war Lamons Frage.

Thuphrastos zuckte die Achseln.

„Bringt man je in Erfahrung, wer eine Hetärie angegeben?" brummte er.

„Das war wohl Megas," flüsterte Lysiteles mit seiner schwachen, gleichsam gebrochenen Stimme.

„Nicht doch," erwiderte Sthenelos bestimmt, „wäre er es gewesen, so hätte er beim Zeus sich mit sehen

lassen. Megas würde gewiß sich haben daran weiden wollen, unsere Gesichter zu sehen, als wir überrumpelt wurden. Nein, er war es nicht. Ich glaube, Kephisodemos war es, der hinter der Bildsäule Xenokles und mich belauschte. Als Angeber fürchtet er den Haß der Beteiligten auf sein Haupt zu laden; darum hielt er sich ferne."

Thuphrastos strich sich nachdenklich mit der Hand über den Bart.

„Welches sind wohl die Posten, die Phanos für uns haben mag?" fragte er.

„Ich habe gehört," antwortete Lamon, „daß nach mehreren abgefallenen Städten ein Zinserheber entsandt werden soll. Er soll hundert Bewaffnete mitbekommen. Nicht sollte es mich wundern, wenn du, Thuphrastos, zu diesem Posten auserſehen wärst."

„Nun wohl!" rief der alte Hauptmann aus, „ich baue auf Phanos' Worte. Er vergißt keinen."

„Wir bauen alle auf ihn, tönte es im Chor."

„Doch," fiel Thuphrastos, zu Xenokles gewendet, wieder ein, „auf welche Weise es auch mit uns geht, ich kenne jemand, dem nun Abbruch geschieht...."

„Wen meinst du?"

„Beim Zeus, deine Tochter! War sie nicht Alkestors Verlobte, und sollte dieser Tage Hochzeit gehabt haben?"

Xenokles machte eine abweisende Bewegung.

„Sprich nicht davon," sagte er.

„Ja gerade," erwiderte Thuphrastos. „Ich will einen Schwiegersohn dir schenken, und das bei den Göttern, einen besseren, als jener Schwätzer es war."

Xenokles erhob fragenden Blickes das Haupt.

„Derjenige, den ich dir bringen will," fuhr Thuphrastos fort, „steht nicht weit. Hier siehst du Hipyllos! Er hat das Mädchen lieb. Von ihm weiß man, was keiner von jenem Schreihals wußte, — daß er Vermögen hat. Er hat Mut gezeigt in der Schlacht bei Rhion, — er hat Archonten in seinem Geschlecht. Was kannst du mehr wünschen?"

„Nichts, beim Zeus!" antwortete Xenokles lachend und ergriff die Hand des jungen Mannes, „was sollte ich wohl gegen einen Schwiegersohn haben, der mich mit Lakrateides in Verwandtschaft bringt?"

Hipyllos drückte Xenokles' Hand mit seinen beiden.

„Mein Vater!" rief er mit Wärme, „schenke mir deine Tochter Klytia! Weder du noch sie soll es zu bereuen haben, — das schwöre ich bei allen Göttern!"

„Wohlan denn!" sagte Xenokles, „mache mir morgen deinen Besuch. Wir können dann davon sprechen."

Kurz darauf schlich sich Hipyllos in den Säulenhof hinaus. Hier rief er seinen Sklaven heran.

„Myrmex," flüsterte er ihm zu, „mach' daß du schleunigst nach Waffenschmied Sauros' Hause kommst. Frage dort nach der Sabazios-Priesterin Ninos und laß diese dafür sorgen, daß das junge Mädchen und ihre

Sklavin alsbald unbemerkt nach Hause gelangen. Sieh hier ist Geld."

Als Hippyllos wieder eintrat, verhandelte man zum letzten Male in Sachen der Hetärie. Diese Besprechung dauerte eine ziemliche Weile; zuletzt lösten die Männer einander von ihrem Eide und teilten sich in das zusammengelegte Geld.

Sobald es sich thun ließ, schlich der junge Mann sich hinweg, ohne von den andern, außer Lamon, dem Hausherrn, Abschied zu nehmen.

XXIV.

Hippyllos eilte mit raschen Schritten die Höhe herunter. Er wollte selbst der erste sein, der Klytia die freudige Botschaft brächte.

Etwa in der Mitte des Weges traf er Myrmex, der bedächtigen Schrittes zurückkehrte, nachdem er seinen Auftrag ausgeführt. Da der Weg steinig und der Mond oft hinter Wolken verborgen war, hatte der Alte eine Fackel angezündet; doch Hippyllos kümmerte sich weder um ihn noch seine Fackel, — er ließ den Mond leuchten, so gut dieser konnte, und eilte an ihm vorbei mit dem Rufe:

„Folge nach und lösche die Fackel aus, wenn du in die Gasse kommst."

Damit ging, oder sprang er vielmehr die Höhe her=

unter und nahm seinen Weg in das dunkle und schattenreiche Limnä. Hier sah er bald den wohlbekannten Lichtschein aus dem Anbau von Xenokles' Hause ihm entgegenstrahlen. Er eilte darauf hin, nahm einen kleinen Stein vom Wege auf und schlug ihn an die Mauer.

Der rote Vorhang wurde zur Seite gezogen, und im Guckloch ließ der Gegenstand seines Trachtens, — Klytia, sich blicken. Da die Lampe dahinter stand, verteilten sich die Lichtstrahlen um die Jungfrau her und ließen sie fast im Finstern. Nichtsdestoweniger bildete ihre jugendliche Gestalt einen Schattenriß, der wohl das Herz eines Liebhabers zum Klopfen bringen konnte. Zwar vermochte Hipyllos nicht ihre Züge zu erkennen, doch lagen in der Fülle der Locken, der Rundung der Wangen und dem weichen Fall der Schultern allein schon bethörende Wahrzeichen jungfräulicher Schöne, und Hipyllos wußte, daß diese Zeichen nicht logen.

Trotz des Dunkels, welches draußen herrschte, erkannte Klytia Hipyllos ebenfalls und rief aus:

„Ewige Götter, was ist geschehen? Glück oder Unglück? Ich bitte dich, sprich, sprich!“

Hipyllos lauschte mit Entzücken. Ein jedes Wort, das von den Lippen des Mädchens ertönte, hatte in der Stille der Nacht einen silberreinen Klang.

Er stieß mit dem Fuße einen Holzblock an die Mauer und sprang auf denselben hinauf.

„Schöne, teure Klytia," flüsterte er, „reiche mir deine Hand. Was ich zu sagen habe, ist wohl einen Händedruck wert."

Und er erzählte ihr mit wenigen Worten die Ereignisse des Abends; doch schien es, er begnügte sich nicht mit dem Händedruck allein.

Plötzlich wurde die Gasse von einem flammenhellen Scheine erleuchtet, und obschon Hippyllos' Schatten, riesengroß und seltsam verbogen, über die Mauer und das Guckloch hinfiel, war es gleichwohl für die Nahenden nicht schwer zu sehen, daß er im Begriffe war, seine Lippen auf einen blendend weißen Arm zu pressen, der vergebens sich seinen Liebkosungen zu entziehen suchte.

„Ei, ei!" rief eine zornige Stimme, „beim Herakles, ein schöner Anblick..."

Klytia stieß einen halb unterdrückten Schrei aus und verschwand vom Guckloche.

Hippyllos wandte sich um und sprang vom Holzblock herunter.

Von einem Sklaven mit einer flammenden Kienfackel begleitet, war Xenokles mit einem Male aus dem Gebüsch getreten, nachdem er einen Richtweg verfolgt, der über den Hügel herunterführte. Hippyllos hatte nicht bedacht, daß der kleine lebhafte Mann trotz seines Alters fast eben so rasch zu Fuße war, wie er selbst.

Xenokles war, so schien es, voll Wut und schlug heftig mit der Hand nach ihm.

„Hinweg!“ schrie er, „hinweg aus meinen Augen! Glaubst du, ich werde meine Tochter einem Taugenichts geben, der im Dunkel der Nacht bei Jungfernzwingern umherschleicht?! Scher' dich von hinnen; deine Frau wird Klytia nimmer!“

Bei dieser Anrede erblaßte Hipyllos; es schwindelte ihm vor den Augen. Nun, wo alle Hindernisse weggeräumt waren, nun, wo er schon am Ziele zu stehen glaubte, kam dies ihm so unerwartet, daß ihm war, als ob die Erde unter seinen Füßen hinweggewichen wäre.

Er warf sich zu Boden und umklammerte Xenokles' Knie. Die Thränen stürzten ihm aus den Augen.

„Mein Vater!“ rief er im einschmeichelndsten Tone, „strafe mich, laß mich durchpeitschen von deinen Sklaven, ich will ihnen selbst den Rücken bieten, — doch vergieb mir im Namen aller Götter, vergieb mir! Deine Tochter ist mir lieber als das Licht meiner Augen.“

Da zuckte ein seltsames Beben über Xenokles' Züge hin, er wandte das Gesicht ab, doch außer Stande, sich zu beherrschen, brach er in lautes Gelächter aus.

„Junger Mann,“ sagte er, als er seiner Worte wieder Herr geworden, „gestehe nur, daß ich dir einen maßlosen Schreck einjagte! Doch,“ fuhr er, seine Stimme erhebend, fort, „ihr habt es beide verdient, — die dort drin nicht weniger wie du. Nun begreife ich

alles, — ohne mit dir im Einverständnis gewesen zu sein, würde sie nimmermehr gewagt haben, zu nächtlicher Stunde das väterliche Haus zu verlassen."

Hipyllos wußte kaum selbst, wie er von Xenokles Abschied nahm. Jetzt wo alles zum Guten sich gewendet, war er von Freude wie berauscht. Von Myrmex begleitet, schwärmte er ganz aufs Geradewohl in die mondhelle Nacht hinein. Was kümmerten ihn wohl die rohen Zechbrüder, denen er ab und zu begegnete, oder die Manteldiebe, welche hinter den Altären an den Kreuzwegen lauerten?

Schien nicht alles ihm zuzulächeln? Er war in die „Gärten", den schönsten Teil von Athen, gelangt. Mitten auf dem nach dem Flusse zu abhangenden Erdreich erhob sich eine mächtige Platane, an deren Fuße ein Quell rieselte; rings umher erstreckten sich Gebüsche von Keuschheitsbäumen, gegen deren dunklen Grund sich weiße Bildsäulen abzeichneten. Von den neun Heiligtümern dieser Gegend war zwischen dunklen, himmelanstrebenden Cypressen der Marmortempel Aphrodites zu erblicken. Drunten blinkten in ihrem tiefen Bette die den Musen geheiligten Gewässer des Ilissos, und von einem dem Flusse entlang laufenden Stege aus ließ in der Stille der Nacht sich muntere Rede vernehmen. Plötzlich begann eine jugendliche Stimme, die sich anhörte wie die Sorglosigkeit selbst, folgenden Gesang:

Wozu sollen mich beschweren
Rechtes Kniffe, — Rednergriffe,
Wozu sollen, sagt, mich scheren
Eitler Satzung Narrenriffe?
Lehrt mich lieber, froh zu scherzen
In wohlleb'ger Freunde Mitte,
Lehrt mich lieber, traut zu herzen
Mit der holden Aphrodite!

Hipyllos wiederholte halblaut den letzten Teil des Gesanges. Ihm war zu Mute, als wenn er, gleich den Unsterblichen selbst, auf Wolken wandelte. Da erregte ein wiederholtes Stöhnen seine Aufmerksamkeit; er wandte sich um und sah, daß sein alter Sklave kaum vermochte, mitzufolgen.

„Was giebt es, Myrmex?" fragte er gutmütig. „Siehst du nicht, daß ich selig bin wie ein Gott, — und da stöhnst du schlimmer als Sisyphus selber!"

„Sei nicht böse!" sagte der Alte winselnd. „Es ist spät. Sind wir nicht genug gegangen heut?"

„Wohlan denn, — nach Hause!" erwiderte Hipyllos lachend und drehte um, „morgen aber..."

„Was hast du da im Sinne?" fragte Myrmex, nicht ohne eine gewisse Angst.

„Morgen will ich nach dem Lykeion gehen, um den Weisheitslehrer Hippias aus Elis zu hören. Das ist ja ein Tausendkünstler, der sich rühmt, auf eine jede Frage Rede und Antwort stehen zu können."

„Und was willst du, daß er dich lehre?"

„Zuerst, die Glücksgöttin zur Hausgottheit zu machen.“

„Und sodann?...“

„Ihr die Flügel zu binden.“

„Damit sie bei dir bleibe?...“

„Du sagtest es, weiser Myrmex.“

Die Allzuglücklichen.

Drittes Jahr der 98sten Olympiade (386 v. Chr.).

Die Mikrophotographien.

[illegible]

An einem schönen Sommertage, im Monat Metageitnion, sah man ein großes Schiff an der östlichen Spitze Kretas vorbeisegeln und mit seinen zwei schaufelförmigen Steuerrudern nach dem ägäischen Meere einlenken. Ein frischer Ostwind spielte mit der Purpurflagge und machte das weiße, durch ein Geflecht aus Tauwerk verstärkte Segel über die See hinaus anschwellen.

Das Schiff war eine sogenannte Samäne, und sein stark gewölbter Bug ließ ersehen, daß es gebaut war, eine beträchtliche Ladung zu bergen. Trotzdem es nahezu eine Viertelstadie lang oder ungefähr so groß war wie die größten Kriegsschiffe damaliger Zeit, entdeckte man leicht, daß es ein friedliches Handelsfahrzeug war; denn unterhalb des schützenden Sinnbildes — einer Doris, der Tochter des Okeanos, — womit die Krümmung des Vorderteils geziert war, und nach welcher das Schiff seinen Namen hatte, würde man vergebens nach der eigentlichen Schiffswaffe, dem hervorspringenden, mit Eisen beschlagenen Embolos oder Schnabel, ausgeschaut

haben. Am Hinterteil befand sich das Bildnis der Göttin Athene, das bekannte „attische Zeichen", welches zu erkennen gab, daß der Segler ein attisches Schiff war. Um den Zusammenhalt der Planken zu stärken, war der Rumpf von Steven zu Steven mit mehreren dicken Tauen umgürtet, die wie der Rumpf selbst auf zierliche Weise mit einer Mischung aus Pech und Wachs bestrichen waren. Der Schiffsseite entlang sah man eine Reihe halbkreisförmiger Ruderlöcher, und durch die für die Steuerruder angebrachten Öffnungen liefen die Ankertaue, welche um die Ankerwinde aufgerollt waren. Vorn an der Außenseite, etwas unterhalb des Sinnbildes, waren zwei mächtige Augen gemalt, — wohl um anzudeuten, daß das Schiff es verstände, über das Meer seinen Weg zu finden.

An der Krümmung des Hinterschiffes, dem höchsten Teil der Samäne, woselbst der bärtige Steuermann das doppelte Steuerruder handhabte, stand eine kleine Gruppe von Reisenden, welche in lebhafter Unterhaltung begriffen waren. Es waren lydische und phönikische Kaufleute, welche die Reisegelegenheit des Schiffes benutzten, um nach Athen zu kommen, indem dieses, nachdem es die wichtigsten Häfen Kleinasiens besucht, mit voller Ladung nach dem Peiraieus heimkehrte, um daselbst gekielholt zu werden.

Die Seeleute, welche im Vorderschiff beisammen waren, sangen ihre einförmigen Lieder, oder lagerten,

Lauch kauend, in müßiger Ruhe im Schatten des Segels umher, während einige junge Sklaven, die mit den Vorbereitungen zu einer bevorstehenden Mahlzeit zu thun hatten, geschäftig zwischen ihnen hin- und her eilten.

Am Fuße des Mastes war ein weiß und rot gestreiftes Zelt aufgeschlagen, niedrig genug, um die Bewegungen des Segels nicht zu hindern. Es war mit einem Vorhang verdeckt, der jedoch nicht dichter schloß, als daß man noch von inwendig her einen kleinen weißgekleideten Knaben von vier, fünf Jahren beobachten konnte, der auf einem kunstvoll geschnitzten und bunt bemalten Steckenpferd hin- und herritt. Der Platz, auf dem er sich tummeln konnte, war nur klein, und bisweilen geriet er zwischen eine Reihe aufgestapelter Kisten und Kasten, wo er anstieß, strauchelte und nahe daran war, zu fallen. Jedesmal, wo dies geschah, hörte man vom Innern des Zeltes her eine jugendliche Frauenstimme sagen:

„Kallias soll bleiben, wo Mutter sagte, sonst kommt Mormo!"

Im Zelte befanden sich zwei Personen, der Inhaber und Führer des Schiffes, ein junger attischer Kaufmann, der auf einem Ruhebett lag, und seine Ehefrau, die an der Kante des Sitzes vor ihm saß.

Glaukos, — dies war sein Name, — war ein Mann von fünfundzwanzig Jahren, mit einem schönen,

etwas bleichen Antlitz. Er trug ein rotbraunes Gewand mit breiter, weißer Borte, und da der sommerliche Tag von sengender Hitze war, hatte er keinen Gürtel umgelegt. In der Hand hielt er eine Schriftrolle, hatte dieselbe aber sinken lassen, wie wenn seine Gedanken nicht bei den Dingen wären, die darin zu lesen standen.

„Nein!" rief er mit einem Male aus, indem er die dunklen Locken zurückstrich und die Schriftrolle auf einen Tisch warf, „ich kann diesen absonderlichen Menschen nicht aus dem Sinn verlieren!"

„Wer war es denn?" fragte seine Gattin.

„Was weiß ich, Charikleia? Er war nach dem Schiffe gerudert, das in der Bucht von Kalenderis vor Anker lag, um uns einige Schafe zu verkaufen, die er in seinem Boote hatte. Du warst damals mit den Sklaven am Lande, um Einkäufe zu besorgen. Kaum war er an Bord gekommen, als er auf die närrischste Weise nach allem zu fragen begann, was er nur sah. Er wollte wissen, ob das indische Elfenbein teurer wäre als der Purpur von Sardeis und ob man für das Geld, welches einer der golddurchwirkten Teppiche aus Babylon gekostet, wohl ein Haus bauen könnte."

„Wie sah dieser Mensch aus?" fragte Charikleia.

„Er glich dem Herakles, wie er von den mutwilligen Schauspieldichtern immer auf die Bühne gebracht wird. Er war groß und stämmig, ging mit krummem Rücken,

hatte plumpe, ungeschlachte Bewegungen und zerzaustes Haar, das ihm tief in die Stirn hineinhing.

„Was that er sonst an Bord?“

„Er konnte gar nicht damit fertig werden, alles zu betrachten. Er hätte nimmer geglaubt, meinte er, daß es so große Schiffe gäbe. Zuletzt fiel er mir dermaßen lästig, daß ich meinen Leuten Befehl gab, ihn in sein Boot zu bringen; doch der Riese setzte sich zur Wehre, und — schneller als ich's sagen könnte — lagen ein Paar von meinen Ruderknechten auf dem Deck, der eine mit blutig geschlagenem Gesicht. Vor Zorn und Wut außer mir, faßte ich selbst den Riesen an der Brust und rief ihm zu: ‚Hinweg von meinem Schiffe, Barbar, oder, beim Zeus, es wird dir übel ergehen!‘ Doch siehe! Da geschah gleichsam ein Wunder vor unsern Augen. Bei dem Wort Barbar richtete er sich empor, warf das Haar zurück und stand plötzlich vor uns wie ein ganz anderer. Seine einfältige Miene war verschwunden, seine Augen flammten und seine mächtige Gestalt und sein dunkles Antlitz machten einen schreckenerregenden Eindruck von unbändiger Stärke und Wildheit. ‚Wir sehen uns wieder, Athenienser!‘ sagte er, und damit schob er meine Leute zur Seite, als wären es Strohbündel gewesen, schwang sich ins Boot und ruderte rasch ans Land.“

„Glaukos,“ sagte das junge Weib erbleichend, „dieser Mensch macht mir bange.“

„Thörin!“ erwiderte Glaukos lächelnd, „du solltest eher froh darüber werden,“ und indem er seine Stimme sinken ließ, fügte er hinzu: „mich verlangt nach Mißgeschick. Wir sind allzuglücklich; es geht uns wie den seligen Göttern: Wir haben nichts zu wünschen... Habe ich nicht Überfluß an Geld und Gut, ein geräumiges und schönes Haus, großartige Niederlagen in Athen und im Peiraieus, zahlreiche Schiffe in der See und ein herrliches Landgut auf Salamis? Und was die künftigen Zeiten angeht, habe ich da nicht meinen kleinen Kallias zum Erben alles dessen, was ich mein nenne?“

Erst jetzt, wo er seines Reichtumes und seines Sohnes gedacht, kam ihm seine Ehefrau in den Sinn. Im Altertum galt das Weib nicht eben viel.

Er erhob sich halb auf der Ruhebank und ließ seine Augen auf Charikleias Gestalt verweilen. Ihre leichte, helle Kleidung, die ein Muster aufwies von kleinen grünen Blättern, ließ den zarten Nacken und die weißen Schultern zum Vorschein kommen, und allein schon die Art und Weise, wie sie das Haupt trug, verriet die junge Oikodespoina, die junge Hausfrau, die einem edlen Geschlechte entsprossen und gewohnt war, über einen zahlreichen Troß von Sklaven zu gebieten.

Glaukos ergriff ihre weiche, mit Ringen besetzte Hand.

„Und habe ich nicht,“ fügte er hinzu, „ein schönes und gutes Weib?“

Charikleia hob ihre dunklen Augen zu ihm auf und

antwortete mit einem Händedruck, wie wenn sie sagen wollte: „Und habe ich nicht den schönsten und besten Mann?"

„Schau' nicht mit solchen Augen mich an, meine Biene*)!" sagte Glaukos lächelnd. „Meine ganze Seele lechzt dir entgegen! Du weißt aber, was die Seeleute sagen: die Schiffe müssen rein sein von den Werken der Aphrodite, erstens weil sie heilig sind, und sodann weil es nicht angebracht ist, zu scherzen, wenn uns vom Tode nur eben eine dünne Planke scheidet."

Charikleia hörte nicht auf ihn.

„Du meinst also," versetzte sie nachdenklich, „daß wir allzuglücklich sind. Du fürchtest den Neid der Götter?"

„Du sagtest es," erwiderte Glaukos flüsternd, als bangte er davor, von unsichtbaren Ohren gehört zu werden.

„Tröste dich, mein Freund! Die seligen Götter haben keine Wünsche. Ich aber habe einen Wunsch, der mir so wichtig ist, daß der Zweifel an dessen Erfüllung mir Dornen unter das Herz legt."

„Und welches ist dann dieser Wunsch, den du hegst?" fragte Glaukos verwundert.

„Daß wir, wenn unsere Zeit einst um ist, beide auf

---

*) Ein allgemeiner Liebesausdruck für Frauen. Hierbei dachte man selbstverständlich nicht an die Biene, als mit einem Stachel gewappnet, sondern an die Biene als Erzeugerin des Honigs, des Süßesten, welches man damals kannte.

einmal sterben möchten. Denke dir, Glaukos, wenn eines von uns plötzlich allein bliebe. Wohlthätige Götter, wie oft habe ich nicht euch darum angefleht, dies Unglück abzuwenden!"

„Hüte dich, Charikleia!" versetzte Glaukos mit Ernst. „Bitte nicht um thörichte Dinge! Tod und Leben liegen im Schoße der Götter, was wissen wir davon? Vielleicht würdest du selbst deinen Wunsch bitter bereuen, sobald die himmlischen Mächte sich ihm fügten."

„O nein, nein!" rief Charikleia. „Der Tod komme wann und wie er wolle, wenn er nur uns in Gemeinschaft trifft!"

Mit diesen Worten zog sie den Vorhang des Zeltes zur Seite. Vor ihnen lag das blinkende Meer mit seinen kräuselnden, grünlichen Wellen, die im Sonnenlichte träg dahinzurollen schienen. In der Ferne hoben zwei der kykladischen Inseln ihre felsigen Umrisse gen Himmel, und weit gegen Norden hin türmten schwarzblaue Wolken sich auf, die gegen das helle Blau so scharf sich abhoben, daß sie zackigen Bergen glichen.

„Hat mein Wunsch bei euch Gnade gefunden, ihr himmlischen Mächte," rief Charikleia, indem sie mit südländischer Leidenschaftlichkeit ihre Arme emporhob, „o dann gebt mir, vor den Augen meines Eheherrn, ein Zeichen, daß meine Bitte erfüllt werden wird."

Sie trat nun ganz an den Eingang des Zeltes hin und starrte in den Raum hinaus. Glaukos hatte sich

vom Ruhebett erhoben; er stand hinter ihr, im Schatten, und folgte der Richtung ihres Blickes. Selbst der kleine Kallias hatte ein Gefühl, daß etwas zu erwarten stände. Er hielt mit seinem Spiel inne, lief zur Mutter hin und faßte ihr Gewand.

Da zuckte in weiter Ferne ein blendender Blitz aus der dunklen Wolke heraus, und einige Augenblicke später ließ ferner Donner sich hören. Drei weiße Vögel, ein kleiner und zwei große, strichen mit hastigen Schlägen ihrer langen Schwingen über das Schiff dahin; sie hielten dabei sich in der gleichen gegenseitigen Richtung und Entfernung, als wären sie durch ein unsichtbares Band aneinander gefesselt. Höher und höher erhoben sie sich, als wollten sie in den Himmel fliegen, und bald danach waren sie nur als unbedeutende Pünktchen zu gewahren.

„Siehe!“ rief Charikleia, mit einem Antlitz, das vor Freude erglänzte, „sie kommen von rechts her und ziehen nach links hin. Meine Bitte wird erfüllt werden!“ Und indem sie niederkniete und gegen den Himmel die Arme ausbreitete, sagte sie die Worte: „Dechomai ton oiōnon! Ich nehme das Wahrzeichen an!“

Da ließ sich abermals in der Ferne, gleichwie zur Bestätigung, dumpfer Donner vernehmen.

„Es waren aber,“ bemerkte Glaukos, „drei Vögel, der eine davon kleiner als die beiden anderen?...“

„Mein Freund,“ versetzte Charikleia, und ergriff seine

Hand, „vielleicht ist es der Götter Wille, daß wir sterben sollen, während Kallias noch ein Kind ist. In solchem Falle nehme ich das Wahrzeichen auch für ihn entgegen. Laß ihn dann uns folgen!“

Welchen Eindruck dieser Auftritt auch auf Glaukos hervorgebracht hatte, es war seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen, daß an Bord mittlerweile eine seltsame Bewegung entstanden war. Vom Schiffshinterteil aus, wo der Steuermann seinen Platz hatte, ließ eifrige und ängstliche Rede sich vernehmen, einige junge Sklaven liefen aufgeregt hin und her, ja es waren sogar die trägen Seeleute nachgerade munter geworden. Einige derselben schlenderten langsam am Zelte vorbei.

„Was ist geschehen?“ fragte Glaukos.

„'s ist da draußen ein kleines Schiff zu sehen, ...“ begann der eine.

„Das uns zu folgen scheint,“ fügte der andere hinzu.

Glaukos ging zum Steuermann hin.

„Seitdem wir bei Rhodos vorbeisegelten,“ sagte dieser, „ist das kleine Fahrzeug dort draußen uns nachgezogen und steuert in einem fort in derselben Richtung. Zweimal hab' ich mit Vorsatz das Schiff gewendet, und jedesmal sah ich, daß das Fahrzeug mit wendete. Ich fürchte darum, daß das ein kilikisches Räuberschiff ist.“

„Komm her, Ägypter!“ rief Glaukos und winkte

den ältesten der Seeleute heran, — einen kahlköpfigen, graubärtigen Mann von höchst seltsamem Aussehen.

Der Herangerufene hatte den Namen Ägypter bekommen, weil er viele Jahre Busiris, Bubastos und andere Städte des Nils befahren. Nie hatte ihn jemand in anderer Tracht gesehen, als in einer Kleidung aus geflochtenen Matten, durch welche seine dünnen Arme und Beine gerade wie an den Zeichnungen herausragten, welche kleine Kinder wohl von menschlichen Gestalten zu entwerfen pflegen. Seine Haut war von der lybischen Sonne wie durchgerbt und schien niemals rein werden zu können, sein Mund aber bildete eine festgeschlossene, gerade Spalte, sozusagen ohne Lippen. Man erriet, daß über denselben nicht viele Worte kamen.

„Was meinst du, Ägypter?" sagte Glaukos und erhob seine Stimme, da der Mann etwas schwerhörig war.

„Geraschel von Feigenblättern*)," antwortete der Ägypter mundfaul und zuckte die Achseln.

„Was für eine Art Fahrzeug glaubst du, daß das sei?" fragte Glaukos weiter.

„Ein Myopar," lautete die Antwort.

Myoparen („wie Mäuse behende") nannte man eine Art kleiner Schnellsegler, die auf den kykladischen Inseln heimisch waren. Zu früherer Zeit hatte man sie nicht selten zur Plünderung von Handelsschiffen

*) Blinder Alarm.

benutzt; nun aber wurden sie lediglich zu friedlichen Zwecken verwandt und standen im besten Rufe.

Die Erklärung des Ägypters wurde darum mit Begierde aufgegriffen.

„Der Mann hat recht," sagte einer der phönikischen Kaufleute und strich sich den geflochtenen Bart. „Wie oft ist nicht zu sehen, daß kleine Schiffe großen Fahrzeugen nachziehen? Teils trauen ihre Steuermänner den Führern der größeren Schiffe mehr Erfahrung und Tüchtigkeit zu, und teils hoffen sie dadurch eine Zuflucht in der Not zu haben."

„Aber," warf ein anderer von den Reisenden ein, „die Seeräuber können ja ebenso gut auf einem Myopar, den sie erobert hatten, über uns kommen, wie auf jedem andern Schiffe."

„Erlaubst du, Herr, daß ich rede?" sagte zu Glaukos gewendet ein aus Attike gebürtiger Sklave. Dies war ein junger Mensch mit einem feinen und klugen Gesicht, dessen angeborene Schönheit nicht einmal durch sein nach Sklavenart dicht geschorenes Haar beeinträchtigt wurde.

Glaukos nickte bejahend.

„Ich glaube, der Steuermann hat recht," äußerte der junge Sklave. „Ist jenes Fahrzeug ein so schnellsegelndes, wie es das sein soll, und es hält sich dennoch entfernt, dann hat es gewißlich Böses im Sinn und wird erst sich einfinden, sobald die Zeit ihm gelegen scheint."

In dieser Weise redete man hin und wieder, und wurden die einander widersprechendsten Ansichten laut. Der Wortwechsel war noch nicht zu Ende, als die Sonne sich dem Untergang näherte.

Im Westen erstrahlte der Himmel in goldenem Scheine, und hoch über dem Schiffe traten einige zarte Wolken, die bisher kaum zu bemerken gewesen waren, deutlich gegen das tiefe Blau hervor, indem sie eine feuerrote Farbe annahmen, die sie leichten Purpurfedern ähneln ließ. Selbst das Meer nahm an der Pracht des Sonnenunterganges teil und spiegelte die lohende Abendröte auf sich ab, gegen welche die langen Wogenreihen wie dunkle, bewegliche Streifen sich abzeichneten.

Die Samäne zog nur in geringer Schnelle vorwärts. Dann und wann schlug das Segel schlaff hin und her; es war kein genügender Wind vorhanden, um es zu füllen, und noch bevor die Sonne ins Meer sank, war das letzte schwache Lüftchen verweht.

Die Ruderknechte mußten nun ihre Plätze einnehmen; der taktangebende Keleustēs begann seinen einförmigen Gesang, doch wie behend die Ruderstangen auch bewegt wurden, das große Schiff glitt nur langsam vorwärts.

Anders verhielt es sich mit dem kleinen Fahrzeug. Seine Entfernung von der Samäne schien allmählich immer geringer zu werden, und bald konnte man nicht mehr daran zweifeln, daß es auf das attische Schiff eintrieb. Es dauerte nicht lange, und man gewahrte den weißen

Schaum, der das Vorderteil des Myopars umspülte, — ein Zeugnis davon, wie rasch er sich vorwärts bewegte, — und kurz darauf sah man, daß er stark bemannt war und alle Ruder in Thätigkeit hatte. Von nun an näherte sich das Fahrzeug so rasch, daß es mit jedem Augenblicke zu wachsen schien.

Da rief einer der lydischen Kaufleute plötzlich mit lauter Stimme:

„Es ist aus mit uns! Das ist die Räuberbande, das Fahrzeug aus Korakesion, Thyamis' Schiff! Schon einmal wurde ich von ihm geplündert und entkam nur zur Not mit dem Leben."

Bei diesen Worten entstand allgemeine Bestürzung und Verwirrung an Bord. Einige verhüllten ihr Antlitz, um den Tod zu erwarten, andere brachen in laute Jammerklagen aus und rangen die Hände, ohne einen Entschluß fassen zu können. Einzelne suchten sich im Schiffsraume zu verstecken, andere wollten das Boot ins Wasser gesetzt haben, um sich durch die Flucht zu retten, und ein paar junge Sklaven rannten in ihrer Angst, ein Leben einzubüßen, das kaum so besonders viel wert war, wie sinnlos hin und her.

Während dieser allgemeinen Ratlosigkeit sah man den Myopar dicht hinter sich.

Glaukos tröstete sein Weib mit einigen beruhigenden Worten und hieß sie mit dem kleinen Kallias sich im Innern des Zeltes aufhalten. Er selbst stieg nach dem

Schiffshinterteil auf, rief die Seeleute und die Reisenden um sich und sagte:

„Freunde, schlagen wir den Angriff jener Elenden nicht ab, so werden viele von uns es mit dem Leben zu büßen haben. Wir sind aber zahlreich genug, um, wenn wir nur selbst wollen, uns und das Schiff zu retten. Außer mir und dem Steuermann sind hier fünf fremde Kaufleute und sechs Seefahrer an Bord. Wir sind also im Ganzen dreizehn Freie, und von Unfreien haben wir hier vierzehn Ruderknechte und vier Sklaven, die mit mir sind, nebst zehn Sklaven, welche die fremden Kaufleute begleiten. Da der Myopar kein Boot besitzt, können wir auch nur von einer Seite her angegriffen werden, und zwar nur auf einer Strecke, die nicht größer ist wie jenes kleine Fahrzeug. Zwanzig beherzte Männer würden genügen, um einen derartigen Angriff abzuwehren; und wir sind zusammen Freie, und Unfreie, über vierzig. Waffen werdet ihr beim Steuermann bekommen; denn obschon ich noch niemals bisher auf Seeräuber stieß, war ich doch immer auf eine Begegnung mit solchen gefaßt und vorbereitet. Schlagen wir den Angriff ab, so schenke ich meinen Sklaven die Freiheit und jedem der Schiffsleute reiche Belohnung. Zeigt darum Festigkeit und Mut, — und der Sieg ist unser! Wir kämpfen ja außerdem von einer höher gelegenen Stelle, wie von einer Festung aus.“

„Laßt sie kommen,“ versetzte der Steuermann kalt-

blütig. „Wir wollen sie derartig empfangen, daß sie hernach sich hüten werden, ein attisches Schiff noch einmal anzugreifen.“

Die Mannschaft erwiderte diese Worte mit einem Stillschweigen, das nichts eben Gutes zu prophezeien schien, und als der Steuermann die Waffen verteilte, bemerkte er, daß mehrere der Leute zauderten, sie in Empfang zu nehmen.

Einer der Ruderknechte, ein Kretenser mit listigem und verschlagenem Gesicht, hatte auf dem Wege nach dem Steuermann hin ihnen Furcht eingeflößt.

„Seid keine Thoren!“ hatte er gesagt. „Werft bei Zeiten die Schwerter in die See. Diejenigen, welche die Räuber mit Waffen in den Händen übermannen, werden auf der Stelle niedergemacht werden.“

Die erste Dämmerung war mittlerweile hereingebrochen. Die glutroten Farben des Himmels waren erblaßt, die schwarze Gewitterwolke war höher heraufgekommen, und das Meer breitete sich, dunkel und bleiern, darunter aus.

Der Myopar glitt in einiger Entfernung am Schiffe vorbei. Es war ein stolzer Anblick, dies leichte Fahrzeug mit einer Franse schneeweißen Schaumes vor sich her durch die Wogen schneiden zu sehen, während die blinkenden Ruder sich in regelmäßigem Takte hoben und senkten. In einem großen Bogen lief der Myopar um das attische Schiff vorn herum, und

wie um seine Überlegenheit zu zeigen, umfuhr er es einige Male, in immer engeren Kreisen, so daß die große und ungeschlachte Samäne wie von diesem einen kleinen Schiffe belagert war.

Da flammten auf einmal an die zwanzig Kienfackeln an Bord des Myopars auf, und beim Schein ihrer roten und lohenden Flammen, die sich wie zitternde Feuerstreifen über die See hin abspiegelten, sah man das Fahrzeug von dunklen und drohenden Gestalten wimmeln, in deren Reihen dann und wann ein Gefunkel blanker Waffen sich gewahren ließ. Dies Gefunkel hatte etwas eigenartig Unheimliches, das den Ägypter sagen machte: „Seht ihr die Waffen? Die schneiden in die Augen, ehe sie ins Fleisch schneiden!“

Auf einem leeren Platze gegen das Hinterteil des Myopars hin stand der Führer des Fahrzeuges, ein riesenhafter Mann, angethan mit barbarischer Pracht. Um sein dunkles Haar war ein breites, golddurchwirktes Band aus gelbem Byssos gewunden; ein prächtiges veilchenblaues Obergewand hing lose um seine Schultern und öffnete sich über einem blendend weißen Chiton, der mit einem goldenen Gürtel umgeben war. Seine Füße waren bekleidet mit kurzen Endromides oder Halbstiefeln, von der nämlichen prächtigen Farbe, wie das Obergewand sie aufwies, und in der Hand hielt er einen Dreizack aus poliertem Stahl, der im Schein der Fackeln flimmerte und blinkte.

„Weh' uns! weh' uns!" wiederholte der lydische Kaufmann, der zuerst das Fahrzeug erkannt hatte. „Das ist Thyamis, der fürchterlichste der kilikischen Seeräuber!"

Auch Glaukos erkannte den Mann, trotz seines veränderten Aussehens. Nun begriff er, warum der Riese hatte an Bord alles sehen wollen, als die Samäne in der Bucht von Kalanderis vor Anker lag.

Das Fahrzeug näherte sich mit ein paar kräftigen Ruderstößen noch mehr, so daß es Seite an Seite mit der Samäne zu liegen kam. Auf einen Wink des Führers sprang einer der Räuber auf das Schanddeck hinauf und rief nach der Besatzung des Handelsschiffes hinüber:

„Unselige! Wozu wolltet ihr von selbst den Tod suchen? Wozu einer überlegenen Macht euch widersetzen? Übergebt uns das Schiff, ihr könnt dann euer Boot besteigen und euch retten, wohin ihr wollt."

Doch Glaukos stieg in das Hinterteil des Schiffes auf und erwiderte:

„Elende! Wisset, daß es uns weder an Mannschaft gebricht noch an Waffen. Wenn ihr uns angreift, so werden wir uns verteidigen und kämpfen, bis der Sieg unser ist."

Die Antwort der Räuber war ein Hohngelächter.

Darauf wurde es sehr rührig an Bord des Myopars. Man richtete den Mast auf und hißte die aus zwei Stücken zusammengesetzte Segelstange empor, unter welcher ein großer dunkler Gegenstand hing, der mit einem Delphin

gewisse Ähnlichkeit hatte, denn er war spindelförmig gestaltet, am dicksten in der Mitte und nach beiden Enden spitz zulaufend. Außerordentlich schwer mußte dieser Gegenstand sein; denn fortwährend knackte und krachte es im Mast, und die Segelstange bog sich unter dem schweren Gewicht desselben bemerklich.

Der Myopar lief um die Samäne hinten herum und legte sich ihr an die Seite. Ein Mann mit boshafter, nahezu tierischer Fratze und mit einer phrygischen Mütze auf dem Kopfe kletterte zur Segelstange hinauf und kam dadurch so hoch empor, daß er auf das Deck der Samäne herniederschauen konnte.

„Nun ist es zu spät, daß ihr euch übergebt!“ rief er. „Nun müßt ihr alle sterben!“

Bei diesen Worten brachen ein paar junge Sklaven in lautes Wehklagen aus; doch lauter als alles andere ließ vom Innern des Zeltes aus sich das Schluchzen und Weinen eines erschreckten Kindes vernehmen, das sich nicht beruhigen ließ, wie viel man sich auch Mühe gab, es zum Stillschweigen zu bringen.

„Welch abscheulicher Schreihals!“ rief der Mann mit der phrygischen Mütze. „Doch wart nur!... Wenn der Delphin kommt, wird er schon den Mund halten.“

Und indem er sich in die Taue hinüberschwang, womit der Mast unterstützt war, rief er der unten befindlichen Mannschaft zu: „Werft ein!“

Die Räuber halten mit raschem Schwunge die

Segelstange über das große Schiff ein. Der Mann mit der roten Mütze zog aus aller Kraft an einer Schnur, die er in der Hand hielt, und nun stürzte das unter der Stange schwebende Wurfgeschoß, der sogenannte Delphin, eine bleierne Masse von ungeheurem Gewicht, über das Zelt hernieder, gerade in dem Augenblick, wo Charikleia dieses mit dem weinenden Kinde an der Hand verlassen wollte. Es erfolgte ein entsetzlicher, alles übertäubender Krach, und von Top bis zu Kiel erzitterte die Samäne, gleich als sollte sie aus den Fugen gehen; fast in demselben Augenblick ließ — diesmal unter dem Deck — ein ähnliches Krachen sich hören, das von einer gleich ungestümen Erschütterung begleitet war, und von einem seltsam gluckſenden und rieselnden Laute, wie dem eines plötzlich hervorbrechenden Quells.

Das Zelt war umgerissen und bedeckte zum Teil ein klaffendes Loch im Deck, von welchem aus ellenlange Splitter in die Höhe standen. Charikleia hatte die Hand des kleinen Kallias mit einer entsetzlichen, unwiderstehlichen Gewalt aus der ihrigen reißen fühlen, und fast in demselben Zeitpunkt, wo sie halb und halb unter dem Zelt begraben wurde, war ein warmer und klebriger Strahl ihr über den Fuß gespritzt. Sie hatte nicht niedergeschaut, — sie wußte, was es war.

Leichenblaß, taumelte sie einen Schritt rückwärts und schien nahe daran, das Bewußtsein zu verlieren. Da hörte sie, wie im Traume, den Räuber mit der phry-

gischen Mütze in Gelächter ausbrechen und seinen Genossen zurufen:

„Seht ihr, der traf!... Der Schreihals ist verstummt. Er ist auf dem Delphin nach dem Hades geritten!“

Bei diesem Gelächter und diesen Worten war es, als ob ein Nebel von Blut an Charikleias Augen vorbeiwallte, sie ergriff ein Schwert, und mit dem Schrei eines wilden Tieres drang sie auf den Nichtswürdigen ein, der mit der einen Hand sich am Tauwerk des Fahrzeuges und mit der andern am Rande der Samäne festhielt. Ihm blieb keine Zeit, sich zu wehren, keine Zeit, den Mund aufzuthun, eh' die blanke Waffe fast bis zum Heft in seiner Brust saß. Ein paarmal bewegte er Kopf und Hals, wie wenn er ersticken sollte. Ein Blutstrom entquoll seinem Munde, die rote Mütze entglitt ihm, seine Hände ließen los, was sie gefaßt hielten, und mit dem Kopf vornüber stürzte er in die dunkle Tiefe, die zwischen beiden Schiffen aufgähnte.

Da erscholl ein wilder Aufschrei der Erbitterung aus den Kehlen der Räuber; sie setzten Leitern an den Bug der Samäne, einige der kühnsten sprangen an Bord und hieben dort alles nieder, was ihnen in den Weg kam, worauf die andern ihnen nachfolgten.

Wie tief erschüttert Glaukos auch war, er bot alles auf, um seinen Leuten Mut einzuflößen; doch der größte Teil derselben warf die Waffen weg und flehte die Räuber an, ihr Leben zu schonen.

Thyamis gab nun Befehl, mit dem Blutbad einzuhalten, und hieß die Seefahrer und die Kaufleute das Schiff verlassen, ohne etwas Anderes mitzunehmen als die Kleidung, die ein jeder von ihnen auf dem Leibe trug. Die Sklaven aber mußten paarweise an Bord des Räuberschiffes gehen.

Das Boot der Samäne wurde ins Wasser gesetzt und die Seeleute sprangen, einer schneller als der andere, hinein, da sie erst dann sich in Sicherheit glaubten, wenn sie von Thyamis und seiner Bande weit hinweg wären. Wie überfüllt das Boot auch war, es bot dessen Fahrt immerhin keine weitere Gefahr; denn das Meer war ruhig, es gab Leute genug zum Rudern, und die Entfernung von den nächsten kykladischen Inseln war keine sehr große.

Glaukos und sein Weib wurden nun in den Myopar geführt, wogegen Thyamis an Bord der Samäne stieg. Er wies die Leute an, wo das Elfenbein, der Purpur und die golddurchwirkten Teppiche aus Babylon zu finden wären, und bald war der kostbarste Teil der Ladung in das Räuberschiff hinübergebracht.

Es war hohe Zeit. Die Samäne füllte sich mehr und mehr mit dem eindringenden Wasser und lag bereits beträchtlich tiefer.

Thyamis ließ den Myopar eine Strecke weit von dem sinkenden Schiff hinwegrudern.

Die Finsternis war allmählich dichter geworden und

die Samäne zeigte sich nur noch als eine dunkle, farblose Masse. Der Teil des Rumpfes, welcher über See sich befand, wurde kleiner und kleiner. Plötzlich sank der Hintersteven, und mit einer seltsamen, unvorhergesehenen Wendung erhob der Gänsehals des Vorderteils sich einen Augenblick hoch empor; darauf ging das große Schiff mit reißender Schnelle unter. Es ließ ein Brausen, wie von einem Mahlstrom, sich über die See hin vernehmen, und ein Flecken umherwirbelnden weißen Schaumes bezeichnete eine Weile die Stelle, wo die Samäne gesunken.

Glaukos, der mit den Augen diesem Schauspiel gefolgt war, drückte die Hand seines Weibes.

„Die Nichtswürdigen!“ rief er mit verbissener Wut „Das war mein größtes und schönstes Schiff.“

Charikleia erhob in stummer Anklage ihre Augen gen Himmel.

Kurz darauf führte man sie beide vor Thyamis hin, der in all seiner Pracht auf einer Art Thronsessel am Hintersteven saß. Als sie sich nahten, erhob er sich mit einer Höflichkeit, die nichts Gutes ahnen ließ.

„Denke nicht, Glaukos,“ sagte er, daß es meine Absicht ist, dich und deine Frau als Gefangene zurückzuhalten, um deiner Verwandtschaft Lösegeld abzupressen. Auch wir Barbaren sind Männer von Lebensart, wenn wir auch euch nachstehen. Athenienser, zieh' in Frieden nach deiner Heimatstadt!“

Die Räuber holten nun eine Leiter und brachten sie außer Bord am Schiffe an, so daß das eine Ende derselben auf dem Wasser stand; darauf stellten sie sich, mit lodernden Fackeln in den Händen, in zwei Reihen an dem Niedergang zur See hin auf.

„Sei gegrüßt, Glaukos!“ fügte Thyamis hinzu und wies auf die Leiter: „Der Weg steht dir offen! du und dein Weib, ihr seid frei!“

Glaukos blieb wie versteinert stehen über diesen grausamen Hohn. Doch die Räuber drangen auf ihn mit den Fackeln ein und zwangen ihn und sein Weib, sich der Leiter zu nähern. Charikleia war totenbleich und zitterte, so daß sie kaum sich aufrecht halten konnte.

Glaukos ergriff ihre Hand und flüsterte:

„Fasse Mut! Dir wird ja dein liebster Wunsch erfüllt. Sagtest du nicht: der Tod komme, wann und wie er will, wenn er nur uns in Gemeinschaft trifft! Und hast du nicht selbst das Wahrzeichen angenommen?“

Charikleias Augen füllten sich mit Thränen.

„Vergieb mir!“ stammelte sie. „Ich wußte nicht, um was ich bat.“

Und mit einem Blick, in welchem die Liebe über die Todesangst siegte, erhob sie die Augen zu ihrem Gatten und schlang die Arme um seinen Hals. Glaukos faßte sie um den Leib und stieg langsam die Stufen der Leiter hinunter.

Als er bei der letzten angekommen, hielt er an und sah nach dem Schiffe hinauf. Beim Anblick aber der neugierigen und schadenfrohen Gesichter der Räuber, in denen sich nicht das geringste Mitleid spiegelte, ward er inne, daß es mit aller Hoffnung zu Ende wäre, und zu stolz, um Gnade zu flehen, preßte er Charikleia an sich und that den schicksalsschweren Schritt von der letzten Stufe der Leiter.

Das Meer schloß sich über ihren Häuptern, indem es einen kleinen, hastig drehenden Wirbel bildete, und durch diesen schmalen Ring gingen die Allzuglücklichen, enge vereint im Tode wie im Leben, in jenes große Unbekannte ein, aus welchem niemand zurückkehrt.

Lykon mit der großen Hand.

Zweites Jahr der 103ten Olympiade (367 v. Chr.).

I.

Wenig junge Leute in Athen hatten so viele Bekannte wie Lykon. Freunde hatte er dagegen nicht einen einzigen. Er war höflich gegen alle, doch gegen keinen vertraulich, war immer arglosen Sinnes, mochte gern sein Glück mit Astragalen oder Würfeln versuchen, wußte stets, wo der beste Chierwein und die hübschesten Mädchen zu finden, und war niemals unwillig, einem Bekannten einige Drachmen zu leihen. Lykon war auch von allen gern gesehen, ja man verzieh ihm sogar gewisse Besonderheiten, die eigentlich gegen attische Sitte verstießen. So besuchte er niemals den Übungsplatz, und wenn jemand ihm davon sprach, so antwortete er in leichtfertigem Tone:

„Was sollte ich dort? Auf die Spitzfindigkeiten der Redner und der Sprachmeister verstehe ich mich nicht, — und weshalb meine Glieder üben? Ich bin stark genug, so wie ich bin, und kann die Zeit besser verwenden."

Was sein Äußeres betraf, so hatte Lykon schönes schwarzes, doch etwas struppiges Haar, recht männ-

liche, doch etwas harte Züge, große und dicke Augenbrauen, kurzen, doch dichten Bart, einen breitschulterigen, starkgebauten Körper und ungewöhnlich große Hände, wegen deren er unter dem Namen Lykon ho makrocheir, Lykon mit der großen Hand, bekannt war.

Er stand in den Bürgerlisten als Lykon, Megakles' Sohn, eingezeichnet. Niemand hatte aber diesen Megakles gekannt, und kein Mensch konnte sagen, wo eigentlich Lykons Vaterhaus stände oder gestanden hätte. Alles, was man von ihm wußte, war, daß er vor einigen Jahren plötzlich in Athen aufgetreten wäre, — wie es hieß, nach einem längeren Aufenthalt in Bithynien, wo sein Vater sollte gestorben sein. Hier und da munkelte man auch davon, daß er einer von denen wäre, die sich in die Bürgerlisten eingeschlichen, und bei einer der Durchsichten, denen man diese dann und wann unterwarf, wurde er sogar von den Demoten oder Kreisvorstehern ins Verhör genommen. Vor ihnen erklärte Lykon, daß sein Vater Schiffsführer und viele Jahre lang von Athen fortgewesen wäre; er sei selbst mit ihm zur See gefahren, und von dem groben Dienst an Bord hätte er große und rauhe Hände bekommen. Einer der Kreisvorsteher, ein reicher Schiffsrheder, glaubte da Lykon fangen zu können, indem er ihn um die Benennungen verschiedener Schiffsteile ausfragte. Doch Lykon blieb ihm keine Antwort schuldig. Dies sprach in hohem Grade zu seinen Gunsten; die Kreisvorsteher

erklärten sich zufrieden und Lykons Namen blieb auf den Listen stehen.

Lykon hatte indessen manches Seltsame an sich. Er wußte beispielsweise so wenig von den Dichtern, daß man, wie der Spaßmacher Stephanos sagte, ihm sehr gut hätte weis machen können, eine Ode Pindars sei dem Homer entnommen. Verlachte man jedoch eine so große Unwissenheit, so sagte Lykon nur immer:

„Ihr lacht über meinen Schulmeister, nicht über mich. Denn sein ist der Fehler. Er war so schwach, daß er sich alles von uns gefallen ließ, und deshalb spielten wir und balgten uns in der Zeit, wo wir hätten etwas Nützliches lernen sollen."

Es gehörte mit zu Lykons Eigenheiten, daß er, der niemals die Einladung zu einem Trinkgelage ausschlug, kein einziges Mal während der großen Festzeiten sich blicken ließ, wenn dann Fremde aus ganz Hellas, den Inseln und den Ansiedlungen nach Athen strömten, um den Aufzügen, den Vorstellungen im Schauspielhause oder den Fackelläufen beizuwohnen. An solchen Tagen hielt Lykon sich entweder in seinem kleinen Hause im Stadtteil Keiriadä auf, oder er befand sich auch auf einer kurzen Reise und blieb beständig abwesend, bis etwa anzunehmen war, daß die Fremden Athen verlassen. Dies seltsame Verhalten wurde gleichwohl nicht von vielen bemerkt; denn an den Festtagen hatten die meisten

genug mit sich selbst zu thun. Die wenigen freilich, die es gewahr wurden, wunderten sich höchlichst.

Nur ein einziger Mensch wußte, was eigentlich Lykons Besonderheiten zu Grunde lag. Dies war der Maler Aristeides aus Thebä, ein ruhiger und besonnener junger Mann, der niemals mehr sagte, als er eben wollte. Er stand als Maler in großem Rufe, wegen seines gewaltigen Bildes, das den Kampf der Makedonier mit den Persern darstellte, eines Gemäldes, das über hundert Gestalten aufwies; sein Meisterstück war immerhin die „Plünderung einer eroberten Stadt“, ein Bild, auf welchem eine sterbende Mutter ihr neugeborenes Kind von der Brust abhält, damit es nicht Blut statt Milch trinke.

Dieser Aristeides unternahm einst in Gesellschaft Lykons, beide zu Pferd und von je einem Sklaven begleitet, eine Lustreise nach dem schöngelegenen Dekeleia am Fuße des Berges Parnes. Von der Mittagshitze ermattet, suchten sie unterwegs in einer elenden Holzhütte Schutz, die einem armen Landmanne gehörte. Dieser nahm sie freundlich auf und bewirtete sie mit einer Kanne frisch gemolkener Ziegenmilch. Darauf bot er ihnen sein dürftiges Lager; sie fanden dasselbe aber so schmutzig, daß sie ihren Wirt, nachdem sie mit einander einen Blick gewechselt, darum baten, sich in dem frischen Heu einer gegenüberliegenden Scheune ausruhen zu dürfen. Der Mann führte sie dort hinein. Lykon

streckte sich behaglich in das duftige Heu, gähnte und fiel bald in Schlummer. Aristeides schlief ebenfalls ein, wurde aber kurz darauf durch eine Bewegung Lykons wieder geweckt. Er wandte sich nach dem Gefährten um und fühlte sich plötzlich munter.

Lykons Gewand war am Halse aufgegangen, und seine Schulter lag entblößt. Auf seiner sonnengebräunten Haut war eine große weiße und blanke Narbe zu sehen, aus drei Strichen bestehend, die zusammen ein Kappa*) bildeten.

„Ein Sklave!" rief Aristeides aus, „und noch dazu ein gebrandmarkter!" Im ersten Augenblick saß er nahezu wie betäubt; darauf zog er sich von dem Platze an Lykons Seite zurück und setzte sich in einiger Entfernung von ihm auf einen Holzblock.

„Nun verstehe ich alles," dachte er bei sich selbst; „seine Scheu, sich auf dem Übungsplatze zu entkleiden, — seine dunkle Herkunft, — seine großen Hände, — seine Unbekanntschaft mit den Dichtern — und seine Abwesenheit an den großen Festtagen... Also ein entlaufener Sklave und schon früher einmal

---

*) Kappa, der Buchstabe *K*. Hier eine Verkürzung des Wortes Klemma, Diebstahl. In der Regel wurden die Sklaven auf der Stirn (oder an Ohren und Händen) gebrandmarkt. Auf die Schulter scheint das Brandzeichen nur aus besonderer Gnade gedrückt worden zu sein, wenn das Vergehen kein sehr großes war.

wegen Diebstahls bestraft. Vor seiner Flucht hatte er wahrscheinlich seinen Herrn bestohlen, und zwar um eine nicht geringe Summe. Durch Bestechung wurde er in die Bürgerlisten aufgenommen, und nun lebt er, der diebische, gebrandmarkte Sklave, als freier Bürger in Athen und läßt sich's wohl sein mit dem Gelde seines bestohlenen Herrn."

Aristeides erhob sich, um zur Behörde der Stadt zu gehen. Doch ehe er noch die Scheune verlassen, fuhr er zusammen und lauschte.

Lykon lachte im Schlafe.

Es lag etwas so Unbefangenes, etwas so Sorgloses in seinem Lachen, daß Aristeides unwillkürlich stehen blieb.

„Siehe!" murmelte Lykon und streckte den Arm aus, wie um zu zeigen, „nun springt der dicke Dryas! — die Lederflasche knackt, — er fällt, — pladauz! da liegt er — auf dem Bauche mitten im Wasser!"

Und Lykon lachte aufs neue.

„Nein," sagte Aristeides, „dieser Mensch, der wie ein Kind im Schlafe lacht, der ist nicht schlecht... Wer weiß, ob die Freiheit ihn nicht zu einem Andern und Besseren machte? Nun ist ja nichts Unehrenhaftes von ihm bekannt, und alle haben ihn lieb... Vielleicht, daß sein bestohlener Herr seit langer Zeit seinen Verlust verschmerzte. Vielleicht hat er selbst diesen wieder er-

setzt; er hat ja Sklaven, die für ihn arbeiten. Und was geht im übrigen die Sache mich an?"

Aristeides trat näher und betrachtete den Schlafenden. Ein gutmütiges Lächeln umspielte Lykons Mund. „Nimm das!" murmelte er, und seine große Hand machte eine Bewegung, als ob er ein Almosen gäbe.

Aristeides überkam es wie eine plötzliche Eingebung. „Wollten die Götter ihn strafen," so dachte er, „dann hätten sie ihn nicht vor einem Freunde, sondern vor einem Feinde sich verraten lassen!"

Froh, eine solche Beruhigung für sein Inneres gefunden zu haben, raffte er behutsam Lykons Kleidung zusammen und schloß dieselbe am Halse. Er zitterte ein wenig mit der Hand. Denn gesetzt den Fall, Lykon hätte plötzlich seine Augen aufgeschlagen, würde er dann nicht in seiner ersten Verzweiflung darüber, sein Geheimnis entdeckt zu sehen, möglicherweise zum äußersten gegriffen haben?

Lykon schlief ruhig weiter. Ohne ihn zu wecken, trat Aristeides in den Schatten des Hauses, da wo die Sklaven mit den Pferden warteten. Er winkte Lykons Knaben heran und sagte zu ihm: „Wenn dein Herr erwacht, dann sage ihm, daß ein Traumgesicht, welches ich im Schlafe hatte, mich nötige, auf der Stelle heimzukehren. Ich ließe ihn bitten, die Reise fortzusetzen, als ob ich noch mit ihm zusammen wäre."

Mit diesen Worten schwang er sich aufs Pferd und ritt fort, so rasch als sein Sklave ihm folgen konnte.

Von dieser Stunde an zog Aristeides sich von Lykon zurück, ohne daß dieser es sonderlich merkte. Doch wenn nachher von Lykons Eigenheiten gesprochen und davon gemunkelt wurde, daß er ein Eingeschlichener sei, fand Aristeides eine seltsam kitzelnde Befriedigung darin, der Wahrheit so nahe wie möglich zu gehen. Er sagte dann immer: „Es giebt Zeichen, die darauf deuten.“ Sprach er so aus einem dunklen Groll gegen Lykon oder einer gewissen Lust, wie der von Kindern, — mit dem Feuer zu spielen? Er wußte es selbst nicht; doch er sagte niemals mehr.

II.

Lykon, der nichts Böses ahnte, setzte unbekümmert seine gewohnte Lebensweise fort. Eines Mittags ging er zu einem Freigelassenen Namens Opasion, in dessen Hause es immer sehr lustig zuging, da er davon lebte, junge Leute zu bewirten. Der kleine, kaum zehn Schritt lange Säulenhof war gerade an dem Tage von einem lauten und lachenden Schwarm erfüllt. Wohl an zehn junge Leute, die in Mäntel von allerlei Farben gekleidet waren, hatten um zwei kämpfende Wachteln einen Kreis geschlossen.

„Ich halte funfzehn Drachmen gegen dich, Opasion,“ rief eine Stimme.

„Ich auch,“ fügte eine andere hinzu.

„Hegesias' Wachtel ist mutiger! Siehst du, dein

Vogel weicht, Opasion, — er weicht wieder! Ha, ha, ha! nun ist er aus dem Kreise heraus!"

„Überwunden, überwunden!" riefen alle im Chor, — nur der Freigelassene nicht.

„Dein Vogel hat verloren, Opasion! Her mit dem Gelde!"

Der Freigelassene, ein kleiner, dicker Mann mit einem Fuchsgesicht, hob einen zerzausten Vogel empor und schrie ihm ins Ohr, um die Rufe der Sieger zu übertönen. Gleichzeitig damit wurde die andere Wachtel im Triumph hinweggetragen und darauf von ihrem Inhaber behutsam unter den Arm genommen, als wäre sie der köstlichste Schatz gewesen.

Lykon schritt sorglos nach der sogenannten Festhalle weiter, einer Räumlichkeit, die sich in jedem größeren Hause befand, doch in der Regel beschränkten Platz darbot.

Ein Duft von Silphion, gemischt mit dem Geruch des Lauches, drang ihm entgegen. Mit einem raschen Blicke erfaßte er den ganzen Raum; — es waren keine neuen Gesichter da. Sieben oder acht junge Leute, mit denen er tagtäglich zusammentraf, waren beim Frühstück; sie ruhten dabei einzeln oder zu zweien auf lederbezogenen Lagern, vor denen kleine Tische standen, auf welchen zahlreiche Fettspuren und die Abzeichen nasser Becher zu bemerken waren.

Im Hintergrunde waren ein Paar halbnackter Sklavenknaben geschäftig, Schüsseln und Trinkschalen zu

spülen, und nicht weit von ihnen saßen auf niedrigen Stühlen ohne Lehne zwei junge Mädchen im Alter von funfzehn bis zwanzig Jahren. Sie flüsterten eifrig mit einander und aus der Art und Weise, wie sie auf die zu Tische liegenden jungen Leute ihre Augen hefteten, war leicht zu sehen, daß diese es waren, von denen sie sprachen. Beide Mädchen waren ziemlich schön, ihre dreisten Blicke aber und ihr ungezwungenes Lachen ließ ersehen, daß sie Frauen von freierer Lebensweise waren und gewohnt, sich unter Männern zu bewegen.

Die ältere und größere derselben hielt eine phrygische Doppelflöte in der Hand. Sie hatte das Haar am Hinterkopfe in ein blaues Tuch geschlungen, während das Vorderhaar mit einem niedrigen Stirnschmuck aus blankem Stahl geziert war. Ihre ganze Kleidung bestand in einem von Haus aus kostbaren und prunkvollen, nun etwas fleckigen, safrangelben Gewande, das an der linken Seite bis herunter zur Hüfte offen und bis über das Knie aufgebunden war. Die jüngere und schönste, die augenscheinlich eine Gauklerin war, da sie ihre Füße auf einem Kästchen mit kurzen Schwertern, Bällen und kleinen Bögen und Pfeilen ruhen ließ, trug eine rote Kappe auf dem Haupte, welche die dunklen Locken desselben festhalten sollte, und war im übrigen in ein ziemlich verblichenes grünes Obergewand gehüllt, das sie um sich zusammenzog. Wenn sie im Verlauf der Rede die Hände bewegte, so öffnete sich der lose Überwurf, und

es zeigte sich da, daß sie gar keine andere Unterkleidung anhatte, als ein Paar kurze, bunte Beinkleider, die fast nur wie ein breiter Gürtel ihre Lenden umgaben.

Die jungen Leute schenkten den beiden Mädchen keine Aufmerksamkeit. Ihr Gespräch drehte sich darum, auf welche Weise man am besten dem Geldsack des Vaters zu Leibe zu rücken hätte. Die Meinungen schienen geteilt zu sein. Die mehr Gewitzigten und Geschulten waren dafür, daß man sich selbst außerhalb der Sache hielte und den Vater durch einen pfiffigen Sklaven nasführen ließe, während die weniger Erfahrenen es vorzogen, von der Mutter Geld zu begehren, unter der Drohung, zur See gehen oder als Leichtbewaffnete Dienste nehmen zu wollen.

„Wieder die alte Geschichte!" rief Lykon lächelnd, nachdem er die Anwesenden begrüßt und einen Händedruck mit ihnen, ausgenommen mit Aristeides, gewechselt hatte, der es sich eben sehr angelegen sein ließ, sich nach der genossenen Mahlzeit in dem dazu bestimmten Teige die Hände zu reinigen.

„Lykon spricht die Wahrheit," rief der späterhin als Baumeister bekannte Deinokrates, ein junger Mann mit blassem Gesicht und schlaffen Zügen. „Wir müssen von anderen Dingen reden. Das ist nichts für ihn."

Lykon, der weder Vater noch Mutter hatte, spürte den verborgenen Stich, schwieg aber still, — um nicht tiefer auf die Sache sich einlassen zu müssen.

Das Gespräch verstummte einen Augenblick; der Gott Hermes ging, wie man damals sagte, durch den Saal. Da ertönten rasche Schritte über die Fliesen des Säulenhofes hin, und plötzlich stand ein hochgewachsener junger Mann mit hellem Barte mitten unter den Anwesenden. Er schien von einer Reise zu kommen; denn in den Falten seines braunen Mantels lag dicker Staub, und auf dem Kopfe trug er einen breitkrämpigen Filzhut.

„Phorion!" riefen sieben, acht Stimmen auf einmal, „sei gegrüßt, sei willkommen!"

Der Eingetretene warf Mantel und Hut einem der herbeigeeilten Knaben zu, drückte dem Maler Aristeides die Hand und legte sich auf den leeren Platz an seiner Seite.

„Woher des Wegs, Phorion?" fragte Deinokrates, der Jüngling mit dem blassen Gesicht.

„Aus Thessalien."

Lykon, der auf einem Ruhebett am nächsten Tische für sich allein lag, vergaß seinen Gerstenkuchen und erhob das Haupt.

„Aus welcher Stadt Thessaliens?"

„Aus Methone, in der Landschaft Magnesia an der pagasäischen Bucht."

Aristeides' Augen fielen zufällig auf Lykon. Er sah ihn erblassen und die Hand auf die Brust pressen.

„Bei welchem von den Bürgern der Stadt hast du Gastfreundschaft genossen?" fragte Deinokrates weiter.

„Beim Mehlhändler Simonides.“

Lykon schrak zusammen, so daß er beinahe den kleinen Tisch vor der Ruhebank umgeworfen hätte.

„Wie seltsam!“ rief Deinokrates mit Lebhaftigkeit. „Simonides war auch der Gastfreund meines Vaters, und ich habe diesen gar oft seinen heiteren Sinn und seine große Vorliebe für die Schauspieldichter rühmen hören. Er besitzt, wenn ich mich recht erinnere, mehrere von den Schauspielen des alten Magnes, des Ikarers, in Handschriften, welche der Dichter selbst durchgesehen hat, und namentlich aus den ‚Harfenspielern‘ soll er die lustigsten Auftritte auswendig können... Du hörst, ich kenne den Mann, ohne ihn jemals gesehen zu haben.“

„Ach! der Mann ist nicht mehr derselbe!“ sagte Phorion ernst. „Kummer und Krankheit haben ihn vor der Zeit altern lassen... Sein ganzes Unglück ist ihm von einem diebischen Sklaven angerichtet worden.“

Aristeides sah wieder nach Lykon, diesmal aber nicht zufällig.

Der Schweiß stand diesem in hellen Tropfen auf der Stirn, seine Wangen brannten, und er fuhr sich mit seiner großen Hand über das Gesicht, wie er immer that, wenn er sich in einer heftigen Aufregung befand.

„Von einem diebischen Sklaven unglücklich gemacht!“ rief Deinokrates aus. „Das mußt du uns erzählen.“

„Das ist bald gesagt,“ antwortete Phorion. „Doch

kommt her, Knaben! Rückt die Tische zur Seite, fegt die Knochen und Fruchtschalen hinweg und bringt Wein, Wein! Ich vergehe vor Durst."

Als alles geordnet war, brachte ein Sklave eine silberne Schale und goß darein aus einer alten silbernen Kanne, dem Prachtstück von Opasions Hause, ungemischten Wein.

Phorion nahm die Schale. Die Flötenspielerin erhob sich, setzte die Doppelflöte vor den Mund und ließ eine gedämpfte, ernste Weise ertönen.

„Dieser Becher," sagte der junge Mann „sei den Gottheiten meiner Vaterstadt geopfert, mit Dank für ihre gnädige Beschützung auf der Reise!"

Darauf vergoß er etwas von dem Inhalt des Bechers.

Die Töne der Flöte erschallten lauter, doch nicht stärker, als daß man den Wein noch auf die glatten Fliesen fallen hörte. Darauf kehrte die gedämpfte Weise wieder. Phorion trank ein wenig aus dem Becher und reichte ihn Aristeides, der ebenfalls eine Wenigkeit trank und darauf ihn unter der steten Begleitung der Flötentöne im Kreise rings herumgehen ließ.

Lykon starrte mit einem seltsamen sinnlosen Blick auf die Vorbereitungen des Trinkgelages hin, und es war ihm offenbar eine Art Erleichterung, als Deinokrates den eben Angekommenen zum Erzählen aufforderte.

„Simonides," fiel Phorion ein, „kaufte vor etwa vier Jahren einen jungen Sklaven, Namens Zenon."

Wie er plötzlich diesen Namen hörte, wurde Lykon so blaß wie eine Leiche; er taumelte auf dem Lehnbette, halb zurück und machte eine tappende Bewegung mit der Hand, als ob ihn mit einem Male stockfinstere Nacht umgeben hätte.

Aristeides empfand Mitleid mit ihm, und um ihn zu zwingen, sich zu fassen, sagte er laut:

„Bist du unwohl, Lykon?"

Lykon fuhr sich mit der großen Hand über das Gesicht; die Züge seines Mundes erbebten, und es dauerte einen Augenblick, ehe er ein paar Worte davon murmeln konnte, daß er sich an einem zu großen Bissen verschluckt hätte.

„Simonides hatte also," wiederholte Phorion, „einen jungen Sklaven gekauft, der hieß Zenon. Er hatte nicht viel für ihn gegeben; denn Zenon hatte seinen Herrn, einen Arzt in der Nachbarstadt Ormenion, bestohlen; er war gebrandmarkt worden und nach dem Altare des Poseidon in Methone geflüchtet. Niemand wollte ihn kaufen; da er unter Thränen jedoch Simonides zu Füßen fiel und gelobte, seine bösen Neigungen zu überwinden, ließ dieser sich bewegen und kaufte ihn für etwas weniger als eine Mine.*) Wohl über ein Jahr lang führte er sich zur Zufriedenheit seines Herrn und gewann dessen Wohlwollen und Vertrauen. Eines Tages bekam Si-

*) 75 Mark 38 Pfennige.

monides den Besuch eines Mannes aus Hypata, mit welchem er in Geschäftsverbindung stand. Zenon wartete bei Tische auf. Er sah den Fremden Simonides das meiste von einem Talent, teils in barem Gelde, teils in Anweisungen auf bekannte atheniensische Trapeziten (Wechsler) bezahlen, und er nahm wahr, daß das Geld in ein Kästchen gelegt wurde, worin bereits mehrere Beutel mit Dareiken aufbewahrt wurden. Am nächsten Morgen fand man den Schrank erbrochen, worin das Kästchen eingesetzt worden war. Es war verschwunden, und mit ihm auch Zenon. Simonides sandte reitende Boten hier zur Stadt, doch Zenon hatte bereits die Anweisungen ausbezahlt bekommen, — was ihm um so leichter gelungen war, als der Siegelring seines Herrn im Kästchen lag. Simonides ließ den großen Diebstahl und eine genaue Beschreibung des Diebes nach Gestalt und Aussehen von den öffentlichen Ausrufern auf dem Markte bekannt machen, doch alles, was er in der Sache unternahm, war wie in den Wind geblasen. Gram und Ärgernis über den großen Verlust untergruben seine Gesundheit. Er bekam die heilige Krankheit; er wurde lahm in der rechten Seite, sein Mund wurde schief, und eine Zeit lang war er fast der Sprache beraubt. Der vorher so frohe und heitere Mann lebt nur noch wie ein Schatten seiner selbst. Obwohl er zu stolz ist, um zu klagen, so glaube ich, daß die Sklaven sich seinen Zustand zu Nutze machen, und im Hause schalten und walten, wie es

ihnen gefällt. Wenigstens herrscht nicht mehr die alte Ordnung darin. In der Vorhalle lagen, wie ich sah, Scherben von zerschlagenen Weinkrügen, Fruchtschalen, verwelkte Kränze und Handhaben ausgebrannter Fackeln. Doch nicht einmal seinem besten Freunde, dem Weinhändler Polykles, sprach er von der Nachlässigkeit seines Gesindes. Die einzige Klage, welche dem siechen, von den Sklaven verlassenen Manne entschlüpfte, war der Wunsch: ‚O hätte ich einen Sohn! Jetzt könnte ich seiner bedürfen.“

„Beim Herakles!“ rief einer der übermütigen jungen Leute aus, „der Wunsch wird ihm wohl schwerlich in Erfüllung gehen, matt wie er ist.“

„Und warum nicht?“ versetzte Phorion mit Ernst. „Wie viel ist hierbei an der fleischlichen Verwandtschaft gelegen? Worauf es hier allein ankommt, das ist die Gesinnung eines Sohnes. Ja weshalb,“ fügte er mit Wärme hinzu, „sollte nicht unter denen, welche Simonides in seinen glücklichen Tagen kannte, es einen Menschen geben können, dem es eine Freude sein würde, dem siechen Manne zu Hülfe zu kommen und das wieder gut zu machen, was andere an ihm sündigten?“

Opasion steckte sein Fuchsgesicht hinter einer Säule hervor, und als er gewahrte, daß die Unterhaltung ins Stocken geraten wollte, gab er den jungen Mädchen einen Wink.

Die Flötenspielerin ließ eine muntere Melodie er-

tönen; die Gauklerin warf das vergilbte Obergewand ab, und aus dem Kästchen, das sie bisher als Schemel benutzt, nahm sie neun kurze Schwerter heraus, deren Griff in einer scharfen Spitze endigte. Diese Schwerter steckte sie, in zwei Reihen, zwischen den Fliesen des Bodens fest, alle mit der blanken, zweischneidigen Spitze nach oben. Darauf trat sie dazwischen, und nachdem sie ein wenig an ihren kurzen bunten Beinkleidern zurechtgerückt, lief sie unter den Tönen der Flöte auf den Händen zwischen den Schwertern umher, worauf sie sich erhob und Purzelbäume dazwischen schlug, so geschwind, daß das Auge den Bewegungen ihres schlanken und geschmeidigen Leibes kaum zu folgen vermochte.

Das war der gefährliche „Schwerttanz", der immer höchste Bewunderung fand.

Die jungen Leute klatschten und riefen der Gauklerin Beifall zu.

„Was muß ein Mann nicht alles ausrichten können," rief Deinokrates aus, „wenn dieses Weib so kühn zwischen Schwertern einherspringen lehrt!"

Aristeides war diesem Schauspiel nicht gefolgt; seine Augen waren auf Lykon geheftet. Dieser hatte sich erhoben. Er sah etwas bleicher aus als gewöhnlich, und starrte mit einem seltsamen Blick vor sich hin, wie wenn er im Geiste weit, weit hinweg wäre. Es schien etwas Außerordentliches in ihm vorzugehen, und er fuhr sich

das eine Mal über das andere mit seiner großen Hand über das Gesicht.

Darauf ging er, wie zufällig, zu Phorion hin.

„Binnen wenigen Tagen, versetzte er, in einem Tone, den er so sorglos wie möglich zu machen suchte, „reise ich nach Thessalien. Es ist wahrscheinlich, daß ich nach Methone komme. Wenn du wünschest, Phorion, will ich Simonides einen Gruß bringen."

„Thue das, und sei, wenn du kannst, einige Tage über sein Gast. Vielleicht liegt begründeter Anlaß vor, das Betragen der Sklaven der Behörde zu melden. Seine Tochter Myrtale ist, nach seiner eigenen Aussage, ein Kind von siebzehn Jahren, das die Sklaven nicht beherrschen kann. Doch eines mußt du im voraus wissen, der Thürhüter weist alle Fremden fort; es ist nicht leicht, ins Haus zu dringen."

„Ich will schon hineinkommen," versetzte Lykon.

III.

Einige Tage darauf konnte man Lykon, mit einem großen Reisehut auf dem Kopf, auf dem Wege zwischen Halos und Iton in der Landschaft Phthiotis in Thessalien dahinreiten sehen. Er hatte sein Haus in Athen und seine Sklaven verkauft, bis auf einen, mit Namen Pägnion, einen schlank aufgeschossenen Knaben, der ihn mit einem Bündel, das er auf einem Stock über der

Schulter trug, begleitete. Er selbst hatte ein ähnliches Bündel auf dem Pferde; in der Hand hielt er einen tüchtigen Knittel, den er aus dem Stamme einer Weinrebe geschnitten, und wenn sein Mantel zur Seite flog, sah man den Griff eines kurzen Schwertes aus dem Gürtel hervorblicken. Neben Pägnion wanderte ein junger Sklave aus Halos, welcher den gemieteten Gaul zurückbringen sollte, nachdem das Ziel der Reise erreicht war.

Es war ein schöner Sommermorgen, an welchem Lykon den steinigen Weg hinabritt, der über einen Arm des Otrysgebirges dahinführte. Dicht zu seiner Linken erhoben sich gewaltige Kalksteinfelsen, an den Seiten mit Pappeln, Platanen und Eschen, auf höchster Höhe aber mit stachlichen Tragantsträuchern bewachsen. Tief unten lag ein liebliches Thal neben dem andern, und durch sie alle schlängelte sich in blinkenden Buchten der Fluß Amphrysos dahin. Noch ruhte der Morgennebel über der weit sich erstreckenden Landschaft und ließ dann und wann einen Schimmer ferner am Fuß der Berge liegender Städte, wie wellige Auen mit gelben Feldern und üppigen Weingärten durchblicken, die hier und da durch Gruppen von Feigenbäumen, und Haine von Zwerg- und Steineichen unterbrochen wurden. Zur Rechten war, in weiter Entfernung, an einer dunkelblauen Wiek der pagasäischen Bucht eine Stadt mit weißen Marmortempeln zu gewahren. Auf der anderen Seite des Thales erhoben sich ansehnliche

Höhen, und hinter diesen — an den äußersten Grenzen des Gesichtskreises — ragten zwei schneebedeckte Gipfel des Pelion empor.

Lykon ließ den Blick über die große, sonnige Landschaft dahinschweifen und atmete mit Wohlbehagen die reine Bergluft. Die Freiheit hatte niemals ihm reizvoller vorkommen wollen. Je näher er Methone kam, mit desto größerem Bangen fragte er sich selbst, ob er, der ganze Jahre lang als freier Bürger gelebt, denn wirklich wieder sollte zu einem elenden, willenlosen Sklaven herabsinken. Ihm war als empfände er an seinem Halse bereits den Druck des Holzrades, — einer Vorrichtung, wodurch man naschhafte Sklaven daran hinderte, die Hand nach dem Munde zu führen; er wähnte schon die Fessel um seine Beine zu haben, und den schweren Fußblock, der ihm nachschleppte, und er erschauderte bei dem Gedanken an das rauchende Brenneisen und an das Zischen, das es auf der Haut hervorriefe, bis alles in Schmerz verginge. Wer sagte ihm, daß er dieser Strafe entgehen würde? Hatte er nicht zum zweiten Male gestohlen?

„Beim Zeus!" murmelte er bei sich selbst, „ich fürchte, ich habe den Wurf des Hundes*) gethan." Doch sich erinnernd, wie verändert sein Aussehen in den verflossenen Jahren geworden, rief er plötzlich aus: „Nein, nicht als Zenon werde ich zurückkehren, sondern als Lykon."

*) Den schlechtesten im Würfelspiel.

Die letzten Worte hatte er ziemlich laut gesagt. Er fuhr zusammen und sah sich um. Der fremde Sklave war ihm gleichgültig; es war ihm jedoch daran gelegen, zu wissen, ob Pägnion ihn gehört.

Er winkte den Knaben zu sich heran, beugte sich vom Pferde nieder und faßte ihn am Ohre.

„Hast du gehört, was ich sagte?" fragte er kurz. „Sprich die Wahrheit."

„Ich glaube es wohl," stammelte Pägnion, nicht wenig betreten darüber, plötzlich so hart angelassen zu werden.

„Wiederhole meine Worte!"

„Nicht als Zenon will ich zurückkehren, sondern als Lykon."

Lykon zog das kurze Schwert und setzte Pägnion dessen Spitze auf die nackte Brust. Der Knabe stieß einen lauten Schrei aus.

„Hast du jemals dich mit einem Messer geschnitten?" fragte Lykon. „Stelle dir dann vor, was du fühlen würdest, wenn ich jetzt zustoßen wollte. Nun gut! Wenn du ein Wort von dem verlauten läßt, was ich gesagt, so werde ich dies Schwert dir in den Leib jagen, und wäre es vor dem Altar der Götter. Wahre darum genau deine Zunge!"

Ohne auf Pägnions Versicherungen zu hören, gab er dem Pferde einen leichten Schlag mit dem Knittel und setzte seinen Weg nach dem Thale weiter fort.

Am folgenden Morgen ritt Lykon die Bäckerstraße in Methone hinauf, an deren Ende man den Hafen mit den Schiffen sah, woselbst er einst die Seemannssprache kennen gelernt hatte, die ihm bei den Kreisvorstehern in Athen zu Nutze gekommen war. Obschon seinem Aeußeren nichts anzumerken war, was auf innere Unruhe schließen ließ, so klopfte das Herz ihm doch stärker als sonst. Alles war in der kleinen Stadt unverändert geblieben; es kam ihm vor, als wäre er gar nicht weg gewesen; er erkannte jedes Haus, jede Mauer, jeden Stein wieder. Er mußte einen Augenblick am Lorbeerbaum und an der Herme vor Simonides Wohnhause Halt machen, ehe er seiner Stimme so weit Herr wurde, daß er zu Pägnion sagen konnte: „Klopfe an!"

Pägnion faßte den Kupferring an der Thür des Hauses und klopfte stark an. Der Thürhüter war nicht auf seinem Platze. Es dauerte geraume Zeit, ehe er kam und den Riegel wegschob. Er machte die Thür nicht weiter auf, als es eben nötig war, um den Kopf herauszustecken. Lykon erkannte in ihm einen alten Sklaven mit Namen Satyros; er hatte ein mürrisches Gesicht und war sehr langsam in seinem ganzen Wesen. Beim Anblick des Jünglings in Reisekleidern versetzte er in barschem Tone: „Was willst du? Mein Herr ist krank und nimmt keine Besuche an!" Damit warf er die Thür ins Schloß, daß es im Hause wiederhallte. Lykon gab Pägnion einen Wink, und dieser klopfte aber=

mals. „Mein Lieber!“ rief Lykon, „melde mich nur deinem Herrn. Sage ihm, ich sei der Athenienser Lykon, Megakles' Sohn, und ich brächte von Phorion, der vor Kurzem sein Gast gewesen, ihm Gruß und Botschaft.“ Der Thürhüter ging brummend hinweg. Endlich kam er zurück, öffnete die Thür und sagte in weniger barschem Tone:

„Tritt ein! er will dich sprechen.“

Nachdem er den Knaben mit dem gemieteten Pferde abgefertigt, betrat Lykon das Haus. Wie bang ihm auch zu Mute war, machte er immerhin die Bemerkung, daß das Aussehen der Vorhalle ganz mit Phorions Beschreibung übereinstimmte. Es herrschte Unordnung und Schmutz in jedem Winkel. —

Im Säulenhof richtete Lykon an Pägnion einige Worte. Beim Klange seiner Stimme hielt ein junges Mädchen, das eben in die Frauengemächer schlüpfen wollte, ihre Schritte an. Sie wandte das Haupt und heftete auf Lykon einen Blick voller Verwunderung und Ueberraschung; doch ehe er Zeit bekam, sie zu betrachten, war sie schon durch die Thüre verschwunden. Er hatte nur eben so einen flüchtigen Schimmer auffangen können von einer blauen Tracht und einem Paar dunkler, fragender Augen. War das Myrtale, die er zuletzt als Kind gesehen, und mit welcher er so oft im Garten und auf Simonides' Landgute gespielt hatte?

In diesem Gedanken war Lykon so rasch dem Zimmer

zugeschritten, in welchem der Herr des Hauses sich aufzuhalten pflegte, daß der alte Satyros, der Thürhüter, ordentlich Mühe hatte, ihm zu folgen.

„Seltsam!“ murmelte dieser, „man sollte glauben, daß du, obschon ein Fremder, im Hause bekannt wärst!“

Lykon sah ein, daß er nahe daran gewesen, sich zu verraten, — doch Lykon hatte Geistesgegenwart.

„Lieber,“ versetzte er mit einem Lächeln, „ich kenne das Haus ja aus der Beschreibung meines Freundes Phorion.“

IV.

Simonides war eben beim Frühstück. Da Lykon sah, wie schwach und hinfällig er geworden war, bei dem Anblick konnte er kaum seine Bewegung meistern; namentlich schnitt es ihm ins Herz, als er den schiefen Zug um dessen Mund gewahrte, — jenes Zeichen, welches die heilige Krankheit ihm für Zeitlebens aufgedrückt hatte.

„Dieb!“ dachte er bei sich selbst; „das ist dein Werk!“ und er fuhr sich mit der großen Hand über das Gesicht, um seine hervorbrechenden Thränen zu verbergen. Er hätte sich am liebsten seinem Herrn zu Füßen werfen und seine Kniee umklammern mögen.

Simonides erhob sich nicht vom Lager, als Lykon eintrat, gab ihm jedoch die Hand und begrüßte ihn freundlich.

„Sei willkommen!“ sagte er. „Du bist Phorions Freund, höre ich, und bringst Gruß und Botschaft von ihm. Wie geht es seinem blinden Vater? Glaubt Praxagoras, der Arzt aus Kos, daß es gelingen wird, ihm das verlorene Augenlicht wiederzugeben?“

Lykon konnte darauf keine Antwort geben; er wußte von Phorions Vater nichts.

„Wie geht es seiner Frau, die nach ihrer letzten Niederkunft so elend war?“

Lykon wußte eben so wenig etwas von Phorions Frau. Er fühlte sich höchst beklommen. Er suchte darum das Gespräch in eine andere Bahn zu lenken, und fügte in leichtem Tone hinzu:

„Ich kenne Phorion nur vom Markte, den Bogengängen und den sonstigen Orten her, wo man tagtäglich sich in Athen zu treffen pflegt. Von seinen Angehörigen hat er noch niemals mit mir gesprochen.“

Simonides erhob das Haupt und betrachtete Lykon mit Aufmerksamkeit.

„Ah,“ rief er aus, — wie es schien ein wenig enttäuscht — „ich glaubte, daß Phorion und du vertraute Freunde wäret. Zwischen ihm und mir besteht seit der Jugendzeit seines Vaters und meiner eigenen alte Gastfreundschaft.“

Das Gespräch nahm jetzt eine andere Wendung, als Simonides nach Neuigkeiten aus Athen fragte. Das war etwas, wovon Lykon mitsprechen konnte, und zwar

um so viel freier, als er nun wegen dessen, was er am ärgsten gefürchtet, beruhigt sein konnte. Simonides hatte offenbar ihn nicht erkannt. Sein langes Haar und der dichte Bart und vor allem seine dicken Augenbrauen, die er ziemlich häufig geschoren hatte, damit sie groß und buschig würden, hatten sein Aussehen ganz und gar verändert.

Simonides hatte seinem Gast einige Erfrischungen nach der überstandenen Reise angeboten. Die lange Zeit, welche verstrich, ehe dieselben aufgetragen wurden, war Lykon ein bedeutsames Zeichen mehr von dem schlechten Zustande des Hauswesens. Im Übrigen bemerkte er, daß auf dem kleinen Tische zwei Becher standen; Simonides hatte also in Gesellschaft einer anderen Person gespeist. Dies war wohl sicher seine Tochter Myrtale, welche nach allgemeiner hellenischer Sitte das Zimmer verlassen hatte, als der Thürhüter einen Fremden meldete. Das junge Mädchen, von dem er im Säulenhofe einen flüchtigen Schimmer bemerkt hatte, sie war dies nach aller Wahrscheinlichkeit.

Nach beendeter Mahlzeit machte Simonides seinem Gaste das Anerbieten, ihn durch einen Sklaven, Namens Konops, in der Stadt umherführen zu lassen. Er rief, es kam aber Niemand. Er schlug zu wiederholten Malen mit dem Stock auf den Boden; doch kein Mensch schien es zu hören. — Da schwollen Lykon die Adern an

der Stirn, und seine großen Augenbrauen zogen sich zusammen.

„Die Nichtswürdigen!" murmelte er halblaut.

„Sei nicht böse, Simonides," versetzte er darauf mit Wärme und nahm dessen Hand zwischen seine beiden, „sei mir nicht böse, wenn ich, obschon ein Fremder, über Dinge, die mich nichts angehen, mich ohne Rückhalt ausspreche. Laß mich, ich bitte dich darum, jenen Schlingeln einmal in deinem Namen den Kopf zurecht setzen. Denke, ich sei dein Sohn, und ich sei eben von einer langen Reise zurückgekehrt. Komm! stütze dich auf meinen Arm, laß uns im Hause umhergehen und zusehen, was die Sklaven thun."

Simonides heftete auf Lykon einen Blick des Erstaunens.

„Fremdling," sagte er, „du sprichst seltsame Worte! Du weilst unter meinem Dache noch nicht halb so lange Zeit, als die Wasseruhr braucht, um abzulaufen, und doch scheinst du die geheimen Wünsche meiner Seele mir abzulesen. Wer bist du, Jüngling? Deine Stimme ist mir so seltsam bekannt; doch nein! ... du sprichst ja das Attische so rein, daß Phorion, der aus Athen gebürtig ist, es nicht schöner spricht als du!"

Damit erhob er sich langsam, mit Hülfe seines Stabes, und nahm Lykons Arm.

„Ein anderer," fuhr er fort, „würde vielleicht dir grollen und sich verletzt fühlen. Ich nicht. Es ist selten,

sehr selten, daß ein sorgloser Jüngling für einen schwachen und abgelebten Mann so viel Herz hat, wie du. Komm, mein Sohn! — laß mich so dich nennen, — versuche nur, ob du mir beistehen kannst, die Zucht des Hauses wiederherzustellen; glaube aber nicht, daß der Sieg dir leicht werden wird. Disteln, die Jahre lang wucherten, rottet man nicht auf den ersten Griff aus. Ja, könntest du dich einige Zeit bei mir aufhalten, — doch ich will nicht auf dich eindringen," fügte er mit einem schwachen Lächeln hinzu, „damit du mir nicht etwa sagst, das sei eine Einladung mit dem Stocke. Ein attischer Bürger wird ungern in unserer kleinen Stadt seine Zeit verlieren wollen."

„Denkst du das?" versetzte Lykon lächelnd. „Ich bleibe sehr gern, wenn du glaubst, daß ich dir von Nutzen sein kann."

Simonides konnte nur mit Mühe sich vorwärts schleppen. Zum Glück war der Weg nicht weit; im Altertum waren die Häuser nur klein, — zwar gab es in denselben ziemlich viele Winkelgänge, doch nahm alles nur wenig Platz ein. Auf Lykons Arm gestützt, durchschritt Simonides mit ziemlicher Anstrengung den kurzen Säulengang, der vor den Wohnräumen der männlichen Insassen des Hauses sich hinzog; in dem kleinen Säulengang der Frauenwohnung, wo er einen Augenblick Halt machen mußte, um auszuruhen, war nicht ein einziges lebendes Wesen zu erblicken, und die Kammern der

Sklaven, einige zehn gefängnisartige Zellen, standen alle leer. Dasselbe war mit dem Arbeitsraum der Sklavinnen der Fall. In der nach dem Garten führenden Thür saß, oder richtiger lag einer von den jüngsten Sklaven des Hauses, ein blonder Knabe von sieben bis acht Jahren. Er hatte das Haupt an die Thürpfoste gelehnt und war, von der Hitze des Mittags überwältigt, in Schlummer gefallen.

„Siehe!" versetzte Lykon flüsternd und deutete auf den Knaben, „uns ist ein günstiges Geschick zu willen. Die Schildwache schläft auf ihrem Posten. Wir kommen hinter sie her."

Aus dem Garten schallte muntere und laute Rede ihnen entgegen.

„Nun hat aber Konops lange genug auf dem Ruhebett gefaullenzt," ließ eine rohe Stimme, nicht ohne einen Anstrich von Neid, sich vernehmen.

„Wie er doch schnarcht!" fügte eine andere hinzu.

„So kann eben nur ein Schweinehirt schnarchen."

„Gießt ihm Wein in den Mund!"

„Laßt ihn uns mit einem Strohhalm in der Nase kitzeln!"

„Wir wollen ihm einen Frosch in den Hals stecken!"

Dem letzten Vorschlag antwortete ein schallendes Gelächter.

Lykon stieß den schlafenden Knaben mit dem Fuß zur Seite, und mitten unter der lärmenden Lustigkeit

der Sklaven stand der Herr des Hauses und sein Gast in ihren Reihen.

Ein eigentümliches Schauspiel offenbarte sich da vor ihren Augen. Auf einem übel mitgenommenen Ruhebett, das in den Schatten des Gesträuches gestellt war, lag, fast ganz entblößt, der größte und stärkste der Haus-Sklaven, der Schweinehirt Konops, und schnarchte offenen Mundes.

Dicht um ihn herum standen die, welche auf erwähnte Weise ihn hatten wecken wollen. Hinter dieser Gruppe waren einige halberwachsene Knaben, platt auf der Erde liegend, mit Würfelspiel beschäftigt, während ein paar ältere Sklaven, an einem kleinen Tische sitzend, gemächlich eine Kanne Wein leerten, deren Inhalt sie vergessen hatten mit Wasser zu mischen. Weiter abseits tändelten einige junge Bursche auf einer von blühenden Keuschheitsbäumen überragten Bank mit ein paar jungen Sklavinnen, die beim Anblick der Nahenden mit lautem Geschrei von ihrem Schoße aufsprangen und, die Hände vor dem Gesicht, nach der nächsten Ecke des Hauses die Flucht ergriffen.

Lykon ließ an die Sklaven kein Wort verlauten; doch indem er langsam mit Simonides umkehrte, um denselben Weg wieder zurückzugehen, äußerte er, wie ein unterbrochenes Gespräch fortsetzend:

„Mein Rath ist der: Verkaufe sie alle mit einander an die Bergwerke Laurions, — dort wird man ihnen

das Faullenzen schon abgewöhnen, — und kaufe dir neue, selbst wenn du diese auch etwas teurer solltest bezahlen müssen."

Lykon hatte laut genug gesprochen, daß die Sklaven in nächster Nähe jedes Wort vernehmen mußten.

Die Arbeit in den Gruben bei Laurion erachtete man in ganz Hellas als die härteste, drückendste Knechtarbeit, die es im Lande gab. Welche Angst und Bestürzung mußte darum nicht der verwöhnten und die Bequemlichkeit liebenden Sklaven in Simonides' Hause sich bemächtigen, als diese Aussicht sich plötzlich vor ihnen aufthat!

Hinter den Weggehenden ließ sich alsbald ein dumpfes, doch ziemlich eifriges Gemurmel hören. Es sprachen mehrere zu gleicher Zeit, und in sehr aufgeregtem Tone.

„Hörst du?" sagte Lykon zu Simonides, „die Arznei beginnt zu wirken."

Simonides drückte ihm die Hand.

V.

Lykon ließ sich darauf von dem Knaben, den er an der Thürpfoste schlafend gefunden, in der Stadt umherführen. Er machte sich bei mehreren von den Bürgern der Stadt zu thun, doch keiner derselben erkannte ihn.

Mittlerweile schlenderte sein junger Sklave Pägnion müßig im Hause umher. Pägnion langweilte sich; es war ihm darum willkommen, im Säulenhof der Frauenwohnung unerwartet angesprochen zu werden.

„Wie heißt du, mein Knabe?“ so fragte eine sanfte und wohlklingende Stimme aus einem der kleinen Gucklöcher in der Mauer des Säulenhofes heraus.

Pägnion blickte auf. — Alles, was er an der innern Seite der schmalen Wandöffnung gewahrte, war eine feine, weiße Hand, welche den koischen Vorhang zur Seite gezogen, einige glänzende, braune Haarflechten, ein goldenes Stirnband und ein paar lebhafte schwarze Augen, deren Glanz mit dem des Stirnbandes wetteiferte.

„Wie heißt du, mein Knabe?“ wiederholte die Stimme fragend.

„Pägnion.“

„Ein schöner Name! Heißen viele Knaben in Athen Pägnion wie du?“

„Einige, aber nicht viele.“

„Hat dein Herr auch einen schönen Namen?“

„Er heißt Lykon.“

„Hat er nicht noch einen andern Namen?“

Pägnion schwieg.

„Ah, so!“ sagte die sanfte Stimme in einem seltsam geringschätzenden Tone, und die Hand machte eine Bewegung, wie um den Vorhang zurückzuziehen.

Pägnion fürchtete, das Gespräch wäre zu Ende.

„Wie meinst du das?“ beeilte er sich zu fragen.

„Ich glaubte, die attischen Knaben wären klüger als andere, — so klug, daß ihr Herr niemals etwas vor ihnen geheim halten könnte. Nun merke ich freilich, daß die Knaben in Athen nicht klüger sind, als bei uns.“

Pägnion fühlte sich nicht wenig verletzt.

„Ich könnte dir antworten, wenn ich wollte,“ murmelte er bös.

„Und warum willst du nicht, Pägnion?“

„Weil ich nicht mit einem langen Messer mitten durch die Brust gestochen werden will.“

„Leere Drohungen! Und an die kehrst du dich? Man wird nicht gleich einen Knaben tödten wie du. Nein, sag lieber, daß du nichts weißt.“

Und wieder machte die feine Hand eine Bewegung, wie um den Vorhang fallen zu lassen.

„Ich weiß aber doch was,“ beeilte Pägnion sich zu erwidern. „Er hat, wie du sagst, noch einen Namen.“

„Wer hat dir das gesagt?“

„Er selbst.“

„Was sagte er da?

„Das sage ich nicht.“

„Bist du so bange, Pägnion? Ich meinte, die attischen Knaben wären mutiger. Was wagst du außerdem, wenn du mir das erzählst, mir, einem Weibe! Ich

bekomme ja niemals deinen Herrn zu sehen, komme niemals mit ihm ins Gespräch, was befürchtest du da?"

Pägnion bedachte sich eine Weile.

„Nein!" rief er darauf bestimmt, „ich darf nicht! Er könnte es doch in Erfahrung bringen."

„Das ist schade! Ich meinte sonst, du würdest etwas Geld verdienen wollen. Siehe!" fuhr das junge Mädchen fort, und ließ eine Anzahl kleiner, flacher Silbermünzen aus einer Schachtel auf ihre Hand fallen und zeigte sie Pägnion, „hier sind zwölf Triobolen."*)

Pägnion heftete auf das blanke Geld einen begehrlichen Blick.

„Zwölf Triobolen," wiederholte er mit pfiffigem Lächeln, „bin ich doch funfzehn Jahre!"

„Du sollst noch drei Triobolen mehr haben. Doch eile dich, es könnte jemand kommen! . . . Was sagte dein Herr nun?"

Pägnion sah sich um.

„Auf dem Wege hierher," flüsterte er und trat ganz nahe an die Mauer hin, „ritt mein Herr zu einer Zeit in tiefen Gedanken dahin; darauf rief er plötzlich aus: ‚„Nein, nicht als Zenon will ich zurückkehren, sondern als Lykon!"‘

„Wußte ich's nicht!" rief das junge Mädchen, und gar nicht an das Geld denkend, schlug sie in die Hände,

---

*) Ein Triobol = etwa 38 Pfennige.

so daß die Triobolen zur Erde fielen und nach allen Seiten dahin rollten.

Pägnion war nicht faul, seinen Schatz aufzusammeln. „Die drei Triobolen," sagte er darauf, „die drei Triobolen, die du mir versprachst!"

Das Mädchen verschwand von der Maueröffnung. Einen Augenblick nachher wurde der Zipfel des Vorhanges gelüftet, und hätte Pägnion dafür ein Auge gehabt, er hätte einen schönen weißen Arm zum Vorschein kommen sehen, der ganz bis zur Schulter entblößt war, doch Pägnion sah mehr nach den Obolen als nach dem Arme.

In demselben Augenblick kreischte das Gartenpförtchen in den rostigen Angeln, und Pägnion lief jetzt, so rasch er konnte, nach der kleinen Gastwohnung an der Ecke des Hauses hin, welche seinem Herrn, wie ihm selbst eingeräumt war.

Als Lykon, — denn er war es, welcher kam, — über den schmalen Hof am Wege nach der Gastwohnung gehen wollte, bemerkte er, daß alle Sklaven des Hauses, wohl ein Dutzend an Zahl, daselbst anwesend waren. Einige trugen von einem großen Karren Heu in eine Scheune ein, andere begossen die plumpen, aus runden Holzscheiben bestehenden Räder des Karrens mit Wasser, um sie von den anhängenden Lehmklumpen zu reinigen, und wieder andere lagerten in fauler Ruhe im Schatten umher. Doch einerlei, ob sie etwas verrichteten oder

nicht, es war in ihrer Haltung etwas Feindseliges, und keiner von ihnen sprach ein Wort. Die Aussicht auf die Sklavenarbeit in den Lauriongruben lag wie eine dunkle Wolke ihnen allen auf den Gesichtern.

Der große Schweinehirte Konops hielt ein Büschel welken Laubes in der Hand und war eben im Begiff, ein schweißtriefendes Maulthier abzutrocknen, dessen Seiten noch erschöpft aufzuckten. Als Lykon sich nahte, wandte das Thier seine langen Ohren, und fast in demselben Augenblick erhob es den Schwanz und hielt die Hinterbeine auseinander.

„Ei!" rief Konops boshaft, „da kommt der Laurionmann!" Und indem er die Bewegung des Tieres wahrnahm, kraute er es am Halse und sagte mit schadenfrohem Greinen: „Das war recht, du Grauer! Komm ihm so, wie er's verdient; stink, daß er sich eine Nase ohne Löcher wünscht!"

Sämmtliche Sklaven, vom größten bis zum kleinsten, brachen in Gelächter aus.

Lykon ging ruhig an ihnen vorbei, als ob er nichts gehört. Vor der Thür der Gastwohnung rief er, kurz und gebieterisch, nach Konops.

„Mach' die Thür auf!" sagte er zu ihm. „Du siehst, ich habe etwas unter dem Mantel zu tragen."

Der große Schweinehirt rührte sich nicht von der Stelle.

Lykon winkte den kleinen Knaben herzu und gab ihm sein Bündel.

„Weißt du nicht,“ sagte er darauf zu Konops, „daß ich deines Herrn Gast bin, und daß du den Gästen deines Herrn zu gehorchen hast wie ihm selbst?“

„Das ist vielleicht in Athen so Brauch,“ erwiderte Konops frech und sah nach den andern herum. „In Methone thun die Sklaven, was ihnen gefällt.“

Lykons große Hand kam plötzlich mit Konops' Wange in Berührung. So gewaltig war der Schlag, daß der Schweinehirt ein paar Schritte zur Seite taumelte, mit dem Kopf an die Stallmauer anrannte und sich das eine Ohr wund rieb. Wie betäubt und verwirrt er auch war, so war er doch Sklave genug, um in der Hand, die dermaßen schlug, eine höhere Gewalt anzuerkennen, der es nicht angezeigt war zu trotzen.

„Welch ein Schlag!“ murmelte er, und indem er das Blut abwischte, das vom Ohre auf seine braune Schulter niederrann, sah er wieder nach den andern herum und fügte, offenbar mit einer Art Bewunderung, hinzu: „so hat noch keiner mich geschlagen!“

„Die Thür!“ versetzte Lykon kurz.

Konops öffnete dieselbe, ohne ein Wort verlauten zu lassen.

Lykon wandte sich jetzt nach den Sklaven um und verkündigte ihnen, die Hauszucht würde und müßte wiederhergestellt werden. Es würde keiner mit Arbeit überlastet werden; doch wenn jeder das seinige wahrzunehmen

hätte, würde es sein, als wäre weniger zu thun. Darauf stellte er den Sklaven, die in Simonides' Hause geboren waren, vor, wie schändlich sie gehandelt, daß sie lediglich an ihre eigene Bequemlichkeit gedacht, währenddem ihr Herr siech und hülflos und mehr als jemals einer sorgfältigen Pflege bedürftig wäre.

Es gelang ihm, mit diesen und ähnlichen Worten den Sklaven zum Herzen zu sprechen, und als er dies wahrnahm, fügte er hinzu, daß Simonides alles vergeben und vergessen würde, wenn sie binnen drei Tagen ihm die Strafwerkzeuge des Hauses, die sie weggeworfen und zerstört, herbeischafften. Erfüllte einer der älteren dies Verlangen, so würde Simonides ihn über die anderen zum Aufseher machen. Beharrten sie dagegen in ihrer Lässigkeit, so würde ihr Herr sie mit dem Beistand eines attischen Sklavenhändlers an die Bergwerke verkaufen.

VI.

Am folgenden Morgen frühzeitig, als der Tau noch auf dem Laube und im Grase blinkte, trat Simonides' Tochter, die siebzehnjährige Myrtale, aus der Frauenwohnung in den Garten hinaus. Über das Haupt hatte sie ein rotes Tuch mit kleinen, weißen Sternen geworfen, unter welchem die dunkelbraunen Locken sich hervorstahlen. Sie war nicht groß gewachsen, doch voll

entwickelt und durch die hellrote Kleidung mit der weißen Verbrämung ließen sich nur schwellende und weich gerundete Umrisse blicken. Die kleine Methonäerin hatte keine Ähnlichkeit mit den stolzen Marmorkaryatiden, wie sie als Bilder attischer Jungfrauen die Vorhalle des Erechtheion zieren; ihre ganze Gestalt aber war so voll Leben und Jugendlichkeit, daß jedes Auge darauf würde mit Wohlgefallen haben weilen müssen. Selbst der Schweinehirt Konops drehte seinen dicken Kopf nach ihr um, wenn sie vorbei ging, und unter den Sklaven, welche sie halb übersahen und halb bewunderten, hieß sie niemals anders als hē pais, „das Kind".

Myrtale war indessen ein Kind, das einen Willen hatte, und zwar einen sehr bestimmten Willen. Nachdem sie frühzeitig ihre Mutter verloren, hatte sie keinen andern weiblichen Umgang gehabt als den ihrer Amme, die ihr in einem und allem zu Willen war. Ihre Erziehung war eine weit freiere gewesen, als dies bei hellenischen Jungfrauen der Fall zu sein pflegte. Ihre Mahlzeiten genoß sie in Gesellschaft ihres Vaters, sogar dann, wenn sein Freund, der Weinhändler Polykles, bei ihm zu Gaste war. Da Polykles wahrnahm, daß es dem Mädchen nicht an Verstand fehlte, so fragte er sie nicht selten um ihre Meinung; dies freute Simonides, der sie, das einzige Kind des Hauses, in jeder Art verzärtelte und mehr als einen Sohn und Erben behandelte, wie als eine Tochter.

Ja, wenn Simonides in seinen gesunden Tagen aus den Schauspielen von Magnes, dem Ikarer, laut vorlas, war Myrtale, damals ein Mädchen von dreizehn, vierzehn Jahren, zu allermeist mit anwesend; sie wurde da, durch das ungebundene Gelächter der Männer, zum Verständniß von gar manchem angeregt, was bisher dunklen Sinn für sie gehabt, und sie begriff mehr als eine Andeutung, von der die beiden Freunde nicht ahnten, daß sie dieselbe verstände. Auf diese Weise hatte Myrtale denn von Welt und Leben nach und nach mehr kennen gelernt als andere junge Mädchen, die ihre Tage in einem abgeschlossenen Jungfernzwinger zubrachten.

Die Lässigkeit der Sklaven, das einzige, was auf ihre Jugend hätte einen Schatten werfen können, berührte sie weit weniger, als ihren Vater, da sie in einem fort ihre getreue Amme um sich hatte, und, — dank der größeren Freiheit, welche ihr eingeräumt wurde, — genoß sie ihr Leben, wie ein sorgloses Kind, dem der eben vorliegende Augenblick sein ein und alles ist.

Als Myrtale an jenem frühen Morgen in den Garten herausgetreten war, blieb sie eine Weile darin unschlüßig stehen; sie blieb aber, nach Frauenart, nicht müssig. Da sie sah, wie dunkel und naß die Erde war, und welch große Tropfen im Grase erblinkten, ward sie alsbald geschäftig, ihre hellrote Kleidung aufzubinden, damit dieselbe nicht von der Feuchtigkeit beschmutzt wurde. Darauf trippelte sie zwischen Ahornen, Epheu und Wein-

reben, die sich an Stangen emporwanden, welche auf dicken Pfosten ruhten, dem am weitesten entlegenen Teile des Gartens zu. Als sie an die Bienenstöcke kam und das Summen der Bienen vernahm, hielt sie einen Augenblick an, lachte halb laut und sagte bei sich selbst mit einem kleinen, schadenfrohen Lächeln:

„Nun weiß ich, was ich thun werde, — er soll genötigt werden, alles einzugestehen."

Sie ward denn einiger prächtiger weißer Lilien gewahr, setzte ihre silberdurchwirkten Sandalen im Gartengang ab und hüpfte auf ihren kleinen bloßen Füßen in das nasse Gras hinein. Indem sie die Blumen pflückte, hatte sie eine Empfindung, als liefen Ameisen an ihr hinauf. Sie lüftete da ein wenig das Gewand und sah über die Schulter auf ihre Knöchel nieder, die sie, jeden besonders, genau untersuchte. Das hübsche Mädchen glaubte sich allein und unbemerkt, und es war etwas so einnehmendes in ihrem ganzen Thun, daß es schade gewesen sein würde, wäre niemand Zeuge gewesen.

Es gab aber einen Zeugen.

Lykon, der zur Nacht nicht hatte schlafen können, von dem Gedanken verfolgt, daß er mit jedem Tage, der da verstrich, dem entscheidenden Wendepunkt seines Schicksals näher käme, war zu früher Stunde bereits nach dem Garten gegangen, und saß jetzt auf einer Bank am nächsten Gebüsch. Von

seinem grünen Versteck aus war keine der Bewegungen des jungen Mädchens seiner Aufmerksamkeit entgangen. Hätte er Homer gekannt, er würde gedacht haben, daß Myrtale eben so wohl wie Danaë, die schöne Tochter des Akrisios, den Beinamen Kallisphyros, das Mädchen mit den schönen Unterbeinen, verdiente. Doch Lykon kannte Homer nicht, und er begnügte sich darum, zu murmeln:

„Ist das Myrtale?... Wie sie doch schön geworden ist!"

Er ging ihr indessen nicht entgegen. Sie würde ja beim Anblick eines fremden Mannes erschrocken sein, und wovon hätte er mit ihr sprechen sollen? Er hatte ja nichts ihr zu sagen.

Während Myrtale die silberdurchwirkten Sandalen wieder anlegte, kam eine schwarz und weiße Ziege, ihren Spannstrick nach sich schleppend, auf sie zugelaufen. Myrtale blickte auf das nasse, zottige Tier und auf ihre helle Kleidung hin, und indem sie sich zurückzog, schlug sie heftig mit der Hand aus, um dasselbe wegzuscheuchen. Doch die Ziege verstand unrecht. Sie hielt nur mit ihrem Laufschritt inne und näherte sich langsam, mit hoch erhobenem Kopfe, indem sie augenscheinlich die Handbewegung des Mädchens als eine Aufforderung zum Spielen ansah. Mit dem diesen Tieren eigenen Mutwillen und der ihnen angeborenen Neckluft machte sie plötzlich ein paar kurze ausgelassene Sprünge, senkte

den Kopf mit den spitzen Hörnern und setzte auf das junge Mädchen ein.

Ohne sich zu besinnen, riß Myrtale den nächsten Blumenstock aus der Erde und verteidigte sich damit gegen die Hörner der Ziege. Doch das Tier, das nun einmal in Fechterstellung war, erneuerte den Angriff in einem fort, und es fiel Myrtale immer schwerer, sich seiner zu erwehren. Sie wurde darum eher erfreut, als sie erschrak, wie es in den Sträuchern raschelte, und Lykon hervorsprang und den Tüderstrick der Ziege faßte.

Myrtale steckte stillschweigend den Blumenstock dort wieder ein, wo er gestanden, und fing an, die Pflanze aufzubinden.

Es verging eine gute Weile, eh' eines von ihnen sprach.

„Bist du Myrtale, Simonides' Tochter?" fragte Lykon, während er mit einem Wohlgefallen, des gleichen er noch nie empfunden, die schöne Methonäerin betrachtete.

Myrtale nickte bejahend.

„Bist du Lykon, der Athenienser, meines Vaters Gast?" fragte sie, ohne zu dem Fremden die Augen zu erheben.

Lykon fand kaum Zeit zu antworten, da die Ziege nun ihren Angriff gegen ihn richtete.

Doch Lykon lachte und sagte:

„Komm du, mein Zicklein! Du sollst erfahren, daß man nicht umsonst mich Lykon mit der großen Hand nennt."

Und nun faßte er mit der einen Hand eines der Hörner der Ziege und mit der andern ihren kleinen Schwanz, und hob das übermütige Tier von der Erde auf, so daß seine vier Beine schlaff hingen. Als er die Ziege wieder niedersetzte, war ihr Mut vergangen. Sie meckerte schwach und ließ sich ohne Widerstand auf dem Grasfleck festbinden, von wo sie sich losgerissen hatte.

Bei den Bienenkörben richtete Myrtale es derart ein, daß Lykon ziemlich nahe an den Stöcken vorbei mußte. Als dann die Bienen ihn am dichtesten umsummten, rief sie plötzlich aus:

„Eine Biene, eine Biene!" und sie schlug mit der Hand nach Lykons Hals: „Fühlst du keinen Schmerz? Sie muß dich gestochen haben! Ich sah sie unter deiner Kleidung hervorkriechen."

Lykon stellte in Abrede, Schmerz zu fühlen.

„Laß mich deine Schulter sehen!" fuhr Myrtale fort. „Eine alte Frau aus Hypata hat mich zwei Zauberworte gelehrt, womit man auf der Stelle die Stiche von Wespen oder Bienen heilen kann."

„Es ist nicht nötig," erwiderte Lykon kurz.

„O thue, was ich bitte," versetzte Myrtale dringend.

„Mädchen!" rief Lykon ungeduldig. „Du bittest thörichte Dinge... Ich thue es nicht!"

Da blitzte es in Myrtales Augen, und die Röte ihrer Wangen wurde stärker. Sie hielt plötzlich inne.

„Zenon!“ sprach sie und erhob ihre Stimme, „ich, Simonides', deines Herrn Tochter, befehle dir, es zu thun!“

Hätte die Erde sich vor Lykons Füßen aufgethan, er würde nicht überraschter und entsetzter geworden sein, als er bei diesen Worten es wurde.

„Barmherzige Götter!“ rief er erblassend und schlug die Hände zusammen, „woher weißt du?... wer sagte dir?...

„Schweig!“ versetzte Myrtale streng. „Mein Vater erkannte dich nicht, keiner von den Sklaven erkannte dich; ich aber habe dich bei deinen ersten Worten an der Stimme erkannt, obschon du jetzt Attisch redest. Du bist Zenon, leugne es nicht! Soll ich Konops herbeirufen, und die andern, und sie die Kleider dir entzweireißen lassen? Es steht ein Kappa auf deiner Schulter; ich weiß es.“

„Ach, ich Unglückseliger!“ rief Lykon aus und rang die Hände, während seine Augen sich mit Thränen füllten. „Mein Verderben war's, daß ich dich sah!“ Und indem er Myrtale zu Füßen fiel und ihre Kniee umklammerte, fügte er hinzu: „womit soll ich mich verteidigen? Was soll ich sagen?“

„Die Wahrheit!“

„Ach, ich will nichts verbergen! Im Gegenteil will ich dir ein Geheimnis offenbaren, das der Schlüssel meiner Seele ist. Wisse, daß ich nicht, wie du glaubst,

Sklave bin von Geburt. Mein Vater und meine Mutter waren Freie und wohnten in Karystos auf Euboia. Der Vater führte über die Sklaven die Aufsicht, welche in den Marmorbrüchen arbeiteten. In meiner Kindheit lebte er in guten Verhältnissen; doch später ergab er sich dem Trunke, geriet in Schulden und wurde mit Weib und Kindern als Sklave verkauft. Doch — mit der freien Abstammung war mir eine andere Denkungsart zu teil geworden als die von Sklaven. Die Peitsche kränkte mich mehr, als sie mir wehthat; mir war es nicht gegeben, wie die andern zu lachen, sobald der Hieb verschmerzt. Tag und Nacht sann ich darauf, wieder die Freiheit zu erringen, und da ich sie nicht erkaufen konnte, so beschloß ich, sie mir zu rauben. Um frei zu werden, hätte ich die Götter selbst bestehlen mögen! Das erste Mal lief es übel ab, — ich wurde ergriffen und gebrandmarkt. Zum zweiten Male hatte ich mehr Glück... Siehe, nun kennst du meine Schuld!"

Und nun erzählte er ihr von seinem fröhlichen Leben in Athen, von der tiefen Reue, die ihn bei Phorions Schilderung von Simonides' Siechtum ergriffen, und von dem Entschluß, den er gefaßt, die Hauszucht wieder herzustellen, um sodann Verzeihung zu erlangen.

Es entging Myrtale nicht ein einziges Wort; während Lykon aber so vor ihr kniete, bemerkte sie, daß seine thränenerfüllten Augen eigentlich sehr schön wären, und daß ein zarter Duft von Salbe seinem Haar ent-

stieg. Die Macht der kleinen Dinge war zu allen Zeiten eine große, namentlich bei den Weibern. Dieser Duft that eine wundersame Wirkung bei ihr. Sie vergaß einen Augenblick, daß Lykon ein Sklave war, und verglich ihn in Gedanken mit dem Sohn des Nachbars, des Bäckers, der nach einem zehntägigen Aufenthalt in Athen gerade so närrisch gekleidet und mit eben den haltungslosen Geberden einherging, wie die athenienſischen Stutzer. Sie betrachtete Lykons breite Schultern und nervigen Arme, — und woher es nun kam oder nicht kam, sie fühlte sich milder gestimmt.

„Sonderbarer Mensch!" sagte sie und sah Lykon in die Augen. „Wer und was bist du?... Halb Athenienser und halb Methonäer, halb Bürger und halb Sklave, halb Lykon und halb Zenon! Ich will thun, wie einst mein Vater that, ich will auf dich bauen, wenn ich auch vielleicht unklug handle."

Und damit wollte sie nach dem Hause hinaufeilen, doch Lykon faßte einen Zipfel ihrer Kleidung.

„Myrtale!" sagte er, „glaube mir, ein gutes Gefühl hat mich zurückkehren lassen. Bedenke, wie sorglos ich in Athen lebte, und was ich unternahm! Mache mich nicht unglücklich, — offenbare mein Geheimnis nicht zur Unzeit, so daß dein Vater mir seine Verzeihung entzieht! Derjenige, der einmal frei war, er taugt nicht zum Sklaven mehr."

Myrtale gewahrte, daß ihn ein Beben durchrieselte Es war ihr seltsam zu Mute.

In Lykons Augen las sie die Seelenangst, welch er litt, und um ihn zu trösten, sagte sie:

„Sei ruhig! Myrtale haßt Lykon nicht... Ich habe nicht vergessen, wie freundlich du gegen mich warst, als ich noch Kind war. Ich habe noch jetzt den kleinen Wagen, den du mir einst zurecht machtest.“

„Und ich,“ versetzte Lykon bewegt, indem er ihren Arm ergriff und denselben küßte, „ich hätte nicht geglaubt, daß die kleine Myrtale ein solches Mädchen geworden wäre, — so gut und schön!“

Myrtale lächelte.

„Nun vergißt Lykon Zenon!“ erwiderte sie, und damit hob sie ihre helle Kleidung über die Füße auf und eilte dem Hause zu.

Lykon aber war keineswegs froh. Er war im Gegenteil darüber im höchsten Grade beunruhigt, sein Geheimnis in der Gewalt eines Weibes zu wissen.

„Je eher ich mit Simonides sprechen kann,“ so dachte er, „desto besser.“

VII.

Ein paar Tage danach, gerade als Lykon in Gesellschaft des Hausherrn gefrühstückt hatte, trat Karion, der älteste der Sklaven, herein. Lykon wollte

sich erheben und hinweggehen, doch Simonides ergriff ihn am Arme und nötigte ihn, auf dem Lehnbette liegen zu bleiben.

„Herr," sprach der alte Karion, „ich komme in meinem Namen und dem der andern Sklaven, dich zu bitten, daß du alles vergeben und vergessen mögest. Wenn du nur uns nicht an die Bergwerke verkaufen willst, dann wollen wir uns in allem und jedem deinem Willen unterwerfen, und zum Zeichen unseres Gehorsam bringen wir dir sämtliche Strafwerkzeuge des Hauses, wiedergefunden und in gehörigen Stand gesetzt.

Simonides wollte kaum seinen Ohren trauen. Vor Erstaunen sprachlos, wandte er sich nach seinem Gaste um. Lykon lachte verstohlen.

Auf einen Wink Karions traten zwei junge Sklaven herein und legten größere und kleinere Peitschen, Halseisen, Fußfesseln, Fußblöcke, Brenneisen, Halsräder, nebst dem sogenannten „Holze", das zu gleicher Zeit ein Werkzeug zum Prangerstehen und zum Krummschließen war, ihrem Herrn vor die Füße hin.

Die Herbeischaffung alles dessen dauerte lange genug, um Simonides Zeit zu gewähren, sich zu fassen.

Ohne in Gegenwart der Sklaven sich irgendwie Freude merken zu lassen, gab er zur Antwort, daß er ihre Bitte erfüllen und geschehenes verzeihen würde. Keinem sollte Unbill widerfahren, doch wenn einer sich verginge, so würde

er bestraft werden. Karion, den ersten, der das Beispiel des Gehorsams gegeben, wollte er zum Aufseher der andern machen, und zum Beweis, daß er seinerseits vergäße, was geschehen, sollte jeder von ihnen bis zum Abend so aufgenommen werden, wie wenn ein Sklave zum ersten Mal das Haus seines Herrn betritt. Er solle vom Aufseher an den Herd geführt, und dort sollten Feigen, getrocknete Trauben, Nüsse und kleines Backwerk ihm zugeworfen werden, zum Zeichen, daß im Hause Überfluß herrsche und nichts ihm abgehen würde.

Darauf befahl Simonides den Sklaven, die Strafwerkzeuge in den dazu bestimmten Raum hineinzutragen.

Kaum war er mit Lykon wieder allein, als er mit überfließender Herzlichkeit ihn an seine Brust drückte.

„Bei allen Göttern der Freundschaft,“ rief er aus, „sage mir, durch welches Zaubermittel hast du das erreicht?“

Lykon erzählte ihm von der Züchtigung, die er Konops ertheilt, und von dem, was er darauf, fortwährend unter Androhung der Bergwerksarbeit, von den Sklaven in seinem, ihres Herrn, Namen verlangt hätte.

Simonides ergriff Lykons Hand und drückte dieselbe zwischen seinen beiden.

„Du, ein Fremdling, hast meinen höchsten Wunsch erfüllt und in mein Haus Ordnung gebracht! Bis zu meinem Grabe will ich dieser Stunde, als einer

glücklichen, gedenken. Doch sage mir, mein Sohn, giebt es nichts, was du erwünschtest, nichts, was ich für dich thun kann?"

Lykon wandte das Antlitz ab. Jetzt, in dem entscheidenden Augenblick, in der Stunde, nach der er viele Tage und Nächte sich gesehnt hatte, vermochte er nicht ein Wort über die Lippen zu bringen.

„Mein Sohn," sagte Simonides dringend, „es giebt etwas, das dir am Herzen nagt. Leugne es nicht! Am heutigen Tage will ich, beim Zeus, nur freudige Gesichter sehen! Sage darum, was es ist."

Lykon sprang vom Lehnbett auf und sank zu seinen Füßen.

„Vergieb, Herr!" stammelte er, „ich bin nicht wert, an deiner Seite zu Tisch zu liegen."

„Welches Feuer wirfst du mir in die Brust!" rief Simonides und erhob sich halb auf dem Lager, indem er, von einer dunklen Ahnung ergriffen, mit weit aufgerissenen Augen auf den vor ihm Knieenden niederstarrte.

Lykon war ganz blaß geworden. Er ergriff einen Zipfel von Simonides' Gewande und sagte mit einer Stimme, die vor Bewegung fast erstickte:

„Herr... kennst du mich nicht?... Ich bin Zenon, dein Sklave."

„Wunderwirkende Götter," rief Simonides zweifelnd aus, „was muß ich hören!"

„Erbarmen, Herr, Erbarmen!“

Simonides stieß einen Schrei aus und schleuderte Lykon mit dem Fuße von sich.

„Dieb!“ rief er, vor Groll erzitternd, „elender Dieb, der mein Geld und meine Gesundheit raubte. Was suchst du in meinem Hause? Bist du gekommen, um mich zum zweiten Male zu bestehlen? ... Zwei Jahre lang habe ich nicht geduldet, daß dein Name mir zu Ohren kam. ... Fort, fort aus meinem Angesicht, du, der die Freude meines Lebens tötete!“

Und als Lykon zögerte, sich zu erheben, wies Simonides auf die Thür zum Säulenhofe und herrschte ihn an: „Geh, geh, ich befehle dir's!“

Lykon ging fort, ohne sein Haupt zu erheben, ohne sich umzusehen. Er hatte keine Hoffnung mehr.

In demselben Augenblick lief über den Vorhang der Thür des Seitenzimmers eine leichte Bewegung dahin. Kurz darauf trat Myrtale ein und setzte sich stillschweigend auf die Kante des Ruhebettes zu ihres Vaters Füßen. Sie war ziemlich bleich, und durch den Überwurf ihrer dünnen Kleidung sah man aus dem Steigen und Fallen des Busens, wie rasch und schwer sie atmete. Simonides schien sie kaum zu bemerken. Ohne sich zu regen, ohne aufzusehen, wartete sie geduldig, bis der Vater sie anreden würde.

Endlich brach dieser das Stillschweigen.

„Weißt du, wer Lykon ist?“ fragte er.

„Ich weiß es.“

„Und du hast mir nichts davon gesagt?“

„Es war seine Sache, zu gestehen, nicht meine.“

„Was rätst du mir, Myrtale?“

„Bis morgen zu warten.

„Wozu?“

„Um Lykon sich selbst das Urteil sprechen zu lassen.“

„Wie so das?“

„Eins von beiden wird geschehen, — entweder wird er diese Nacht davon laufen, und dann ist seine Sorge um sich selbst größer, als seine Reue, oder er wird bleiben, und dann ist seine Reue tief genug, um ihn zu vermögen, lieber alles zu erleiden, als deine Vergebung nicht zu erlangen.“

Simonides zog Myrtale an sich und strich mit der Hand über ihr schönes, braunes Haar.

„Polykles hat recht,“ sagte er, „dein Name sollte Metis *) sein, und nicht Myrtale.... Doch wird Lykon nicht die Nacht benutzen, um mich zum zweiten Male zu bestehlen?“

Myrtale schwieg; doch in den Zügen um ihren Mund sprach sich ein so starker Unwille und eine so starke Verachtung aus, daß Simonides stutzig wurde und sie genauer ansah. Es lief von ihrem Auge her über ihre Wange ein weißlicher Streifen hin.

---

*) Klugheit, Schlauheit.

„Du traust ihm also?" fragte er.

„Ich traue ihm," antwortete Myrtale mit solcher Festigkeit, daß Simonides eine Zeitlang verstummte.

„War ich zu streng?" fragte er darauf.

Myrtale schwieg.

„Gedenke, Kind, daß der Dienst, den er mir erwiesen, für nichts zu rechnen ist gegen das, was er verbrochen hat. Wäre ich nicht durch seine Schuld krank geworden, so hätte ich seines Beistandes niemals bedurft."

Am folgenden Morgen war Lykon im Zweifel, ob er zu Simonides gehen, oder abwarten sollte, was dieser ihn thun hieße. Da trat ein Knabe ein und sagte:

„Simonides bittet Lykon, zu ihm zu kommen."

In dieser Botschaft lag offenbar, daß er nicht als Sklave sollte behandelt werden.

„Ich werde kommen," beeilte sich Lykon zu erwidern, und als der Knabe gegangen war, sprang er in seiner Freude hoch in die Höhe.

Ehe er noch die Gastwohnung verlassen hatte, mußte er noch daran denken, wie er während seines unruhigen Schlafes in der Nacht einen Traum gehabt. In seiner Kindheit hatte er öfters einen kleinen Knaben, den Sohn armer Eltern, gesehen, der unter den Namen des Unglücks-Knemon bekannt war, weil er ein so klägliches Aussehen hatte, daß er von allen geschlagen und gestoßen wurde, da er gleichsam zum Prügeln einlud. Dieser Knabe war ihm im Traume erschienen. Nicht einmal im

Schlafe hatte Lykon es lassen können, ihn zur Seite zu stoßen, — doch in demselben Augenblick verwandelte sich der Knabe, und es war nun Eros selbst, welcher lächelnd, um das Haar einen Kranz von Rosen, vor ihm stand. Er sah Lykon an und drohte ihm mit dem Finger. Lykon mußte da an Myrtale denken und murmelte: „Ich nehme das Wahrzeichen an!"

Dieser Traum stand nun deutlich vor ihm.

„Ja!" rief er aus, „ich war gestern Abend ein kläglicher Unglücks-Lykon; ich lud selbst zu Prügeln ein; — darum stieß mich Simonides mit dem Fuße.... Würde ein Hund wohl so viele Stockschläge bekommen, wenn er nicht vor seinem Herrn kröche? Wohlan denn! ich will heut freimütiger sein."

Und damit nahm er die zwei Bündel, welche er aus Athen mitgebracht hatte.

„Was bringst du da?" fragte Simonides, als er Lykon mit einem Päckchen unter jedem Arm eintreten sah.

„Nicht was mein, sondern was dein ist," antwortete Lykon.

Simonides erriet, daß die Bündel das bare Geld und die Wertsachen enthielten, welche Lykon aus Athen mit hatte.

„Davon später," sagte er und deutete auf einen kleinen Schrank.

Lykon legte die Bündel ab.

„Sage mir," fuhr Simonides fort, „was hast

du dir eigentlich von deiner Stellung in der Stadt gedacht?"

„Nichts, — beim Zeus!" versetzte Lykon, und es war, als ob er sich über seine eigene Sorglosigkeit lustig machte. „Ich hatte in Athen so viel damit zu thun, Menschen und Dinge kennen zu lernen, daß ich Vergangenes wie Zukünftiges vergaß, und als ich Phorion von deiner Krankheit und von der Faulheit und Widersetzlichkeit deines Gesindes reden hörte, da war es mir so sehr darum zu thun, mein Haus und meine Sklaven möglichst schnell zu verkaufen, um dir zu Hülfe zu eilen, daß ich erst auf dem Wege hierher Gelegenheit fand, an Geißeln, Fesseln und Brandeisen, kurz an alles das zu denken, was meiner selbst warten mochte."

„Ist es dir nicht beigekommen, heute Nacht davon zu laufen?"

„Gewiß," sagte Lykon; „doch ich sagte mir da selbst: Es wäre dann überhaupt besser gewesen, gar nicht gekommen zu sein. Und so blieb ich denn!"

„Fürchtest du da nicht, wieder Sklave zu werden?"

„Nein," versetzte Lykon ruhig; „dazu wirst du mich nicht machen. Du begreifst, daß derjenige, welcher Jahrelang als freier Bürger lebte, nicht Sklave werden kann."

„Nun, bei Hera!" rief Simonides lachend, „du bist mir ein seltsamer Mensch! — Gestern Abend warst du ein demütig bittender, und heut schreibst du mir vor,

was ich thun soll. Doch mir ist der Lykon von heut lieber als der von gestern. Nimm denn einen meiner Sklaven mit, sieh dich in der Stadt um und komm zur Mittagsmahlzeit wieder; ich will dann erwogen haben was für dich das beste ist."

VIII.

Von dem großen Konops begleitet, der selbst seine Dienste angeboten hatte, ging Lykon nach dem Markte. Dies war ein kleiner, viereckiger Platz, auf der einen Seite vom Rathause begrenzt, einem schönen, neuen Säulenbau, und auf der andern von einem alten Poseidontempel, einer der Merkwürdigkeiten der Stadt; auf der dritten Seite lief ein Bogengang dahin, der als Zufluchtsstätte bei Regenwetter diente, und auf der vierten lagen Häuser, welche Bürgern der Stadt gehörten.

Obschon es früh am Tage war, so war der Besuch des Platzes doch ein recht lebhafter. Lykon war es ein Vergnügen, daselbst Umschau zu halten, da er hier, allerdings im kleinen, ein Bild wiederfand vom Markte Athens.

In Buden aus zusammengeflochtenen grünen Zweigen boten Landbewohner frischen Käse, Eier, Oel, Honig, Obst und Gemüse feil; ein oder zwei Töpfer empfahlen mit lauter Stimme ihre zierlich bemalten Thongeschirre;

hinter gewaltigen Stapeln von kleinen Broten und Kuchen halb versteckt, standen Bäckerfrauen; und junge Blumenhändlerinnen saßen inmitten ihrer farbenreichen, duftigen Waren und wanden Kränze. Freie Männer, wie Sklaven und Sklavinnen zogen zwischen den Buden umher und feilschten hier und da, während junge Leute, in hellen Mänteln und mit bunten Bändern um das Haar, mit den hübschesten von den Verkäuferinnen ihren Scherz trieben. Den meisten Erfolg hatte immerhin ein Neurospastes, der Besitzer eines Puppenspieles, der an einer Stelle sich niedergelassen hatte, die sonst zum Sklavenmarkt diente. Ohne selbst sich sehen zu lassen, zog er an den verborgenen Schnüren, welche die Leibesteile der Gliederpuppen in Bewegung setzten, so daß sie zur Freude der Kinder und ihrer Erzieher die närrischesten Gesten machten.

Lykon war eben einen Augenblick stehen geblieben, um den regen Puppen und den lachenden Kindern zuzusehen, als sich auf einmal ein seltsames, alles übertäubendes Gedröhn vernehmen ließ.

Es hörte sich an, wie wenn eine unglaubliche, unfaßbare Menge Ketten mit einem lang gezogenen, rasselnden Geklirr in eine ungeheure Tiefe stürzten. Woher der Laut kam, war unmöglich zu sagen. Er erfüllte Erde und Luft und hatte etwas so Gewaltiges, etwas so Packendes, daß aller Scherz und alle Gespräche verstummten. Selbst die Tiere wurden aus ihrer gewohn-

ten Ruhe aufgescheucht, und die Schwalben, welche spielend und zwitschernd um den Markt herum und die lange Bäckerstraße auf und niedergeflogen waren, scharten sich plötzlich zu Hauf und stiegen mit Geschrei in die Höhe, als hieße es einem Unglück zu entfliehen.

Niemand hatte je etwas Ähnliches gehört; keiner wußte, was das war. Doch von Leuten, welche herzukamen, erfuhr man bald, daß das Gedröhn eben so gut in den innersten und dichtest verschlossenen Räumen der Häuser, wie auf offenem Markte gehört worden, und daß es an jeder Ecke der Stadt, ja selbst an Bord der Schiffe im Hafen, gleich nahe, gleich deutlich zu hören gewesen. Auf den Schiffen wollte man wissen, daß der Laut aus dem Wasser heraufgedrungen wäre.

Nur ein alter Schmied, ein nahezu hundertjähriger Greis, schien den Zusammenhang zu ahnen. Er schüttelte bedenklich mit dem Kopfe, wollte aber nicht recht mit der Sprache heraus. „Es kann sein, daß ich mich irre," sagte er; „doch folgt meinem Rate: haltet euch außerhalb der Häuser auf, — damit wird vielleicht das Leben vieler verschont bleiben!"

Es war Lykon, als stände ein Unglück zu erwarten. Ohne es selbst zu wissen, war er, von Konops begleitet, nach dem Hafen heruntergegangen, woselbst er noch nicht gewesen, seitdem er zur Stadt zurückgekehrt war. Das Bild, das sich hier ihm bot, war ein so großartiges und überraschend schönes, daß es denselben Eindruck auf

ihn machte, als sähe er es zum ersten Male. Es währte auch nicht lange, und er fühlte sein Inneres erleichtert und seine alte Sorglosigkeit wiederkehren.

„Was sollte wohl geschehen?“ sagte er bei sich selbst. „Kann ein Sommertag wohl heller und heiterer sein als dieser?“

Die Sonne stand hoch am Himmel. Es war nicht eine Wolke zu erblicken, weder fern, noch nahe, und nicht ein Windhauch regte sich. An einer Landungsbrücke aus großen Kalksteinblöcken lagen etwa dreißig Boote und kleine Schiffe; diese waren es, deren Masten man oben in der Bäckerstraße erblickte. Zur Rechten hielt das Auge an dem hochgelegenen Teile der Stadt inne, über welchem man die fernen Berge von Pherä erschaute, zur Linken erstreckte die üppige, lachende Küste, nach einem Arm des Pelion hin ansteigend, sich fast ganz bis an die Grenzen des Gesichtskreises hinaus. Auf der grünen Wiek, die so blank war wie ein Spiegel, glitten Fischerboote und bunte Lustfahrzeuge an einander vorbei, und außerhalb derselben erschien die pagasäische Bucht wie ein breiter, dunkelblauer Streifen, der mit dem offenen Meere verschmolz, das im Schein der Sonne goldig glitzerte. Auf der andern Seite der Bucht ragte das Vorgebirge Pyrrha, und in nebelhafter Ferne gewahrte man die Küstenstädte und dahinter denjenigen Arm des Otrysgebirges, über welchen der Weg nach Lokris, Boiotien und Attike führte.

Lykon machte beim ersten von den Fahrzeugen halt, dessen Besitzer, einen alten Seemann, Namens Dorion, er bereits früher gekannt hatte. Es drang ihm beim Anblick dieses Mannes in seltsam reger Weise zu Gemüte, welche höchst ungleichen Schickungen doch die gleichen Jahre bringen können. Währenddem er selbst in Athen gewesen war und so vieles Neue gesehen und gehört hatte, daß seine Seele dies alles kaum zu bergen vermochte, hatte dieser Mann Tag aus, Tag ein sich stets über die nämlichen Ecken und Winkel der Wiek mit seinem Boote hin und her gestängt, um Sand zu holen und denselben dann zu verkaufen. Der Mann schien immerhin zufrieden zu sein, und als sich Lykon mit ihm in ein Gespräch einließ, so erzählte er ihm, nicht ohne frohes Selbstgefühl, daß sein Boot neu sei, daß seine zwei Söhne es gebaut, und daß es groß genug wäre, um auch für längere Reisen brauchbar zu sein.

„Aber,“ unterbrach Dorion plötzlich sich selbst und sprang nach dem Vordersteven hin, „seht, seht, wie das Wasser fällt! ... Heilige Dioskuren! Was geschieht da vor unseren Augen? ... So geschwind habe ich noch nie das Wasser ablaufen sehen.“

„Das ist das zweite Wunder heut,“ versetzte Lykon, „was mag das doch bedeuten?“

Und noch in demselben Augenblick, während dessen sie sprachen, sank das Boot und alle andern kleinen Schiffe tiefer und tiefer, so daß die Kalkstein-

brücke über ihnen hoch emporzuwachsen schien. Es entstand ein wirres Schreien und Rufen von einem Fahrzeug nach dem andern hin, und einen Augenblick nachher lag die innere Wiek, bis auf eine Zahl von Wasserpfützen, so trocken wie eine Heide. Dort, wo der blanke Wasserspiegel sich unlängst ausgedehnt, sah man nun einzig den graufarbenen, mit Tangbüschen in großen und kleinen Flecken bewachsenen Sandboden. Die kleinen Fahrzeuge, die kurz vordem weit draußen auf dem Wasser einhertrieben, lagen nun, nach der einen Seite überneigend, auf dem Trocknen, und man sah die Besatzungen, gleich kleinen schwarzen Punkten, um dieselben herstehen, unschlüssig und ratlos, was sie zu thun hätten.

Konops, der, etwas weniger gleichgültigen und trägen Sinnes als gewöhnlich, Zeuge dieser Vorgänge gewesen, machte jetzt eine treffende Bemerkung.

„Wäre die Wiek ein Trinkgefäß gewesen," sagte er, „und es hätte einen unsichtbaren Mund gegeben, der von der einen Küste zur anderen reichte, das Wasser würde nicht geschwinder aufgesogen worden sein, — nicht in fünf, sechs langen Zügen!"

„Was!" rief Dorion mit einem Mal, „sehe ich recht, so kehrt das Meer zurück!"

Lykon hielt schützend die Hand vor die Augen und schaute nach der Bucht hinaus. Die Wassermasse rückte quer über die Wiek, als ein Wall von neun, zehn Ellen Höhe, mit Schaum auf dem Gipfel und Schaum an

ihrem Fuße, und mit einer Schnelle vorwärts, die etwas stärker war als die eines in vollem Lauf befindlichen Mannes. Er sah die Woge unter die auf dem Meeresboden liegenden Fahrzeuge einrollen, sie emporschnellen und in ihrer wütenden Eile mit sich fortreißen.

Da sprang er, von Konops gefolgt, in Dorions Boot und rief so laut als er nur konnte, den Insassen der anderen kleinen Schiffe zu:

„Löst die Boote von der Brücke! ... sonst wird das Wasser sie füllen, so daß alle umkommen werden.“

Diese Worte gingen von Mund zu Mund.

Da ertönte ein donnerndes Gebrause von der vorwärts stürmenden Wassermasse her. Dieselbe begrub die Kalksteinbrücke in schneeweißen Schaum, hob das eine Fahrzeug nach dem andern empor, nicht ohne einen Teil derselben mit Wasser zu füllen, und trieb sie mit reißender Schnelle die gerade vor der Brücke liegende Bäckerstraße hinauf.

Lykon, Dorion und Konops hatten vollauf zu thun, um mit Hülfe von Rudern und Stangen das Boot von Häusern und Bäumen freizuhalten. Sie vernahmen wie in einem Traume wilde Angstrufe um sich her, und sahen die zwei in nächster Nähe des Hafens gelegenen Gebäude vor der Gewalt des Wassers halb zusammensinken, während einzelne von den kleinen Schiffen an den umstürzenden Mauern und Pfeilern strandeten.

Kurz darauf kam eine neue Woge angerollt, und unter neuen Wehrufen Verunglückender sah man die Boote weiter hinwegtreiben, bis mitten in die lange Straße hinauf. Lykon gewahrte mit Freude, daß Simonides' Haus unversehrt stand, wenn auch das Wasser daran bis über die Mitte der Hausthür hinaufreichte.

Fast in demselben Augenblick ließen sich auf den Dächern der nächsten Häuser menschliche Gestalten blicken, und man vernahm ein Geschrei und Gejammer von Weibern, das Lykon an die Wehklagen denken ließ, die am Adonisfeste zu Athen von Dach zu Dach wiederzuhallen pflegten. Es war aber unschwer zu gewahren, daß hier ein ungleich ernsthafterer Anlaß vorlag; denn in die Rufe mischten sich auch zahlreiche Stimmen von Männern, die von dieser wie von jener Seite der Straße her die Boote um Hülfe anflehten.

Da schwoll das Herz Lykons von einer Menschenliebe, die eben so warm und rege war, wie die Not um ihn her groß. Er sprang in den Hintersteven hinauf und rief den in den nächsten Booten befindlichen Männern zu:

„Freunde! Laßt uns den Göttern für unsere Rettung danken, indem wir von diesen Unglücklichen hier so vielen wie möglich das Leben retten. Neun bis zehn von den Booten müssen in die nächste Straße herumrudern. Hier giebt's genug für uns alle bis spät in

den Abend hinein zu thun, trotzdem außer dieser nur noch eine Straße unter Wasser zu stehen scheint."

„Der Athenienser hat recht!" erwiderte eine Stimme von einem andern Fahrzeug her. „Laßt uns für die Stadt thun, was wir können! Haben wir nicht alle Bekannte und Freunde darin?"

Lykon und Dorion ruderten nun das Boot nach Simonides' Hause hin. Es war nur ein einziger Mensch auf dem Dache zu sehen; dieser eine war Pägnion.

„Wo ist Simonides und seine Tochter?" fragte Lykon.

„Auf dem Dach der Frauenwohnung."

„Und wo sind die Sklaven?" rief Konops.

„Oben auf dem Stalle."

„Lykon stängte das Boot zwischen die Gebäude hin. Da erzitterte es mit einem Male von Steven zu Steven von einem seltsamen, unheimlichen Stoß, der Lykon das Blut in den Adern erstarren machte. Der Stoß wiederholte sich, trotzdem das Boot auf Wasser von drei Ellen Höhe schwamm und nirgends wo angestoßen war.

Im nämlichen Augenblicke ertönte rings umher von Dach zu Dach ein Schrei des Entsetzens, — der Ruf:

„Seiei, seiei! Die Erde bebt, es giebt Erdbeben!"

Nun begriff Lykon, daß die Wunder des Tages, das Gedröhn und die Wasserflut, mit dem jetzt Geschehenen in Verbindung stehen müßten.

Trotzdem keiner der Stöße länger angedauert hatte als die geringe Zeit etwa, die ein Mensch braucht, um die Arme zu erheben und wieder sinken zu lassen, so war die Wirkung dessen gleichwohl eine schreckliche, denn zwei von den Häusern der Straße sanken mit den unglücklichen Bewohnern, die sich auf ihrem Dache befanden, krachend in das Wasser zusammen. Glücklicherweise bildeten immerhin ihre Trümmer einen Schutthaufen, der groß genug war, daß die meisten von den Bewohnern sich über Wasser halten konnten, bis die kleinen Schiffe ihnen zu Hülfe kamen.

Lykon sah, daß keine Zeit zu verlieren war. Wie bang auch sein Herz schlug, so ermunterte er doch Dorion und Konops. Sie nahmen, nicht ohne Anstrengung, Pägnion auf und stängten mit vereinten Kräften das Boot nach der Frauenwohnung hin.

In dem Raume aber, der zwischen den Gebäuden lag, bewegte sich das dunkle und von Schlamm getrübte Wasser in starren Fluten, und als Dorion unglücklicherweise sein Ruder zerbrach, wurde das Boot mit unwiderstehlicher Gewalt an der Ecke der Frauenwohnung vorbei und nach dem Garten hingetrieben. Hier stieß es an den Wipfel einiger Sträucher und geriet plötzlich zwischen ein paar Baumstämmen fest, die nach unten hin vom Wasser und nach oben zu vom Laube verborgen waren. Es erheischte lange Zeit und viele Anstrengung, es aus dieser Lage zu befreien, und dies ermöglichte

sich erst, nachdem das Wasser in den überschwemmten Straßen etwas mehr ins Gleichgewicht gekommen war, so daß die Strömung eine weniger starke wurde. Als es endlich gelang, zur Frauenwohnung zurückzukommen, erwies es sich als unmöglich, Simonides und seine Tochter auf andere Weise als mit Hülfe einer Leiter zu retten.

Lykon begann über diese Verzögerungen bereits ungeduldig zu werden, da der Tag schon sich neigte.

Konops wußte, daß am Stallgebäude eine Leiter zu finden sein würde. Als das Boot jedoch dorthin kam, war dieselbe fort. Nach einigem Suchen fand man sie an einer Stelle, wo man es am wenigsten erwartet hätte. An einem neben dem Hause befindlichen Marmordenkmal war ein plumper, zweiräderiger Erntewagen gestrandet, und durch Zufall war die Wagenstange zwischen die Sprossen der Leiter geraten und hatte dieselbe festgehalten.

Nicht ohne neue Anstrengung wurde die Leiter an das Dach der Frauenwohnung gestellt. Es war hohe Zeit, denn schon begannen die Sterne am Himmel zu erleuchten. Lykon fand Simonides und Myrtale in einem sehr bedauerlichen Zustande; beider Kleidung war zum Teil vom Wasser durchzogen, und sie hatten den ganzen Nachmittag in Angst geschwebt, das Haus möchte dem Druck des Wassers nachgeben und unter ihnen zusammenstürzen. Der Aufseher Karion, welcher Myr-

tale beigestanden, ihren Vater die Treppe hinaufzubringen, hatte vergebens trockene Kleider zu beschaffen gesucht; in den kleinen Kammern unter dem Dache war nichts zu finden gewesen.

Simonides zitterte vor Fieberkälte, so daß ihm die Zähne klapperten. Er hielt die Augen geschlossen und murmelte nur dann und wann einige unzusammenhängende Worte; als ihn Lykon jedoch ins Boot trug, drückte er ihm die Hand. In dem Augenblick, wo Lykon sich umwandte, in der Absicht, Myrtale zu holen, stand sie bereits an ihres Vaters Seite im Fahrzeug. Leicht und gewandt, wie das hübsche kleine Geschöpf, das sich mit dem Schwanze beschattet,*) war sie ohne jede fremde Hülfe ins Boot gestiegen. Es war ein Glück, daß dieses groß war, denn es hatte nicht gar wenige aufzunehmen, und mit welcher Eile auch Lykon die Bergung der Sklaven, der Sklavinnen und ihrer Kinder betrieb, die sich insgesammt auf dem Dache des Stalles befanden, war die Dunkelheit doch vollständig eingetreten, ehe sie alle aufgenommen waren, so daß es schwer hielt, zwischen den Gebäuden ein und auszufinden.

IX.

Das war eine seltsame Kahnfahrt, die keiner der dabei Beteiligten je vergaß! Die sonst so lebhafte

*) Das Eichhörnchen.

Bäckerstraße, die längste und schönste Gasse der Stadt, hallte an jenem Abend zum ersten Mal seit Menschengedenken weder von lauten Gesprächen, geführt von Thür zu Thür, noch von den frohen Gesängen der Jugend wieder, die sonst immer aus den Weinschenken heraustönten, es herrschte ein Stillschweigen, das mit der Zerstörung ganz im Einklange stand, welche überall dem Auge sich darbot.

Das Schwellen und Glucksen des Wassers, leise, gleichsam geheimnisvolle Ruderschläge und das Gemurmel der Bootinsassen, sobald zwei Fahrzeuge sich begegneten, dies waren die einzigen Laute, welche die unheimliche Stille unterbrachen. Die Häuser zeichneten sich als schwarze Massen gegen den Himmel ab, doch so oft man zu einer offenen Stelle dazwischen kam, erblickte man in der Entfernung hell erleuchtete Rauchsäulen und lodernde Flammen, die über die Ecken der Gebäude, die Gesichter in den Booten und über die geringsten Kräuselungen des schwarzen Wasserspiegels einen dunkelroten Widerschein warfen. Dann und wann regneten Funken nieder, die mit jähem Gezisch im Wasser auslöschten, und bisweilen trieb der kühle Abendwind gleichsam einen Schleier von Rauch über die Straße dahin, und man nahm einen erstickenden Brandgeruch wahr.

An der Grenze der Überschwemmung standen Leute in kleinen Gruppen zusammen und besprachen sich mit

einander. Von ihnen war zu erfahren, daß auch in dem höher gelegenen Teile der Stadt ein paar Häuser zusammengesunken waren. Auf den Herden sei Feuer gewesen; dasselbe hätte das herabstürzende Balkenwerk gefaßt und das wären nun jene Gebäude, die man brennen sähe.

Beim Weinhändler Polykles, wo Lykon auf Myrtales Wunsch ihren Vater hingebracht hatte, ging es ungemein rege her. Vor dem Hause hatte man auf dünnen Stangen Laternen aufgehängt, und an einer Menge kleiner Tische saß eine Zahl von städtischen Bürgern, um bei einem Becher Wein alles das zu besprechen, was an diesem merkwürdigen Tage sich ereignet hatte.

Beim Anblick Lykons, welcher im Verein mit der dicht verschleierten Myrtale Simonides unterstützt hielt, gab es ein eifriges Gemurmel; einige erhoben sich, um besser zu sehen, andere wiesen auf Lykon hin, wie um zu sagen: „Das ist er!“ und von dem einen Tische zum andern fragte man halblaut:

„Ist dies der Athenienser?“

„Der, welcher die Schiffsleute rettete, indem er die Boote lösen ließ?“

„Und der die Bewohner der überschwemmten Straßen birgt?“

„Wer kennt ihn? — wer kann sagen, ob er es ist.“

Dem großen Konops wurde die Versuchung zu stark. Er vergaß zu fragen, ob er reden dürfte.

„Ich kann es euch sagen!“ erwiderte er, nicht ohne gewissen Stolz. „Er ist meines Herrn Gast, und ich habe ihn den ganzen Tag begleitet, zuerst nach dem Markte, und dann ins Boot, — dieser und kein anderer ist Lykon, der Athenienser!“

Da ertönte ein allgemeiner Beifallsruf, einige Weiber von freierer Lebensweise, die eben vorbeigingen, warfen Lykon Kußhände zu, und der Inhaber des Hauses, der Weinhändler Polykles, welcher hinzukam, ergriff seine Hand und sagte:

„Bist du der Lykon, von welchem alle reden, dann bist du ein Ehrenmann, dem die Stadt entschieden mehr schuldig ist, wie eine neue Kleidung!“

Mit der herzlichsten Teilnahme empfing Polykles sodann den kranken Simonides und dessen Tochter, und als er aus dem Munde des letzteren vernahm, daß sie den Nachmittag in Angst und Bangen zugebracht, das Haus könnte zusammenstürzen und sie im Wasser begraben, sagte er:

„Nach meinem alten steinernen Wohnhause will ich euch nicht hinbringen; es könnten ja neue Erdstöße kommen, — ich habe in meinem Garten aber eine gute neue Holzscheuer, wo ihr unbesorgt euer Haupt niederlegen könnt, und wo meine alte Haushälterin euch mit allem nötigen versehen wird. Für die Sklaven und

Sklavinnen wird so gut gesorgt werden wie möglich." Und indem er Simonides Lykon aus dem Arm nahm, um ihn und Myrtale in ihre zwischenzeitige Wohnung zu bringen, rief er einen der vorbeilaufenden Knaben, der die Gäste bediente, und hieß ihn Lykon Wein, Gerstenbrot, Käse und Obst vorsetzen.

Während letzterer in Eile diese Mahlzeit zu sich nahm, ehe er wieder nach Dorions Boot sich hin begab, kam Polykles abermals aus dem Garten; Lykon beeilte sich, ihm zu sagen:

„Wie ich sehe, sind viele von den Bürgern der Stadt hier bei einander. Können nicht einige von den jüngeren unter denselben sich aufmachen und abwechselnd bei den abgebrannten Häusern Wache halten, damit niemand in Abwesenheit der Hausherren und im Dunkel der Nacht hineindringt und von dem möglicherweise noch darin Befindlichen etwas wegnimmt? Von den Booten aus wird diese Nacht über die Häuser der überschwemmten Straßen gewacht werden."

Anstatt zu antworten, wandte sich Polykles nach den an den Tischen Sitzenden um und sagte mit lauter Stimme:

„Bürger, dieser Fremde beschämt uns alle! Er denkt, könnte man sagen, an unsere kleine Stadt mehr und auf eine vernünftigere Weise, als wir, die wir hier geboren sind und unser Leben darin zubrachten. Wißt ihr, was er vorschlägt?"

Kaum hatte Polykles Lykons Rat mitgeteilt, als zwölf bis vierzehn junge Leute vortraten, bereit, den beregten Dienst zu leisten. Kurz darauf waren sie in drei Rotten geteilt, von denen die erste, mit einem Sack Chierwein versehen und von einigen Sklaven begleitet, sich nach der Brandstätte hinbegaben.

„Mein Haus ist das deinige," sagte Polykles zu Lykon, „komme hierher, sobald es nichts mehr auszurichten giebt. Dir wird dann Ruhe und Schlaf, vorausgesetzt daß die Nacht, wie es wenigstens den Anschein hat, ruhig bleibt, entschieden vonnöten sein."

Ehe Lykon, von Konops begleitet, wieder ins Boot stieg, wurden von ihm unter Beihülfe einiger Bürger an den Grenzen der Ueberschwemmung einige Feuer angezündet, von denen die kleinen Fahrzeuge sich mit brennenden Fackeln versehen konnten, so oft sie Gerettete ans Land setzten. Darauf verabredete er sich mit den Bootführern, wie sie die Arbeit unter sich teilen wollten. In jeder Straße sollten an die zehn Fahrzeuge zugegen sein, auf jeder Seite deren fünf, die überzähligen Boote aber sollten da herzueilen, wo am meisten zu thun sein würde, und da Leitern sich in vielen Fällen als höchst notwendig erwiesen hatten, wurden mehrere von den Booten damit versehen.

Als auf diese Weise alles geordnet war, ging die Bergung viel geschwinder von statten, als Lykon eigentlich selbst erwartet, und als sich dann keine Hülfebegeh-

rende Stimme mehr vernehmen ließ, so hatten die zwanzig kleinen Fahrzeuge die freien Bewohner von einigen zwanzig Häusern, wie außerdem eine große Menge Sklaven gerettet.

Lykon eilte jetzt, von Konops begleitet, nach Polykles' Hause zurück. Der Weinhändler kam ihm mit betrübtem Gesicht entgegen und erzählte ihm, daß Simonides gefährlich erkrankt sei. Der Schrecken und die Kälte, die er ausgestanden, sei für ihn eine zu harte Probe gewesen.

Als Lykon in die Holzscheune trat, worin Simonides und dessen Tochter sich befanden, galt sein erster Blick der Stelle, wo der Kranke lag. Simonides' Augen waren offen, blickten aber starr vor sich hin, und seine mageren Hände tappten mit krampfhaftem Zittern unruhig über die Decken hin und her. Lykon wollte näher treten, doch Polykles hielt ihn zurück.

An der anderen Seite des Bettes saß ein kleiner Mann in weißer Kleidung und von ernstem und würdigem Äußern. Lykon sah alsbald, daß dies der Arzt war; denn ab und zu ergriff der Mann die Hand des Kranken, um aus dem Pulsschlag derselben dessen Zustand zu beurteilen; auf einem kleinen Tische dicht neben ihm lag seine Tasche mit Arzneimitteln und mit den zu seiner Kunst gehörenden Werkzeugen. Am Fuß des Bettes stand, mit gefalteten Händen und die Augen auf seinen Herrn geheftet, der Aufseher Karion.

Aus den Anstalten, wie sie in der Eile für die Bequemlichkeit des Leidenden waren getroffen worden, war unschwer zu ersehen, daß man sich in einem sehr wohlhabenden Hause befand. In einem Halbkreis um das Lager herum waren weiche milesische Decken aufgehängt, um jeden Luftzug zu vermeiden, und unter den elfenbeinenen Füßen des Bettes waren dicke babylonische Tücher ausgebreitet, um die Kälte des Steinbodens abzuhalten.

Allmählich nahm der Krampf in den Händen des Kranken ab. Der Arzt erhob sich und trat zu Polykles hin.

„Simonides wird besser werden,“ sagte er. „Doch hast du wichtige Dinge mit ihm zu besprechen, dann schiebe es nicht auf. Seine Zunge wird bald schwer und ungelenk werden.“

„Meinst du, daß sein Tod nahe ist?“

„Er kann, wenn die Götter es wollen, einen Tag noch oder mehrere leben; doch von diesem Krankenlager steht er nicht wieder auf.“

Kurz darauf hörte die Unruhe in Simonides' Händen auf, und dieselben sanken matt auf die Decke nieder; der Leidende erhob mit Mühe das Haupt und sah sich um. „Wo ist Myrtale?“ war seine erste Frage.

„Draußen, um einen Trank zu bereiten, den der Arzt verordnet hat,“ gab der Weinhändler zur Antwort.

„Und Lykon?“

„Hier," versetzte Polykles und winkte Lykon an das Bett.

„Ist es wahr," fragte Simonides, „daß du die Bürger rettetest, die in den überschwemmten Straßen wohnten, und eine Menge Sklaven dazu? . . ."

„Nicht mein Boot allein, sondern alle Fahrzeuge zusammen."

„Gleich viel!" versetzte Simonides mit schwachem Lächeln. „Du wirst denn jetzt und in Zukunft als einer der Wohlthäter der Stadt, als eine Art Halbgott genannt werden, — und da es sich nicht ziemt, daß ein Halbgott Sklave ist, muß ich dir wohl die Freiheit schenken. Polykles, der von allem unterrichtet ist, was dich betrifft, hat den Aufzeichnungen meines letzten Willens das nötige hinzugefügt, und er und der Arzt haben als Zeugen unterschrieben."

Lykon kniete am Lager nieder, ergriff Simonides' Hand und bedeckte dieselbe mit Küssen. „Habe Dank," stammelte er, von Bewegung überwältigt. „Du hast meinen höchsten Wunsch erfüllt. Ich habe die Freiheit wieder gewonnen, — und diesmal habe ich sie nicht geraubt!"

Kurz darauf sah man den Vorhang der Thür bei Seite schieben und Myrtale eintreten, gefolgt von der alten Haushälterin. Sie hielt eine gläserne Schale in der Hand und schien für nichts Augen zu haben wie für ihren kranken Vater. Der Arzt goß aus einer

kleinen Flasche in den dampfenden Trank einige Tropfen, und Simonides trank ein paar Schluck davon.

„Wie das belebt!“ sagte er, während Myrtale die bunten Kissen unter seinem Kopf und seinen Schultern zurecht legte. „Sind das die Lampen, die so leuchten? — Es ist als sähe ich die Sonne erglänzen, mitten in der Nacht!“

„Alter Freund!... fühlst du dich besser?“ fragte Polykles.

Ein Schimmer ehemaliger Heiterkeit funkelte aus Simonides' kleinen braunen Augen.

„Der da,“ flüsterte er und deutete auf den Arzt, „der hat mir zu viele Tropfen gegeben. Er macht mich wohl nicht gesund, aber — selig.“

Darauf ergriff er mit einer unerwartet raschen Bewegung Myrtales Arm. Sein Mund und Kinn schob sich so stark hervor, daß er ganz unkenntlich wurde; er stieß ein dumpfes Gemurmel aus, und darauf legte die fahle Leichenfarbe sich so plötzlich über sein Antlitz, als wenn eine unsichtbare Hand, die leicht darüber hingefahren, dieselbe hervorgerufen hätte.

„Er stirbt! er stirbt!“ rief Myrtale aus und warf sich, leidenschaftlich schluchzend, an ihres Vaters Brust.

X.

Eine große Thonschüssel mit Wasser, die vor die Hausthür gesetzt war, gab am folgenden Morgen allen

Vorübergehenden zu erkennen, daß der Ort ein Trauerhaus sei. Während Sklavinnen den Toten salbten und schmückten, besprach Polykles sich mit Myrtale über Simonides' letzten Willen.

Myrtale hatte keine Brüder, sondern war, wie man dies nannte, eine Erbtochter. Da es keinen männlichen Verwandten des Toten gab, an welchen sie mit dem Vermögen zugleich hätte übergehen können, so hatte Simonides seinem Freunde Polykles sein ganzes Eigentum, zum Werte von zwanzig Talenten, unter der Bedingung vermacht, daß er Myrtale heirate; wäre Polykles dazu nicht gewillt, so sollten ihm nur zwei Talente zufallen, und er sollte alsdann nach bestem Dafürhalten das Mädchen verheiraten, welches in solchem Falle das ganze übrige Vermögen zur Mitgift zu bekommen hatte.

Wie sehr auch Myrtale sonst in ihrem Schmerze aufging, so sah sie gleichwohl die Wichtigkeit der getroffenen Bestimmungen ein. Es war ihr darum eine große Erleichterung, als Polykles erklärte, daß er zu alt sei, um eine Frau zu nehmen, und außerdem auch durch einen Traum davor gewarnt worden wäre, sich zu verheiraten. Er hätte nämlich eines Nachts im Schlafe sein Haus wie zu einer Hochzeit mit Kränzen geschmückt gesehen; als er dann aber die Braut heimgeführt, wäre das Laubwerk verschwunden und anstatt dessen hätte er über der Thür eine Ölkanne, wie zum Opfer auf einem Grabe mit einem blauen Bande umwunden,

aufgehängt gesehen. Die Traumdeuter hatten in Betreff dessen erklärt, er würde, wenn er sich verheiratete, an seinem Hochzeitstage sterben.

Im übrigen bat Polykles das junge Mädchen, ihn wie einen zweiten Vater zu betrachten, und er fügte hinzu, daß er bei der Wahl ihres Bräutigams nicht gegen ihren Wunsch handeln werde.

Gegen die beginnende Tagesstunde hin verspürte man einen neuen Erdstoß. Obschon derselbe keinen anderen Schaden anrichtete, als daß er in die alten Mauern der Stadt Risse machte, entstand doch allgemeines Entsetzen darob. Einige lagerten sich auf dem Markte, und andere auf den nächsten Anhöhen, in der Furcht, es könnte eine neue Wasserflut kommen. Diese Besorgnis erwies sich immerhin als unbegründet. Das Wasser begann im Gegentheil in den überschwemmten Straßen so rasch zu fallen, daß die Boote sich beeilen mußten, nachzufolgen, und ehe es Mittag geworden, lagen sie schon wieder an ihrem gewohnten Platze an der Kalksteinbrücke. Doch ragte diese nun minder hoch über dem Wasser empor als sonst, und jener ganze alte Strand, mit seinen Kieseln, Tangen und Muschelschalen, war und blieb in die Fluten versenkt.

Simonides' Bestattung vollzog sich in einer Weise, wie es sich für ein wohlhabendes Haus geziemte. Die Leiche wurde auf dem Lager ausgestellt, mit Myrten bekränzt und auf bunte Kissen gelagert. Es fanden sich

im Lauf des Tages eine Menge Bürger ein, — junge wie alte, reiche wie arme, die letzteren zum Teil in graue oder schwarze Kleider gehüllt und mit geschorenem Haar, um als Leidtragende eine ferne Verwandtschaft geltend zu machen.

Am Tage der Bestattung sah man lange vor Tagesgrauen bereits Hunderte von Menschen vor dem Hause harren, und ehe die Morgensonne noch sich zeigte, brach der Trauerzug auf, unter den Klagetönen karischer Flöten, mit denen der Gesang eines Männerchores abwechselte. Dem Chore folgten die Freunde und Bekannten des Verstorbenen, wohl über die Hälfte der städtischen Bürger. Dann kam die Trauerbahre, ein elfenbeinenes Bett, das von Freunden und Freigelassenen, worunter Lykon, auf den nicht wenig Hände hinzeigten, und dessen nicht wenig Lippen als des Wohlthäters der Stadt, des entschlossenen Atheniensers, gedachten, einhergetragen wurde. Auf dem elfenbeinenen Bette ruhte der Verstorbene, in weißen Kleidern und mit so vielen Kränzen und blauen wie roten Opferbändern bedeckt, daß man kaum der prächtigen Purpurdecken ansichtig wurde, in welche er gehüllt war. Neben der Bahre wallten Sklaven und trugen Ölkannen, Salbenkrüge und andere zur Bestattung dienende Gegenstände in den Händen. Danach folgten die Frauen, einige wenige ältere Verwandte des Toten; Myrtale war noch zu jung, um mitzugehen. Den Zug beschlossen ein paar Opferdiener in

kurzen bunten Mänteln und in zierlichen Halbstiefeln; sie trugen auf dem Kopfe kleine Opfertischchen, die mit Opfergaben von der nämlichen Art besetzt waren, wie diejenigen, welche die Sklaven an der Bahre trugen.

Am äußersten Teile von Polykles' Garten hielt der Trauerzug bei einem Hügel an, von welchem aus man die Stadt, die Wiek, die Bucht und das jenseitige Land überschauen konnten. Diese Stätte war stets Simonides' Lieblingsplatz gewesen und er hatte bei seinen Lebzeiten zu wiederholten Malen den Wunsch verlauten lassen, man möchte ihn einst hier zur Ruhe bestatten.

Am Fuße der Anhöhe sah man den mächtigen, mit allerlei Brennbarem angefüllten Scheiterhaufen ragen. Nachdem derselbe mit den mitgebrachten Kannen, Vasen und Schalen ausgeschmückt und die Bahre hinaufgehoben worden, zündete man mit Fackeln ihn an. Die Flammen loderten unter den Klagen und dem Schluchzen der Anwesenden hoch empor, und in einem Nu hüllten der Rauch und die roten Flammen die Bahre ein, so daß sie aller Augen verborgen war. Gar manche Ölkanne, gar manche Salbenbüchse wurde nun, als eine letzte Liebesspende, in das Feuer geworfen, und als es endlich wieder möglich war, den Scheiterhaufen zu überschauen, war die Trauerbahre zu einem dunklen, unkenntlichen Haufen zusammengesunken, von welchem ein schwärzlicher Rauch emporstieg.

Der größte Teil des Leichengefolges begab sich nach

Polykles' Hause zurück und nahm daselbst als die Gäste des Verstorbenen an einem festlichen Mahle teil. Einige wenige, darunter Lykon, blieben dagegen zurück, bis die Asche gesammelt und die Gebeine in den Schoß der Erde versenkt waren.

Drei Tage darauf brachte man das erste, und neun Tage nach diesem das zweite Totenopfer am Grabe dar. Etwa eine Woche später wurde auf diesem eine marmorne Säule errichtet, die mit einem aus farbigen Achantosblättern geformten Kapitäl gekrönt war. Am dreißigsten Tage nach der Bestattung umwand Myrtale die Gedenksäule mit blauen und roten Opferbändern, woran kleine Ölkannen hingen, und goß sodann, — alles zum Sühnopfer für das Reich der Schatten, Milch, Honig, Quellwasser und ungemischten Wein auf die Erde aus, wobei sie genau darauf achtete, eine jede von den Schalen, deren sie sich bedient hatte, über ihre Schulter zu werfen, so, daß sie beim Falle zerschlugen; denn kein Gerät, das bei einer Trauerfeier verwendet worden, durfte von Lebenden je gebraucht werden.

Mit diesem Opfer war die Trauerzeit zu Ende.

XI.

Einige Tage später sah man Polykles und Myrtale dem Landsitz des Simonides einen Besuch abstatten, sie wollten einen Weinberg darin besehen, der nach Polykles'

Aussage den besten Ertrag lieferte von allen Weinpflanzungen Thessaliens. Als sie wieder nach Hause gingen, begleitet von einem Sklaven und einer Sklavin, war die Abendstunde herangenaht. Die Sonne stand tief hinter einigen Anhöhen, und die Luft erglänzte in den prächtigsten gelben und roten Farben. Der Weg, dem sie nachgingen, war nur etwa an einigen tiefen Radspuren kenntlich, die im Grase sich hinzogen; zur Rechten sah man eine Gruppe knorriger Ölbäume, deren Laub wie immer die Farbe des Himmels wiederspiegelte, so daß es nun in der Abendröte wie mit einem goldigen Schleier überzogen schien; zur Linken lief zwischen Hecken blühender Lorbeerrosen ein kleiner Bach dahin. Zarter Nebeldunst wallte von der Wiese auf, und die ganze Luft war mit balsamischem Blumenduft erfüllt, dann und wann ließ sich von den Sträuchern her ein mattes Gezwitscher vernehmen, bisweilen fuhr eine summende Biene, wie verwirrt und schlaftrunken, vor ihren Füßen vom Grase auf, und durch die tiefe, ländliche Stille vernahm man in der Ferne einmal das Gebell eines Hundes.

Der Friede des Abends hatte etwas, das zu traulichem Gespräch entschieden einlud. Polykles ergriff Myrtales Hand.

„Liebes Kind,“ sagte er, „es ist Zeit, an das zu denken, was dich betrifft.“

„Was meinst du, Polykles?“

„Ich meine, ob nicht unter den Jünglingen in der Stadt, die du an den Festtagen gesehen hast, es irgend einen giebt, den du dir zum Ehegatten wünschen möchtest.“

Myrtale errötete ein wenig, schüttelte aber mit dem Kopfe.

„Wir hätten da immerhin Theagenes, den Sohn des Färbers Straton. Wohl wahr, daß er ein wenig zu dickleibig ist für einen Jüngling; er ist jedoch nicht eben dumm und weiß sich gut auszudrücken, sein Vermögen aber ist zum mindesten eben so groß wie das deinige.“

Myrtale erwiderte nichts; doch mit der Trodbel an der Ecke ihres Obergewandes schlug sie einer der am Wege wachsenden Löwenzahnpflanzen den Kopf ab, so daß die weißen Flocken nach allen Seiten umherflogen.

Polykles begriff, daß der vorgeschlagene Freier aus der Liste gestrichen war.

„Wir hätten denn auch,“ fuhr er fort, „den Eumolpos, den Sohn des Saitenmachers Sokles. Der ist schlank und wohl gewachsen, und außerdem sehr schön; allerdings lebt er mit einer Hetäre, doch nach der Hochzeit ...“

Myrtale erwiderte nicht ein einziges Wort; doch kam die Trodbel abermals, und mit demselben Erfolg wie zuvor in Bewegung.

„Wir hätten da ferner,“ setzte Polykles fort, „den jungen Nikias, den Sohn eures Nachbars. Ich stelle

nicht in Abrede, daß er nach seinem Aufenthalt in Athen so halb und halb ein Stutzer geworden ist, doch..."

Dies Mal wurde es Myrtale zu viel; sie vergaß der Zurückhaltung, wie sie von einer heranwachsenden Jungfrau verlangt wurde, und rief zornig:

„Der Narr!"

„Giebt's da denn aber gar keinen?..."

Myrtale schlug die Augen nieder, schwieg aber.

Darauf sagte sie, um das Gespräch auf andere Dinge zu bringen:

„Wie geht's mit dem Hause in der Bäckerstraße? Hat es sehr viel von der Wasserflut und dem Erdbeben zu leiden gehabt?"

„Nur einer von den Pfeilern des Säulenhofes ist schief geworden; der Schaden ist aber ausgebessert, und was dein Vaterhaus betrifft, so kannst du an jedem Tage Hochzeit halten, wann es sein soll."

Je näher sie der Stadt kamen, desto mehr und mehr wurde Myrtale gedankenvoll. Auf einmal stieß sie einen Seufzer aus, zog ihre Hand aus der ihres Begleiters und rief:

„Es ist schade, daß Lykon ein Sklave ist!" und wie als fürchtete sie, zu viel gesagt zu haben, beeilte sie sich zuzufügen: „Meinst du nicht auch?"

Polykles sah sie scharf an, und trotz der abendlichen Dämmerung bemerkte er, daß ihre Wangen glühten.

„Du irrst, Kind," antwortete er. „Lykon ist kein

Sklave. Dein Vater ließ an seinem Todestage ihn frei."

„Und ich weiß nichts davon?"

„Du standest damals am Herde, um den Trank zu bereiten, den der Arzt verordnet hatte."

„Der liebe Vater!" rief Myrtale entzückt und küßte sich auf den Finger, als ob sie den Verstorbenen leibhaftig vor sich gesehen.

„Doch damit ist nicht alles abgethan," versetzte Polykles ernst. „In Athen ist Lykon ein Eingeschlichener und der gesetzlichen Strafe verfallen. Er würde dort zum Sklaven gemacht werden."

Myrtale fuhr zusammen.

„O thue für ihn, was du kannst," versetzte sie rasch und ergriff Polykles' Hände mit ihren beiden.

„Das ist nicht leicht," antwortete Polykles, der eine heimliche Freude daran fand, sich um das bitten zu lassen, was er selbst zu thun im Sinne hatte. „Das ist nicht leicht, sage ich dir."

„Du kannst ihn retten, wenn du eben willst! Gedenke, was er für die Stadt gethan. Hat er nicht auch meinem Vater und mir das Leben gerettet?"

„Ich will darüber nachdenken," sagte Polykles.

„Nein, nein, du mußt mirs versprechen!" rief Myrtale... „Errette ihn von der gesetzlichen Strafe und ich will dir eine wahre Tochter sein!" Und damit erhob sie sich auf die Zehenspitzen, schlang ihren Arm um

Polykles' Hals und gab ihm einen Kuß auf die Wange.

Polykles empfand den sanften Druck von Myrtales jugendlicher Gestalt, und als er von ihr an der Thür zur Frauenwohnung seines Hauses sich verabschiedet, blieb er in tiefen Gedanken stehen.

„Bei Aphrodite!" rief er aus, „das Mädchen ist einnehmend, und ich bin denn doch nicht gerade so alt..."

Doch in dem Augenblick sah er auch, wie in seinem Traume, die Ölkanne mit dem blauen Bande über der Thür seines Hauses aufgehängt. Er rieb sich mit der Hand über die Augen, und indem er in seine einsame Schlafkammer schritt, sagte er mit einem Seufzer:

„Polykles, du bist doch ein größerer Narr, als ich geglaubt hätte."

XII.

Am folgenden Morgen riefen die öffentlichen Ausrufer die Bürger zur Volksversammlung, und nicht lange darauf sah man die Straßen von jungen und alten, armen und reichen Einwohnern der Stadt erfüllt, die unter Getümmel, Geschrei und Gelächter dem Schauspielhause zuströmten, der Stätte, wo in kleineren Städten die Volksversammlungen gewöhnlich abgehalten wurden.

Das seiner anmutigen Flußthäler, seiner vorzüglichen Reiterei und seiner mächtigen Zauberinnen wegen berühmte Thessalien stand zu jener Zeit unter dem Alleinherrscher Alexandros von Pherä — einem Manne, der so arg gegen seine Unterthanen tobte und wütete, daß er deren einige sogar lebendig begraben und andere in Bärenfelle kleiden und von Hunden zerreißen ließ. Wie alle Gewaltherscher, lebte er in steter Furcht und Besorgnis. Er traute seiner eigenen Leibwache so wenig, daß er sich von einem Hunde bewachen ließ; die Nacht verbrachte er auf dem Hochboden seines prächtigen Hauses, um die Leiter hinter sich aufziehen zu können. Das Geschlecht, zu welchem er gehörte, hatte von volkserwählten Tagoi, Anführern, sich zu Alleinherrschern aufgeschwungen, und er selbst hatte ebenso wie sein Vorgänger sich durch Mord den Weg zur Macht gebahnt.

Doch wie schwer Alexandros' Joch auf der Stadt Pherä auch lastete, in dem kaum eine Tagereise davon entfernten Methone machte sich dasselbe verhältnismäßig nur wenig fühlbar. Wenn die kleine Stadt ihre Mannschaft zum Heere stellte und ihre Abgaben entrichtete, so hatten die Bürger derselben volle Freiheit, ihre Angelegenheiten selbständig zu leiten, während die Nachkommen der ursprünglichen Einwohner des Landes als ein geborener Sklavenstand, Penesten genannt, alle Feld- und sonstige Knechtsarbeit verrichteten. Der weniger kundige hätte wohl glauben können, Methone wäre ein Freistaat.

Auf dem Wege nach dem Versammlungsorte sah man Polykles den Straßen folgen, welche den wenigsten Verkehr aufwiesen. Auf ein Mal gab er den begleitenden Sklaven ein Zeichen, sich entfernt zu halten, und indem er seinen Arm um Lykons Schulter legte, sagte er zu ihm:

„Mein Freund, ich habe heut große Dinge mit dir vor! Du weißt, daß Simonides in seinem letzten Willen mir sein Vermögen nebst seiner Tochter vermacht hat. Da ich jedoch zu alt bin, um eine junge Frau zu nehmen, so möchte ich dich hiermit fragen, ob du gewillt bist, das Mädchen mit einer Mitgift von achtzehn Talenten zu heiraten?"

Lykon blieb stehen, vor Verwunderung zu jeder Erwiderung unfähig. Wäre die plumpe Bildsäule des Poseidon, die da vor dem Tempel des Gottes stand, von ihrem Sockel herniedergestiegen und ihnen entgegen gekommen, er wäre nicht erstaunter gewesen.

„Damit dies geschehen könne," fuhr Polykles lächelnd fort, „will ich dich an Sohnes statt annehmen und zu meinem Erben einsetzen. Zwar würde ich, um die Wahrheit zu sagen, einen Freier vorgezogen haben, der dem Mädchen in Hinsicht der Abkunft gleich stände; da sie jedoch dir geneigt zu sein scheint, so will ich mich ihrem Wunsche fügen."

Lykon holte tief Atem und fuhr sich ein paar Male mit der großen Hand über das Gesicht.

„Ich danke dir, Polykles," sagte er; „ich danke dir recht von Herzen! Doch wie soll alles dies geschehen? Zwar bin ich ein Freigelassener! doch du vergißt . . ."

„Ich vergesse nichts," antwortete Polykles. „Doch eines mußt du wissen: den Bürgern muß alles bekannt gemacht werden . . . dein Sklavenstand, deine Vergehen und die Strafe, deren Abzeichen du trägst. In einer kleinen Stadt wie Methone kann nichts geheim bleiben; es ist darum besser, gleich alles selbst zu sagen, als daß es hinterher von andern entdeckt wird. Es ist außerdem keine Seltenheit, daß in unserer Volksversammlung über Erbschaften, Ehen und andere Verwandtschaftsangelegenheiten verhandelt wird. Hier, wo alle einander kennen, giebt es keinen Unterschied zwischen öffentlichen und nicht öffentlichen Dingen."

Vor dem Schauspielhause sah man die Stadtknechte in voller Thätigkeit, die schwatzenden und lachenden Rotten der Bürger hineinzutreiben, indem sie Miene machten, dieselben mit Schnüren zu umspannen, die mit roter Farbe überzogen waren. Diese Schnüre hinterließen an den Mänteln häßliche Abzeichen, und man zog darum vor, ihnen zu entgehen.

Der größte Haufe der vor dem Schauspielhause befindlichen wurde jedoch von den Stadtknechten nicht behelligt. Dies waren die Sklaven, welche auf ihre Herren zu warten hatten, um dieselben, nach dem Schlusse der Versammlung, nach dem Markte, den Bädern oder dem

Übungsplatze zu begleiten. Diese Unfreien waren nicht weniger fröhlich als die Bürger. Ihre Aufmerksamkeit galt insbesondere den flachen Dächern der nächsten Häuser, woselbst eine Zahl junger Sklavinnen geschäftig waren, Decken und Kissen zu sonnen, um damit Gelegenheit zu haben, die vielen Männer zu sehen und von ihnen gesehen zu werden. Zwischen dem Platze vor dem Schauspielhause und den Dächern wurden sogar dann und wann verschiedene Zeichen gewechselt, und zwar nicht immer die anständigsten.

Am Eingange machte der Listenschreiber Schwierigkeiten, Lykon einzulassen; doch Polykles schlug ihn auf die Schulter und sagte ihm: „Ist dieser Mann jetzt noch kein Bürger von Methone, so wird er gar bald es werden. Laß ihn nur hinein!“

Das Innere des Schauspielhauses bildete eine große, hufeisenförmige Vertiefung, welche von einem aufsteigenden Erdwalle umgeben war; dieser war mit steinernen Sitzen belegt und lehnte an die dicke Ringmauer an. Auf der Mitte des Platzes etwa, zwischen den ringsherum emporsteigenden Sitzen, stand der Altar. In dem Augenblick, wo Polykles und Lykon eintraten, war ein Priester in langen, weißen Kleidern und mit einem Kranz ums Haar eben im Begriff, das gewöhnliche Reinigungsopfer vorzunehmen. Als diese kurze Feierlichkeit zu Ende war, nahm der Vorsteher seinen Sitz ein, und es entstand jetzt ein halb scherz-, halb ernsthafter Ringkampf,

da alle auf den vordersten Bänken Platz haben wollten, von denen aus man am besten hören konnte, was verhandelt wurde.

Der Vorsteher der Stadtbehörde eröffnete die Sitzung, indem er des vielfachen Unglücks gedachte, welches vor kurzem die Stadt getroffen hatte. Als er dabei der rettenden Wirksamkeit erwähnte, welche die kleinen Fahrzeuge entfaltet, erhob sich unter der Menge ein Schmied, welcher mit lauter Stimme rief:

„Laßt uns des Lykon nicht vergessen, des braven Atheniensers! Wäre er nicht gewesen, so würden gar viele von uns den Tod gefunden haben. Er ist es, welcher uns rettete, indem er zuerst die Boote frei machte.“

„Ja, ja, der Schmied spricht die Wahrheit!“ antworteten mehrere Stimmen mit einem Ernste, dem es anzumerken war, daß die Redenden selbst zu den Geretteten gehörten.

Der Umgekommenen und Vermißten gedachte man nicht mit einem einzigen Worte. Ein Menschenleben galt in jenen Tagen nicht eben viel. Dagegen vergaß der Vorsteher nicht zu erwähnen, daß die städtischen Gründe so gut wie nicht gelitten hätten, da sie alle eine so hohe Lage besäßen, daß die Wasserflut sie nicht hätte erreichen können. An mehreren Stellen seien während des Erdbebens warme Quellen hervorgebrochen, die möglicherweise heilende Kraft besäßen. In solchem Falle würden sie der Stadt zu großem Reichtum ver-

helfen können und sie vielleicht zu einem eben so stark besuchten Badeorte machen, wie Ädepsos auf Euboia einer wäre.

Da über den Schaden, den die Stadt erlitten, übertriebene Gerüchte im Umlauf gewesen waren, so wurde die Rede mit großem Jubel aufgenommen, und die Versammlung war in bester Laune, als ein großer, magerer Mann mit hohlen Wangen und langem Barte vortrat und einfiel:

„Ich bin ein Freund der schlichten und bescheidenen Sitten unserer Vorfahren," versetzte er.

„Darum gehst du in zerlumpten Kleidern und ohne Schuhe," rief eine jugendliche Stimme von einem der nächsten Durchgänge zwischen den Bänken her.

Der Redner kam ein wenig aus der Fassung, nahm sich jedoch zusammen.

„Ich kann der neuen Sitte nicht beipflichten, wonach man einem jeden beliebigen Manne, welcher der Stadt einen geringen Dienst erwiesen, den erhabenen Namen eines Wohlthäters der Stadt beilegt, um ihn hinterher mit Belohnungen und Auszeichnungen zu überschütten. Geht das so weiter, dann werden wir bald eben so viele Wohlthäter haben, als es Bürger giebt, wogegen die wirklich nützlichen Bürger, die Lehrer der Jugend und des Volkes..."

„Wer spricht da eigentlich?" fragte ein weißhaariger Greis auf der vordersten Bank und hielt die Hand ans Ohr, um die Antwort aufzufangen.

„Der Redner Philopator,“ erwiderte der Gefragte, mit spöttischem Nachdruck auf dem Worte „Redner“.

„Man nennt ihn auch den Mann mit dem Senfgesicht,“ fügte ein anderer hinzu.

Da diese Aufschlüsse einem halb Tauben erteilt wurden, so konnte es nicht ausbleiben, daß Philopator dieselben hörte. Es überkam ihn ein Gefühl, daß er die allgemeine Stimmung gegen sich hätte, und er fuhr rascher und mit merklicher Unsicherheit fort:

„Das mögen die Götter wehren, daß ich jemanden beneiden sollte. Niemand kann vor dem eigentlichen Verdienste, vor den in Wahrheit großen Thaten, vor den wirklich edlen Handlungen wohl tiefere Achtung hegen, als ich. Doch ist es denn, meine Freunde, etwas so Großes, ein paar Menschen in einem Boote zu retten? Dazu bedarf es weder des Scharfsinnes eines Weisen noch des Mutes eines Kriegers oder der Selbstentsagung des für andere sich Aufopfernden. Dergleichen kann ein jeder Beliebige ausrichten, der Unkundige in gleich vollem Maße wie der Kundige…“

„Dann solltest du es gethan haben, Philopator!“ rief der Schmied mit seiner tiefen Stimme, und da dem Äußeren Philopators etwas anhaftete, welches unzweideutig kund gab, daß er noch niemals ein Ruder in der Hand gehalten, so rief dieser Einwurf ein maßloses Gelächter wach.

Philopator wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Ich habe mich niemals der Seetüchtigkeit gerühmt," sagte er.

Ein neues Gelächter begrüßte diese Worte.

„Du hast genug gesprochen!" versetzte eine Stimme.

„Wir wissen, was du sagen willst!" rief eine andere.

„Hin auf deinen Platz!" fügte eine dritte hinzu.

Und als der wenig erfolgreiche Redner dessen ungeachtet stehen blieb, entstand eine stürmische Bewegung, und zur selben Zeit fuhren, gleich Windstößen, oder wie ein plötzlich ausbrechendes Gewitter, betäubend laute Rufe über die Versammlung dahin.

Der unglückliche Philopator, auf den nun Hunderte von Kehlen einbrüllten, geriet ganz und gar außer sich. Er wurde so blaß wie ein Toter, raufte sich in den Haaren und lief wie sinnlos auf dem flachen Platze umher. Da seine Stimme in dem Geschrei verhallt sein würde, so warf er sich demütig-bittend auf die Knie nieder und streckte nach den Bänken hin die Arme aus, woher die erbittertsten Rufe ertönten. Endlich hatte das Unwetter denn ausgetobt, und die tiefe Stimme des Schmiedes ließ sich nun vernehmen: „Gehe hin auf deinen Platz, Philopator! das ist das Beste!" Der Redner folgte dem guten Rate und schlich, an allen Gliedern zitternd, nach seiner Bank hin, woselbst er sich zusammendrückte und sich so klein machte wie möglich.

Polykles gab Lykon einen Wink, sich hinter den Rednerstuhl zu setzen, woselbst er den Augen aller ver-

borgen wäre; darauf trat er selbst vor, anscheinend eben so ruhig, wie wenn er sich unter den vor seinem Hause sitzenden Gästen bewegte.

„Mitbürger!“ sagte er, „zwar bin ich kein Redner von Beruf, so wie jener Philopator, doch vielleicht werdet ihr immerhin mir euer Ohr leihen wollen, da ich von einem Manne Euch sprechen will, der zu uns in einer bösen Zeit kam, und der in wenigen Tagen der Stadt lieb und wert geworden ist.“

„Sprich, sprich!“ riefen mehrere Stimmen.

„Es ist von ihm manches Schlechte und manches Gute zu sagen. Ich will mit dem Schlechten beginnen. Ihr glaubt, daß Lykon ein Athenienser sei, — das ist er nicht. Ihr glaubt, daß Lykon ein Bürger sei, — das ist er ebensowenig. Er ist ein Freigelassener, der noch vor wenig über einen Monat Sklave war.“

Bei dieser Erklärung trat eine so tiefe Stille ein, daß keiner sich wohl in demselben Raume und unter denselben Menschen hätte glauben mögen, die noch kurz vorher Philopator angeschrieen hatten. Unter dem atemlosen Harren der Menge machten die äußeren Umgebungen plötzlich wie eine Offenbarung aus einer anderen Welt sich geltend. Man hörte mit einem Male den Wind in den Baumwipfeln säuseln und die Schwalben in der Luft zwitschern. Auf den hintersten Bänken standen viele von ihren Sitzen auf und wandten dem Sprecher das Ohr zu, um nicht ein einziges Wort zu verlieren.

Polykles schonte Lykon nicht, er erzählte, wie sein unlängst entschlafener Freund Simonides vor einigen Jahren einen jungen Sklaven Namens Zenon gekauft hätte, welcher, nachdem er wegen Diebstahls gebrandmarkt worden, nach dem Altar des Poseidon geflüchtet wäre. Längere Zeit hindurch hätte Zenon sich bei seinem neuen Herrn gut geführt; wie er einst jedoch einen Mann aus Hypata hätte Simonides eine größere Summe ausbezahlen sehen, sei er zur Nacht mit dem Gelde davon gelaufen.

Da durchlief die Versammlung eine starke Bewegung; der eine flüsterte dem andern zu. Polykles sah ein neues Unwetter voraus.

„Mitbürger und Freunde," versetzte er scherzend; „wir kennen ja einander. Ich will darum euch nicht etwa auffordern, euch ruhig zu verhalten. Ganz im Gegenteil, ich will euch bitten, so recht aus Herzens Grunde zu schreien und zu toben, damit es desto eher denn ein Ende nehmen kann."

Einige von den Männern lachten; die meisten aber waren zu aufgebracht, um sich durch einen Scherz besänftigen zu lassen.

„Ein gebrandmarkter Sklave!" riefen einige.

„Und ihn hat man uns ehren lassen!"

„Warum hat uns keiner das gesagt?"

„Laßt uns diesen Zenon aus der Stadt jagen!"

„Laßt ihn uns steinigen!"

„In Wahrheit ein schöner Wohlthäter zu den sonstigen städtischen Wohlthätern!“ rief Philopator. Doch die, welche ihm am nächsten saßen, faßten ihn am Gewande und zogen ihn auf seinen Platz nieder. Da er mit den Armen aufgeregte Gesten machte und sich wie ein Mann geberdete, dem man das höchste Unrecht angethan, wandte sich der Schmied nach ihm hin.

„Philopator!“

Er nannte den Mann nur eben beim Namen, doch ganz in demselben Tone, als spräche er zu einem Hunde. Philopator schwieg und machte sich in seiner Ecke abermals so klein wie möglich.

Beim Anblick dieses Gehorsams, der gar nicht anders sich erklären ließ, als aus einer sehr begründeten Achtung vor den groben Fäusten des Schmiedes, durchlief eine lärmende Heiterkeit die Versammlung.

Polykles fuhr weiter fort:

„Ich will nun von dem Guten sprechen, das wir bei Lykon finden,“ und darauf erzählte er, wie dieser in Athen als Bürger angesehen wurde, und wie alle ihn schätzten. „Wir Methonäer,“ fügte er hinzu, „können mit gutem Grunde eigentlich darauf stolz sein, daß ein geringer Sklave aus hiesiger Stadt des Umganges der ersten Männer Athens für würdig befunden wurde, so daß man ihn täglich mit dem reichen Timotheos, Konons Sohn, Arm in Arm gehen sah.“

Polykles kannte seine Mitbürger, die Methonäer.

Gab es etwas, das ihrem Stolze schmeicheln konnte, so war es dies, daß einer der ihrigen, und noch dazu ein niedriger Sklave, in Athen sich beliebt gemacht und Aufmerksamkeit erregt hatte.

„Selbst wenn der Mann einst an sich genommen, was andern gehörte," bemerkte ein wohlwollender Weisheitslehrer, „kann er dessen ungeachtet sehr gut sein."

„Ja, Lykon ist in Wahrheit gut," setzte Polykles fort, und nun erzählte er, wie dieser, der in Athen ein so fröhliches Leben geführt, kaum von Simonides' Siechtum und der Lässigkeit der Sklaven Kunde erhalten hätte, als er sofort alles verkauft habe, was er besaß, und nach Methone gereist wäre, um unter den Sklaven die Hauszucht wieder herzustellen und die Verzeihung seines Herrn zu erlangen.

„Das war schön gehandelt! Ja, beim Zeus, schön!" riefen mehrere Stimmen.

Polykles kam nun auf die Wasserflut zu sprechen; mit einer geschickten Wendung beschrieb er, wie Philopator, der da wissen wollte, es sei so leicht, einige Menschen mit Hülfe eines Bootes zu retten, es angestellt haben würde. Beim Anblick der hohen Woge, die, alles zu verschlingen drohend, sich einherwälzte, würde er offenbar nicht weniger aus der Fassung gekommen sein als bei dem Unwetter, welches so eben in der Versammlung über ihn losgebrochen. Er würde in vollem Laufe die Straße hinauf geflohen, vom Wasser

jedoch eingeholt worden sein und ebenso wie die Männer in den Schiffen den Tod gefunden haben. Wie aber habe Lykon es gemacht? Anstatt vor der Wasserflut zu fliehen, wäre er ins nächste Boot gesprungen, und anstatt lediglich an sich selbst zu denken, hätte er mitten in der Gefahr ein Herz gehabt für die Not anderer und hätte die Mannschaft der übrigen Boote gewarnt. „Wäre Lykon nicht gewesen," sagte Polykles und erhob seine Stimme, „dann würden nicht allein dreißig Menschen in den Fahrzeugen umgekommen sein, sondern es hätten auch eine Menge Freier wie Sklaven in den überschwemmten Straßen ihr Leben lassen müssen. Denn mit etwa zwanzig Booten rettete Lykon an jenem Unglückstage aus einigen zwanzig von den Wellen umfluteten Häusern achtzig Bürger, Männer, Weiber und Kinder, und außerdem über zwei Hundert und siebenzig Sklaven. So viele sind es, die Lykon ihr Leben verdanken!"

Da entstand ein betäubender Jubel, ein Sturm des Beifalls brach los, und es währte eine geraume Weile, ehe Polykles wieder zu Worte kommen konnte.

„Ich halte deshalb dafür," so fuhr er fort, „daß Lykon mehr als irgend ein anderer sonst, — selbst wenn auch Philopator nichts davon wissen will, — den Namen eines Wohlthäters der Stadt verdient."

Da rief von einer der hintersten Bänke her eine Stimme:

„Wo ist Lykon? Wir wollen ihn sehen!"

In diesen Ruf stimmten alsbald alle ein, und über das ganze Schauspielhaus ertönte es: „Wo ist Lykon?“

„Mir scheint,“ versetzte Polykles lächelnd, „daß gerade diejenigen am lautesten rufen, welche vor wenigen Augenblicken Lykon noch aus der Stadt jagen und ihn steinigen wollten.“

Diese Worte erregten eine lärmende Heiterkeit. Die guten Methonäer mußten selbst darüber lachen, mit welcher Leichtigkeit sie aus dem einen Übermaß in das andere kamen.

Polykles fügte hinzu: „Da ich im voraus wußte, daß ihr Lykon würdet zu sehen wünschen, so habe ich mit Erlaubniß des Vorstehers ihn gleich mitgenommen.“ Darauf gab er Lykon einen Wink, und dieser trat nun, vor Bewegung blaß, doch anscheinend ruhig, vor jenen Wall menschlicher Häupter hin, wie ihn die Menge der auf den in dichter Rundung aneinander aufgethürmten Sitzen bildete.

Beim Anblick von Lykons offenem, gutmütigem Gesichte und seiner kräftigen Gestalt erhob sich ein neuer, lange anhaltender Beifallssturm.

„Liebe Freunde und Mitbürger,“ fiel Polykles abermals ein, „ich will eine Weise euch vorschlagen, wie ihr diesen Mann belohnen solltet, — eine Weise, die der Stadt große Unkosten nicht verursacht, und die doch vielleicht am besten mit seinen Wünschen im Einklang steht. Simonides hat, wie ihr wißt, mir sein Vermögen

zugleich mit seiner Tochter vermacht. Da ich jedoch zu alt bin, um eine junge Frau zu nehmen, und da das Mädchen auch Lykon zugethan ist, so gedachte ich, sie ihm zur Ehe zu geben, wodurch er in den Besitz des größten Teiles des vorhandenen Vermögens gelangen wird. Damit dies aber geschehen könne, müßt ihr ihn zum Bürger machen; ich will ihn dann an Sohnesstatt annehmen und ihn zu meinem Erben einsetzen, auf daß er ein passender Freier werden könne. Damit aber niemand später es Lykon entgelten läßt, daß er Sklave gewesen und bestraft worden, so möchte ich euch hiermit vorgeschlagen haben, als öffentliche Belohnung ihm Freiheit von Abgaben nebst freier Beköstigung auf dem Rathause zu gewähren. Endlich scheint es mir angezeigt, daß im Tempel des Poseidon eine Tafel mit einer Abbildung von Lykons Rettungswerk während der Wasserflut und mit einer kurzen Beschreibung aufgehängt werde, worin es heißt, daß er Sklave gewesen und gebrandmarkt worden sei. Künftige Geschlechter können dann erfahren, daß die Stadt Methone ihre Schuldigkeit selbst gegen den Geringsten thut. Seht, liebe Mitbürger! dies ist mein Vorschlag in Hinsicht Lykons. Doch hat einer von euch etwas Besseres vorzubringen, so will ich gern denselben zurücknehmen."

Der Saitenmacher Sokles erhob sich. Dies war ein kleiner wohlbeleibter Mann, mit großen vorstehenden

Augen und einem breiten, offenen Munde, der ihm ein höchst einfältiges Aussehen verlieh.

„Ich kann nicht dafür stimmen, daß diesem Lykon eine Belohnung zu teil werde," so sagte er.

„Weshalb nicht?"

„Weil er, beim Zeus, mir einer der närrischsten Menschen scheint!... wenn er so wohlgemut und so zufrieden in Athen lebte, wie es heißt, weshalb blieb er nicht da? Was will er dann hier bei uns?"

Da lachte Lykon und fragte:

„Aus welcher Stadt ist dieser Bürger?"

„Aus Chäroneia!"

„Aha!" rief Lykon lächelnd, „dachte ich es nicht, daß der Mann, der mir meine Rückkunft nach Methone, die einzige gute Handlung vorwirft, die ich jemals ausgeführt, daß der ein — Boioter sein müßte!"

Sokles wußte nicht, was er darauf erwidern sollte, und wie er denn offenen Mundes, als ein bezeichnendes Bild boiotischer Dummheit, so dastand, bei dem Anblick brach die ganze Versammlung in Gelächter aus. Dies war eine so spöttische lärmende, alles überwältigende Heiterkeit, daß es sich anhörte, als ob jeder Stein im Schauspielhause lachte.

Sokles stand einen Augenblick wie von Erstaunen gelähmt. Darauf warf er seinen Mantel ab und eilte blutroten Gesichtes dem nächsten Ausgange zu, indem er durch die Menge dahin schlüpfte, über leere Plätze auf den Stein=

sitzen hinübersetzte und durch die dichten Gruppen in den Durchgängen sich einen Weg bahnte. Seine ganze Flucht ging mit solcher Schnelle von statten, daß es aussah, als ob der kleine dickleibige Mann von dem unbändigen Gelächter der Menge über die Sitze hin wäre hinweg geblasen worden.

„Ei, ei, wie er springt!“ rief der Schmied mit schallendem Gelächter, indem er, sich wie in Krämpfen windend, sich auf den Schenkel schlug.

„Lykon hat Sokles zum Hirsch gemacht!“ rief ein anderer aus.

„Er hüpft wie ein Diskos hinter dem Ziel her!“ fügte ein dritter hinzu.

Als die Ruhe einigermaßen wieder hergestellt war, ließ der Vorsteher über Polykles' Vorschlag abstimmen. Alle streckten die Häude in die Höhe, ausgenommen Philopator. Doch der Schmied, der noch immer ein wachsames Auge auf ihn hielt, räusperte sich laut und sandte ihm einen scharfen Blick zu. Da kam auch Philopators Hand, obschon langsam und zögernd, in die Höhe.

Der Vorsteher, ein weißhaariger Greis von ehrwürdigem Aussehen, umarmte Lykon vor aller Augen, und während der tiefen Stille, die nun entstand, sprach er so laut und vernehmlich, daß es bis zu den entferntesten Plätzen hinaufhallte:

„Du bist nun Bürger von Methone und Gast des Rathauses. Dies möge dir zum Heile gereichen!“

XIII.

Am folgenden Tage sandte Polykles mit einem zuverlässigen Boten ein Schreiben an den Schiffsrheder in Athen, welcher Lykons Kreisvorsteher gewesen war. Der Weinhändler kannte ihn, da der Mann mehr als einmal Methone mit seinen Schiffen besucht hatte. Zehn Tage darauf lief die Antwort ein. Dieselbe lautete dahin, daß man gewillt sei, falls Lykon eine Buße von zehn Minen bezahlen wollte, seinen Namen aus der Bürgerliste zu tilgen, womit alle gerichtliche Verfolgung fortfallen würde.

Bei dieser Botschaft atmete Lykon tief auf, wie ein Mann, der soeben auf trockenes Land gekommen, nachdem er lange in den Wellen um sein Leben gekämpft.

„Die Götter seien gepriesen!“ rief er aus. „Erst jetzt kann ich die Freiheit als etwas Derartiges mir dienen lassen, das mir selbst gehört, und welches keiner das Recht hat, mir zu entreißen.

Myrtale aber umarmte Polykles und sagte mit ihrem frohesten Lächeln:

„Auch du bist ein Wohlthäter! Hast du nicht den Retter der Stadt davon errettet, in einer andern Stadt zum Sklaven zu werden?“

Einige Tage nachher unternahm Lykon, von Konops begleitet, einen Gang nach der Nachbarstadt Ormenion. Dort war es, wo er als Sklave gedient hatte, ehe er nach dem Altar des Poseidon in Methone geflüchtet war. In Ormenion suchte er seinen früheren Herrn, einen Arzt, auf. Er verweilte ziemlich lange bei ihm. Bei seinem Weggange gab der Arzt ihm eine Strecke weit, den Weg nach Methone entlang, das Geleit, und als sie dann von einander Abschied nahmen, fragte er Lykon, ob es ihm mit dem Begehren, das er an ihn gerichtet, wirklich ernst sei. Als Lykon dies bejahte, lächelte der Arzt und schüttelte, wie über eine große Sonderbarkeit, den Kopf. „So nimm es denn!“ sagte er und reichte ihm einen in Leinwand gehüllten kleinen Gegenstand, welchen Lykon sorgfältig in die Falten seines Kleides barg.

Nach seiner Erwählung zum methonäischen Bürger hatte Lykon in dem Hause in der Bäckerstraße Wohnung genommen. Gar viel von dem dortigen Hausrat war von der Wasserflut zerstört worden, weshalb er mit dem Beistande von Myrtales Amme die Frauenwohnung mit vielen Dingen versehen mußte, ehe eine Braut einziehen und eine neue Haushaltung geführt werden konnte.

Eines Tages sah man das alte Haus vom frühen Morgen an mit Kränzen geschmückt; — namentlich war die Hausthür damit geziert, — und von Blumengewinden umgeben, in denen Blütentroddeln prangten.

Polykles' Haus, die einstweilige Heimstätte der Braut, war auf ähnliche Weise geschmückt.

Kaum war das Dunkel hereingebrochen, als vor letzterem Gebäude ein Rollen von Rädern und ein Summen, wie von vielen Stimmen, sich hören ließ Von zahlreichem Gefolge begleitet, hielt ein Wagen, gezogen von weißen Maultieren, vor der Thür, bereit, die Braut heimzuführen. Lykon und der von ihm gewählte Brautführer, Polykles, traten in das Haus und empfingen aus der Hand einer alten Verwandten die dicht verschleierte Braut, um dieselbe zum Wagen zu führen, worin sie zu beiden Seiten der Verhüllten Platz nahmen.

Die Brautfackeln lohten auf, und der Zug setzte sich in Bewegung. Die Flammen warfen ihren roten Schein über die prächtigen Festtrachten; die Flöten erklangen, und der Brautgesang hallte in dem stillen Abend weit dahin.

Vor allen Hausthüren standen die Bewohner zusammen, und drin, in den halbdunklen Vorhallen, sah man Sklaven und Sklavinnen Kopf an Kopf bei einander. Alle Vorübergehenden blieben stehen und begrüßten den Zug mit den Worten: „Glück und Heil!"

„Wie ist es hier doch traulich und schön!" flüsterte Lykon seiner Braut zu. „In Athen dagegen giebt's an solchem Abend womöglich noch mehr Lärm und Getümmel als sonst. Einen jeden Hochzeitszug um=

schwärmen da Bettler mit zahmen Krähen auf den Händen."

„Krähen?" wiederholte Myrtale verwundert.

„Wie ich sage," antwortete Lykon lächelnd. „Die Krähe ist der heilige Hochzeitsvogel der Athenienser, und wenn ein Bettler den auf der Hand trägt, so kann niemand ihm wehren, mit dem Zuge ins Haus zu folgen, um den alten, unflätigen Krähengesang abzusingen und darauf sich gütlich zu thun."

Bei der Ankunft am ehelichen Heim überfiel das Paar nach Gebrauch und Herkommen ein Hagel von kleinen Kuchen, Feigen, getrockneten Trauben und kleinen Münzen, — eine sinnbildliche Verheißung des Wohlseins, das seiner harrte.

Den Festsaal erleuchteten zahlreiche auf Dreifüße gesetzte Lampen; an der einen Seite standen die Tische der Männer, an der andern die der Frauen. Unter den Geladenen befand sich die alte Obrigkeitsperson, welche in der Volksversammlung den Vorsitz geführt hatte, und diejenigen von den städtischen Bürgern, welche zu Simonides in näherer Beziehung gestanden hatten, sowie auch einige wenige weibliche Anverwandte der Braut. Junge Sklaven in neuen Kleidern und mit Purpurbändern ums Haar setzten kleine Tische mit den beliebtesten Gerichten zwischen die Ruhebetten hin.

Als man die Hochzeitskuchen verspeist hatte, war die Mitternachtsstunde unterdes herangenaht. Die älteste

weibliche Verwandte führte das junge Paar über den Säulenhof nach der stillen Schlafkammer. Die Gäste folgten alle hinterher, und noch einmal wurde, vor der verschlossenen Thür, der Brautgesang abgesungen. Doch als die letzten der Geladenen sich entfernt hatten, und der Thürhüter die schwere Hausthür ins Schloß warf, so daß es im Säulenhof wiederhallte, ergriff Lykon Myrtales Hand und sagte:

„Dieses Dröhnen höre ich lieber als die Töne des Hochzeitsgesanges. Nun sind wir allein; nun habe ich dich für immer!"

Er zog sie an sich und seine Lippen suchten die ihrigen; doch die im Jungfernzwinger erzogene Myrtale, die noch nie mit einem Manne allein gewesen war, wandte hocherrötend das Antlitz weg.

Lykon nahm die Thonlampe, die in Gestalt eines Bettes geformt war, worauf ein schlummernder Eros ruhte, und indem er auf den kleinen Gott hinwies, sagte er:

„Der Eros, der meine Brust erfüllt, schläft nicht und wird nicht schlafen, ehe denn mein Haar ergraut und mein Rücken vom Alter gebeugt sein wird. Ein schlechtes Wahrzeichen würde es sein, ließe ich diese Lampe in unserer Hochzeitsnacht brennen. Sie soll weder jetzt noch später uns leuchten!"

Damit warf er sie zur Erde, so daß sie im Falle verlöschte und auf den Fliesen des Bodens zerbrach.

In dem tiefen Dunkel, welches um sie her entstand,

zog er Myrtale zu sich auf den Schoß hernieder. Sein Herz klopfte wie niemals zuvor, und das Dunkel schien ihm erfüllt mit kleinen tanzenden Flammen, wie jener der Lampe, die eben verlöscht war.

Es war ihm, als ob er mit dem Wohlgeruch aus Myrtales Haar einen Duft einzöge von lebenswarmer, schwellender Jugend, und in dem Schweigen, wie es Eros heischt, suchte sein Mund abermals die kleinen frischen Lippen.

Dies Mal wandte Myrtale das Antlitz nicht ab.

XIV.

Die Zeit verschwand den Glücklichen rasch; ehe sie es wußten, war ein Jahr verronnen.

Eines Tages sah man jede der Thüren des Hauses mit einem Olivenkranz geschmückt, — es war seinem Inhaber ein Sohn geboren. Lykon erklärte, das Kind sollte erzogen werden. Es stand nämlich ihm, dem Vater, frei, es auszusetzen oder sogar zu töten.

Der Säugling wurde von der Hebamme rings um den lodernden Hausaltar getragen. Von den Eltern, den Verwandten, ja sogar den Sklaven wurden eine Menge Gaben ihm geschenkt, namentlich Platagai, Kinderklappern. Bei dem großen Opfermahl am zehnten Tage nach der Geburt des Knaben gab Lykon ihm zu Myrtales Freude den Namen Simonides.

Lykon setzte seinen Stolz darein, das Geschäft seines verstorbenen Herrn noch zu erweitern; doch ließ er sich niemals auf größere Unternehmungen ein, ehe er sich mit dem klugen und erfahrenen Polykles beraten. An dem Tage, wo dieser in sein einundsechzigstes Jahr trat, schenkte Lykon ihm zu seiner großen Freude jenen auf dem Landsitze gelegenen Weinberg, von dem er behauptete, daß er den besten Wein in Thessalien hervorbrächte.

Dieses Geschenk hatte Lykon mehr gekostet, als Polykles jemals in Erfahrung brachte. Denn als Lykon das erste Mal Myrtale davon redete, nahm sie die Sache eifrig und hatte vieles dagegen einzuwenden.

„Polykles ist reich genug," sagte sie.

„Doch nicht so reich, daß dieses Geschenk ihn nicht noch erfreuen würde."

„Es ist eines Mannes Pflicht, das, was er sein nennt, seinen Kindern zu hinterlassen."

„Es ist nicht minder eines Mannes Pflicht, sich gegen denjenigen dankbar zu zeigen, der ihm wohlgethan und sich seiner angenommen."

„Du willst also Polykles den Weinberg schenken?"

„Das will ich."

„Sogar wider meinen Wunsch?"

„Du vergißt, Liebe, daß ohne Polykles ich nichts wäre."

Das Blut schoß Myrtale in die Wangen und ihre Augen funkelten.

„Und du vergißt,“ versetzte sie, „daß alles, was du dein nennst, mein ist.“

Diese Worte waren ihr kaum entschlüpft, als sie dieselben schon bereute. Lykon fuhr sich mit der großen Hand über das Gesicht, erhob sich und ging.

Myrtale schlich ihm nach. Sie sah ihn über den Säulenhof gehen und in einen kleinen Raum eintreten, worin einiger Hausrat aufbewahrt wurde. Durch die angelehnt stehende Thür gewahrte sie, daß Lykon einen Schrein öffnete und daraus einen in Tuch eingehüllten Gegenstand hervorzog. Doch indem sie die Thür behutsam weiter aufschob, um besser hineinschauen zu können, fiel ihr Schatten auf Lykons Arm. Er wandte sich um.

„Was hast du da?“ fragte Myrtale, nicht wenig betreten, sich verraten zu sehen.

„Was mir gehört und keinem Andern.“

Myrtale verstand den Vorwurf. Ihre Augen füllten sich mit Thränen; sie sank zu Lykons Füßen und umklammerte seine Knie.

„Vergieb mir,“ lispelte sie demütig, „vergiß meine bösen Worte.“

„Sie vergessen — kann ich nicht. Doch ich will gegen dich handeln, als ob du sie niemals gesagt hättest.“

Myrtale verharrte in ihrer knieenden Stellung; Lykon hob sie auf, und sie preßte ihre Lippen auf seine Schulter.

„Was hast du da?“ wiederholte sie schüchtern.

„Einen Friedensstifter. Das Bild eines guten Dämons.“

„Laß es mich sehen.“

„Das kann ich nicht,“ versetzte Lykon und wickelte das Tuch fester darum. „Wenn ein Anderer als ich seine Augen auf das Bildnis heftet, dann verliert es seine Kraft. Versprich mir darum, daß du weder jetzt noch später begehren willst, es zu sehen.“

Myrtale deutete auf ein elfenbeinenes Ruhebett, welches in dem kleinen Raume aufgestellt war. Lykon lagerte sich darauf, und sie nahm an der Kante, zu seiner Seite, darauf Platz.

„Was sollte es schaden, wenn ich, dein Weib, es sähe?“ lispelte sie einschmeichelnd und legte ihren Arm um Lykons Hals.

„Ich habe es gesagt,“ erwiderte Lykon, „thue, was ich dich bitte.“

„Wohlan denn!“ murmelte Myrtale mit einem Seufzer, „ich verspreche es!“

Doch in demselben Augenblick erbleichte sie, als ob ein Grauen sie durchrieselte.

„Gestehe es!“ rief sie mit seltsam veränderter Stimme „Das ist das Bild eines athenischen Weibes!“

Lykon wich vor dem wilden Ausdruck ihres Gesichtes zurück, und ehe er daran dachte, es zu hindern, hatte sie den kleinen verhüllten Gegenstand ergriffen, den er auf das Ruhebett gelegt hatte.

Mit den Zähnen riß sie das Tuch ab. Es kam ein plumpes, viereckiges Stück Eisen zum Vorschein. Sie wendete und drehte es in der Hand, bis sie an seinem einen Ende den Buchstaben *K* entdeckte, der aus drei erhabenen Strichen gebildet war.

Dies war der Stempel des Zeichens, welches Lykon auf seiner Schulter trug.

Myrtale begriff augenblicklich, weshalb Lykon dies plumpe Stück Eisen verwahrte. Es war für ihn, wie er gesagt, das Bild eines guten Dämons. Indem er dies Zeichen seiner Erniedrigung aufbewahrte, hielt er nicht nur allen Übermut von sich, sondern lernte auch milder urteilen, sich selbst beherrschen und besser werden. Indem er sich ins Gedächtnis rief, daß er Sklave gewesen, machte er andere es vergessen.

Myrtale fühlte etwas bisher Ungekanntes in ihrem Innern sich regen. Ihr war, als ob das Herz ihr schwölle. Sie warf sich ihrem Ehegatten in die Arme und bedeckte sein Antlitz mit Thränen und Küssen.

„Die Götter seien gepriesen für das, was geschehen ist!“ rief sie aus. „Heute bist du mir doppelt lieb geworden! Erst jetzt kenne ich dich vollkommen.“

Lykon und Myrtale traten bei dem einsamen Polykles ganz an Kindesstatt, und dieser war nie froher, als wenn die Beiden in den stillen Abendstunden ihn besuchen kamen.

Die Anhöhe im Garten, welche Simonides' Lieblingsplatz gewesen und auf welcher sein Grabmal sich erhob, war dann allemal das Ziel ihrer Wanderung, und wenn sie dem Entschlafenen ihre Huldigung dargebracht, indem sie das Grab mit Blumen schmückten, dann nahmen sie stets auf einer Bank zwischen hohen Platanen Platz, um über Land und Stadt Umschau zu zu halten.

Eines Abends, als die fernen, von der Sonne beschienenen Berge von Pherä heller als in der beginnenden Dämmerung erglänzten, rief Lykon aus:

„Simonides hatte recht! Wo giebt es wohl einen schöneren Fleck als diesen?"

Myrtale sah Lykon ins Antlitz und stellte plötzlich die Frage:

„Sehnst du dich niemals mehr nach Athen zurück?"

Polykles zog die Augenbrauen empor. Das war offenbar nach seiner Meinung eine äußerst schwierige Frage. Doch Lykon fiel die Antwort leicht. Er ergriff Myrtales Hand und sagte:

„Wie kannst du also fragen? In Athen war ich fröhlich; hier bin ich glücklich."

Inhalt.

	Seite
Zeus Hypsistos	1
Der Sykophant	85
Die Hetärie	117
Die Allzuglücklichen	249
Lykon mit der großen Hand	277

Berichtigungen.

Seite 23, Zeile 13 v. unten lies statt Korydalosgebirge: Korydallosgebirge.

Seite 122, Zeile 6 v. unten lies statt vor: **von**.

Seite 141, Zeile 14 v. unten lies statt von: **um**.

Schönwissenschaftliche und geschichtliche Werke

aus dem Verlage von

Bernhard Schlicke (Balthasar Elischer)

in Leipzig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Johannes Blochwitz,

Kulturgeschichtliche Studien. Bilder aus Mythe und Sage, Glaube und Brauch. 8°. Preis eleg. brosch. 4 Mk. 50 Pf.; fein gebunden 6 Mk.

Johannes Blochwitz,

Farbenspiele. Aesthetische und kulturgeschichtliche Betrachtungen. 8°. Eleg. brosch. 2 Mk. 40 Pf. Fein gebunden 3 Mk. 80 Pf.

Julius W. Braun,

Schiller und Goethe, im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen aus den Jahren 1770—1812. Erste Abtheilung: Schiller, I. u. II. Band. 8°. Preis eleg. brosch. 15 Mk., fein gebunden 18 Mk. Auf holländ. Büttenpapier in Liebhabereinband 24 Mk.

Oskar Brosin,

Schiller's Vater. Ein Lebensbild. 8°. Eleg. brosch. 3 Mk. In eleg. Orig.-Einband fein geb. 4 Mk.

Fr. v. Hohenhausen,

Berühmte Liebespaare. Zweite Folge. Eleg. brosch. 5 Mk. In eleg. Orig.-Einband fein geb. 6 Mk. 50 Pf.

Fr. v. Hohenhausen,

Berühmte Liebespaare. Dritte Folge. Eleg. geh. 5 Mk., fein geb. 6 Mk. 50 Pf.

L. Passarge,

Drei Sommer in Norwegen. Reiseerinnerungen und Kulturstudien. 8°. Eleg. geh. 6 M., fein gebunden 7 Mk. 50 Pf.

Elise Polko,

Faustina Hasse. Musikalischer Roman. Zweite vermehrte Auflage. Mit Titelbild der Signora Faustina. 2 Bde. gr. 8°., in eleg. Kunstdruck-Umschlag brosch. 11 Mk. 75 Pf. In Orig.-Einband elegant gebunden 14 Mk. 75 Pf.

Elise Polko,

Nicolo Paganini und die Geigenbauer. Mit dem Bildn. Paganini's in Lichtdr. Eleg. brosch. 5 Mk. 50 Pf. In Orig.-Einband eleg. gebd. 6 Mk. 75 Pf.

Elise Polko,

Sabbathfeier. Roman. Zweite Auflage. 2 Bde. Eleg. brosch. 10 Mk. In Original-Pracht-Einband mit Goldschnitt eleg. gebd. 11 Mk. 50 Pf.

Robert Prölß,

Geschichte des neueren Dramas. Drei Bände (auch in 6 Halbbänden), Lex.-8°. Preis brosch. 65 Mk.

Inhalt. — Erster Halbband: Rückblick auf das mittelalterliche Drama. Das Drama der Spanier. 10 Mk. Zweiter Halbband: Das Drama der Italiener. 10 Mk. Dritter Halbband: Das Drama in Frankreich. 13 Mk. 50 Pf. Vierter Halbband: Das Drama der Engländer. 13 Mk. 50 Pf. Fünfter Halbband: Das Drama in Deutschland bis zum XVII. Jahrhundert. 9 Mk. Sechster Halbband: Das Drama in Deutschland seit dem XVII. Jahrh. bis auf die Gegenwart. Generalregister. 9 Mk.

G. Pätz'sche Buchdr. (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

G. Pätz'sche Buchdr. (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.